

Hrsg. Ullrich Junker

**Bilder
aus der Heimatgeschichte
des
Hirschberger Tales**

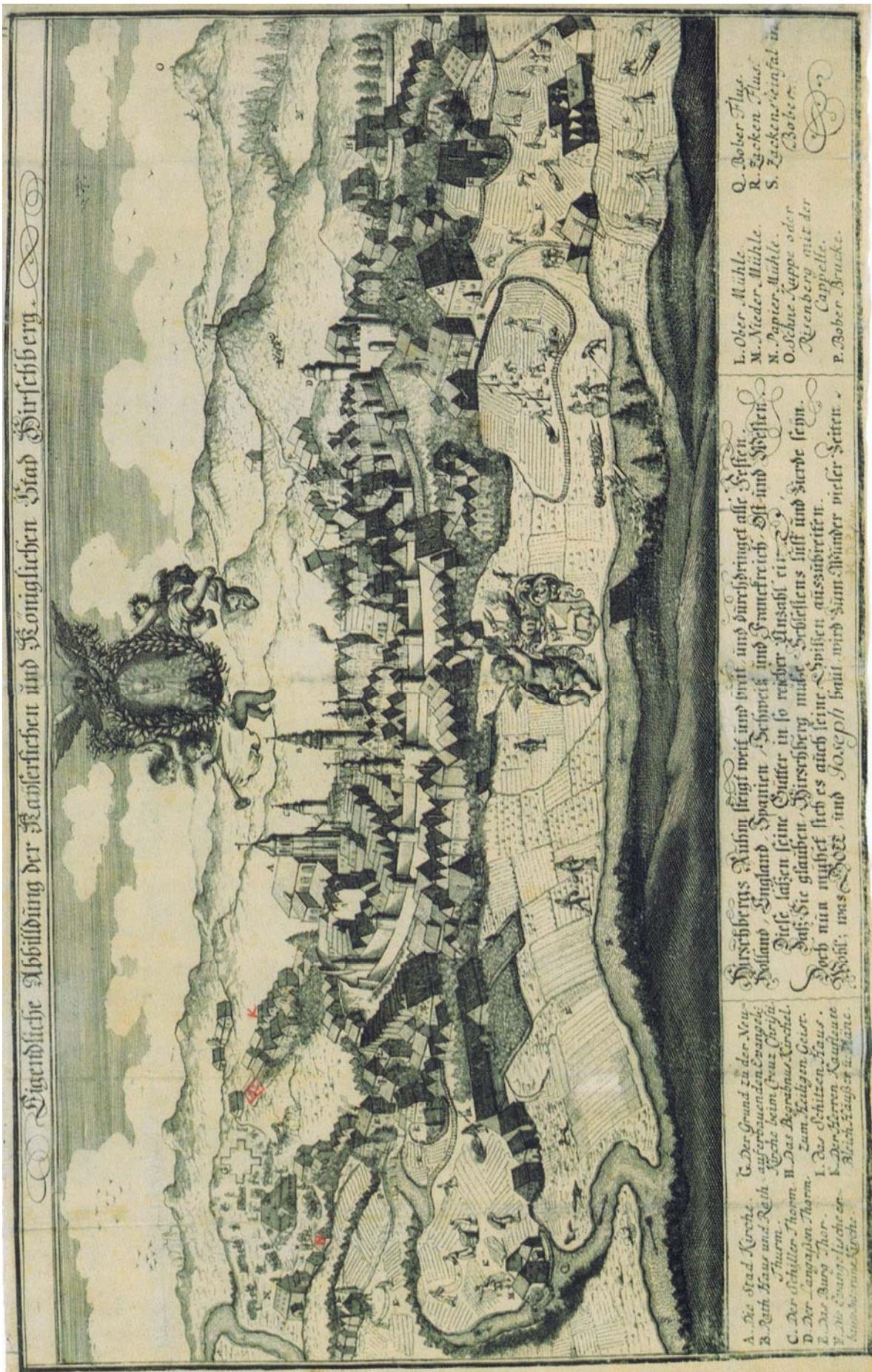
Bearbeitet von
Lehrer Karl Schmidt in Hirschberg

Alle Rechte vorbehalten



Herausgegeben vom Hirschberger Lehrerverein

**© Im Januar 2020
Ullrich Junker
Mörikestr. 16
D 88285 Bodnegg**



Vorwort.

Die Liebe zur deutschen Heimat und zu Volk und Vaterland drückten mir die Feder in die Hand, dies Büchlein zu schreiben, das heut die stille Arbeitsstube verläßt, um den Gang unter die Menschen zu wagen. Es ist ein erster Versuch, eine Geschichte der Landschaft zu bearbeiten, die man das „Hirschberger Tal“ nennen kann, und eine Erstlingsarbeit wird stets ihre Mängel haben, so auch mein Buch, das ich deshalb nur mit dem Namen „Bilder aus der Heimatgeschichte –“ versehe.

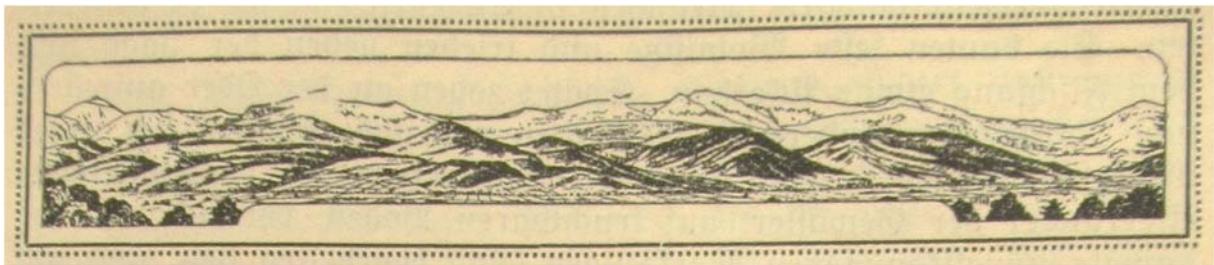
So wage nun deinen Gang, mein Kindlein! Gehe zum Volk, zu den Kindern wie zu den Eltern, zu den Freunden unserer schönen Bergheimat! Erzähle ihnen von dem Leben und der Arbeit ihrer Vorfahren in diesen Bergen und erwärme ihnen das Herz dafür, daß sie darüber nahsinnen, wie der Mensch mit der Heimat verwachsen ist, daß sie in ihrer Eigenart sein Geschick beeinflußt, daß er diese Heimat genau kennen lernen muß, soll seine Arbeit in ihr segensreich sein. Zeige ihnen die deutsche Volksgemeinschaft, wie sie in allen ihren Gliedern doch ein organisches Ganzes ist, das Großes leisten kann, wenn eins im Einverständnis mit dem andern lebt und schafft. Laß sie erkennen, wie die Geschichte des ganzen Vaterlandes auch die unserer engeren Heimat ist, daß das große Weltgeschehen auch in unser abgeschlossenes Tal seine Wellen sandte. Säe Bürgersinn und pflanze Einsicht in das Getriebe des Staates, dessen feste Ordnung nötig ist für den einzelnen Bürger, wie für das ganze Volk! Dazu: Glück auf!

Herzlicher Dank sei allen dargebracht, die mich bei meiner Arbeit unterstützten, besonders dem Vorsitzenden unseres Riesengebirgsvereins, Herrn Professor Nafe, der sich der Mühe unterzog, meine Ausarbeitungen durchzusehen, sowie den Herren der Verwaltung unseres R.G.V.-Museums, die mir allezeit bereitwillig und liebenswürdig Auskunft erteilten, Bücher liehen, Bilder zur Verfügung stellten usw.

Ich hoffe, daß mit dieser Arbeit wieder einmal Anregung gegeben wird, das Studium der Ortsgeschichte in den einzelnen |Ortschaften fortzusetzen und geschichtliche Zeugnisse schriftlich niederzulegen, ehe sie verloren gehen. Möchten sich geeignete Personen zahlreich dafür finden. Dann wird auch für dies Büchlein mancher Vorteil daraus erwachsen, von dem ich hoffe, daß es sich im Volke einlebt.

Ende Juni 1924.

Der Verfasser.



Unsere Heimat in der ältesten Zeit.

Von den Menschen in unserer Heimat vor der Besiedelung | durch Deutsche.

Unsere liebe Heimat, das Hirschberger Tal im Riesengebirge, gehört zu Schlesien und mit diesem zum großen deutschen Vaterlande. Wir, die jetzigen Bewohner des Gebirges, sind ein Glied des deutschen Volkes. Seit etwa siebenhundert Jahren bewohnen Deutsche das Hirschberger Tal. Wie es vor dem Einzuge der deutschen Siedler hier aussah und was für Menschen in der Heimat wohnten, darüber können wir aus schriftlichen Zeugnissen nur wenig erfahren. Mühsam haben die Gelehrten gewisse, dem heimischen Boden entstammende Funde von Geräten, Gefäßen, Werkzeugen und Waffen erforscht, um uns auf diese Weise über die Geschichte unserer schlesischen Heimat in ältester Zeit aufzuklären.

Tausende von Jahren vor uns lebten schon Menschen in Schlesien. Dieselben fertigten zuerst ihre Werkzeuge und Waffen aus Steinen und Tierknochen. Man nennt die Zeit dieser Leute die Steinzeit. Sie dauerte in Schlesien bis um 1500 v. Chr. Um diese Zeit findet sich allmählich der Gebrauch von Gegenständen aus Bronze, einer Mischung aus Kupfer und Zinn. Werkzeuge aus Bronze konnten mit schärferer Schneide versehen werden als steinere, erzeugten eine vollkommenere und feinere Bearbeitung des Holzes und erleichterten und verbesserten die menschliche Arbeit. Die Bronzezeit währte bis etwa um 500 v. Chr. Aber nun führte man allmählich neben den Geräten aus Bronze, die sich wegen ihrer Weichheit schnell abnutzten, eiserne Waffen und Werkzeuge ein, die härter waren und bessere Arbeit lieferten. So kam die Eisenzeit, die bis zur Gegenwart dauerte.

In der jüngeren Steinzeit von etwa 3000 v. Chr. an wanderten zuerst von Süden her durch die Mährische Pforte an der

linken Oderseite abwärts Menschen in Schlesien ein, die es besiedelten. Sie bauten feste Wohnsitze und trieben neben der Jagd und dem Fischfang etwas Ackerbau. Später zogen an der Oder aufwärts von Norden her andere Völkerchaften ein und mischten sich unter die ersten Siedler. Man baute die Wohnungen an hochwasserfreie Uferränder der Gewässer, auf fruchtbaren Boden, der sich mit den damals unvollkommenen Werkzeugen leicht bearbeiten ließ, und auf Grassteppen, die waldfrei waren. Etliche siebzig Wohnplätze aus der Steinzeit sind bis jetzt in Schlesien bekannt, und etwa ein Sechstel der Bodenfläche mochte damals menschlichem Gebrauch unterworfen sein. Bis in die Bronzezeit vermehrten sich die Siedlungen, wovon etwa 400 Plätze aufgedeckt sind, und das Kulturland stieg bis zur knappen Hälfte der Landfläche. Alles andere Land war von Wald oder Sumpf bedeckt. In unserer Heimat waren nur die Talauen an Bober, Zacken, Lomnitz und Eglitz waldfrei und zum Teil mit Sümpfen und Teichen bedeckt. Funde von Steinäxten oder -hämtern aus den Gegenden von Cunnersdorf, Straupitz, Seidorf und anderen Orten lassen uns vermuten, daß schon in der Steinzeit Menschen in unseren Tälern lebten. Doch können wir dauernde Wohnsitze damals noch nicht vermuten. Die Menschen der Steinzeit mögen hier nur zeitweilig Jagd und Fischfang betrieben haben. Aber von der Bronzezeit bezeugt ein Gräberfund auf dem alten Exerzierplatz an der Chaussee von Hirschberg nach Maiwaldau, daß nun die Menschen hier seßhaft waren.

Doch die weitere Entwicklung der schlesischen Siedlungen in späterer Zeit zeigt einen merkwürdigen Rückgang. Aus der Eisenzeit konnte man nur noch etwa 100 Wohnplätze nachweisen mit einem Kulturlande von einem Drittel der Gesamtfläche. Auch in der Zeit der Slawen sind die Siedlungen im Rückgange; nur noch reichlich 60 Wohnplätze sind davon bekannt. Das Kulturland ist gar auf ein Fünftel der Bodenfläche eingeschränkt. Das nicht mehr bearbeitete alte Kulturland verödete. Diesen merkwürdigen Rückgang in der Besiedelung Schlesiens erklären die Forscher mit Schwankungen im Klima Europas. Mitteleuropa hatte in der Steinzeit ein trockenwarmes Klima. Die geringe Feuchtigkeit beförderte die Bildung von Grassteppen und beschränkte dadurch den Waldwuchs. Südliche Völker zogen nach Norden, östliche in westlicher Richtung, dem Meere entgegen. Diese Entwicklung hielt bis etwa 700 v. Chr. an. Doch hatte eine Änderung schon lange eingesetzt. Allmählich wurde es feuchter und kühler in Europa. Die Steppe nahm ab, und der Wald breitete sich mehr aus. Zuerst wurde die Abkühlung des Klimas natürlich im kälteren Norden fühlbar. Deshalb zogen nordische Völker nach Süden, und Bewohner der Ostseeküsten und aus Skandinavien kamen nach Deutschland. Da aber das leicht zu bebauende Kulturland sich beschränkte, verminderte sich natürlich der Anbau und die Volksmenge.

Germanische Stämme waren es nun, die auch nach Schlesien kamen.

Diese Völkerschaften liebten das Waffenhandwerk und schmiedeten selbst eiserne Waffen. Die Männer betrieben den Ackerbau nicht, sondern lagen der Jagd und dem Kriege ob. Man nennt die Vandalenstämme und darunter die Silinger, von denen Schlesien seinen Namen haben soll, als Bewohner des Oderlandes. Daß sie in das Hirschberger Tal gekommen seien und Wohnsitze hier genommen hätten, ist nicht gut denkbar. Da kam die Zeit der Völkerwanderung. Die germanischen Völker zogen nach Westen und Süden ins Römerreich, wo sie zum Teil ihr Ende fanden. In ihre alten Wohnsitze rückten von Osten her Slawen ein. In Schlesien siedelten sich Polen an. Sie standen auf einer niedrigeren Stufe der Entwicklung und nährten sich wieder zumeist von Fischfang und Jagd. Zunächst lebten sie auch in Dorfschaften und kleinen Stammesgruppen zusammen, und erst später bildeten sie einen Staat, zu dem nach mancherlei Kämpfen gegen die tschechischen Stammesnachbarn auch Schlesien fiel.

Daß unsere heimatlichen Täler im Riesengebirge von Polen bewohnt waren, ist nicht zweifelhaft, doch mag die Zahl der Bewohner nicht groß gewesen sein. Polnische Ortsnamen beweisen daß die später eingewanderten Deutschen hier Polen angetroffen und die Namen von ihnen übernommen haben. Im Kemnitztal sind die Namen Kemnitz (Steinbach) und Reibnitz (Fischort), im Hirschberger Tal Rosenau (von rogozina, Rohrlach), Straupitz (Flußdorf) und Lomnitz (Steinbruchort) polnischen Ursprungs, doch mögen die wenigsten davon polnische Dörfer bezeichnen, wie etwa Kemnitz, Straupitz und Rosenau. Die meisten sind wohl nur polnische Flußnamen. Daß gerade Flußnamen polnischer Herkunft sich erhielten, und daß die polnischen Wohnplätze immer nahe an den Flüssen lagen, beweist, » daß ihre Bewohner sich zumeist vom Fischfang nährten. Es ist nicht anzunehmen, daß die Polen in unseren Gegenden Ackerbau getrieben haben.

Ein Tag bei den Menschen der Steinzeit.

In der Steinzeit, vor etwa viertausend Jahren, lebten im Hirschberger Tal die ersten Menschen, von denen uns die Funde im Erdboden berichten. Wir versetzen uns in jene Zeit.

Ein herrlicher Frühlingsmorgen war angebrochen. Die Sonne lachte vom Himmel auf ein Meer von Grün. Die flußdurchrauschten Talböden bedeckten hellgrüne Grassteppiche, geschmückt mit den Goldtupfen der Frühlingsblumen. Die Berge und die Kämme der Gebirge um unser Tal hatten sich in einen prächtigen Waldmantel gehüllt, an dem das hellere Grün des Laubes zwischen dem dunkleren der Nadelbäume dem Auge eine angenehme Abwechslung

bot. Majestatisch durchrauschte der mächtige Boberfluß das Tal, indem er sich in mehrere Arme teilte, die mit Buschwerk und Gras bewachsene Inseln umflossen. An seinen wildzerrissenen Ufern, in den im Sonnenschein glänzenden Wasserfluten und auf den Flußinseln lebte mancherlei Getier. Nirgends noch sah man Straßen, Brücken, Schienenwege und menschliche Wohnungen wie heutzutage. Ueberall herrschte noch der unberührte Friede der Urzeit und des Urwaldes.

Doch dort am Fuße des Berges ragt ein Felsenhang hervor. Er wird von einem Gehege hoher Baumstümpfe umschlossen. Blauer Rauch steigt daraus empor, Das muß eine menschliche Wohnung sein. Man hört hinter der Umzäunung Stimmen von Erwachsenen und Kindern, auch das lustige Meckern junger Ziegen. Da wird ein Gatter nach der Seite gezogen. Ein Eingang wird frei, und ein wild aussehender Wolfshund springt hervor und lagert sich vor dem Tor in den warmen Sonnenschein.

Zwei männliche Gestalten treten aus dem Gehege, Vater und Sohn. Sie sind in Tierfelle gehüllt, die den Kopf, die Arme und die Beine freilassen. Wild flattern ihnen die Haare um das Haupt, Mund und Nase treten stark aus dem Gesicht hervor. In einem Ledergurt tragen beide ein Steinmesser und ein Steinbeil und auf dem Rücken eine Felltasche mit spitzen Pfeilen aus Tierknochen. Sie haben Bogen aus starkem, zähem Eschenholz auf der Schulter; eine Tiersehne spannt ihn straff. Während der kräftige Knabe einen Spieß trägt, dessen Ende aus einer Knochenspitze mit Widerhaken besteht, hält der Vater einen Haken aus Hirschhorn in der Hand. Wer von den heutigen Menschen jenen beiden begegnete, wäre ihnen mißtrauisch ausgewichen. Lassen wir sie ihrer Arbeit nachgehen und beschauen zunächst die Wohnung.

Recht einfach sah es darin aus. Die Felswand bestand aus mehreren übereinanderliegenden Blöcken, von denen einer durch den Einfluß des Wetters zerstört war und eine tiefe vor Regen geschützte Höhle hinterlassen hatte. Ihr Boden war bedeckt mit Laub und Fellen. Das war die Schlafstube der Familie. Einige kleinere Höhlen enthielten mancherlei Vorräte. Eine geschwärzte Steinplatte war der Feuerherd, in dessen Nähe einige flache Tongefäße und die Geräte zum Feuermachen ihren Platz hatten. Auch eine Spindel und ein kleiner Vorrat von Flachsfasern waren vorhanden. Die Mütter wußte aus den Fasern Bindfaden zu drehen. Der Hofraum war ziemlich geräumig, und ein Teil desselben war als Ziegenstall abgegrenzt. Eben hatte die Mutter die Ziegen gemolken. Sie reichte ihnen beiden kleinen Mädchen, die bisher am Stallzaune mit den Zicklein gespielt hatten, in flachen Schalen das Morgengetränk und erfrischte sich selbst an dem Rest der Milch. Nun öffnete sie den Stall und ließ die Tiere hinaus auf die Wiese. Dort wurden sie von den Mädchen gehütet. Die Mutter nahm ein Steinmesser und ein Weidenkörbchen, das sie selbst geflochten hatte, und ging

ebenfalls aus, um allerlei Kräuter und Wurzeln für die Mahlzeit zu sammeln.

Vater und Sohn hatten sich auf der Wiese getrennt, und der Sohn wandte sich dem nahen Flusse zu. Sein Schießzeug bereit haltend, hatte er einen Ton erlauscht, der ihn augenblicklich stehen hieß. Er wandte sich dem Geräusch leise entgegen, bückte sich ins Gesträuch und sah bald im Pflanzengewirr des Flußufers eine Wildente auf dem Wasser schwimmen. „Surr“ flog der Pfeil vom Bogen und fuhr der Ente in die Brust. Sie schwamm bald tot in der Strömung. Schnell lief der Schütze stromab zu einem Kahne, der auf dem Ufersande lag. Es war ein Einbaum, ein ausgehöhlter Baumstamm. Im Kahn fuhr der Knabe der Beute entgegen und fischte sie auf. Dann nahm er seinen Spieß, lenkte den Kahn an eine Stelle, wo es reichlich Fische gab, und spießte geschickt eine Anzahl derselben für eine Mahlzeit der Familie. Die getöteten Fische barg der Knabe in der Felltasche, die Wildente unter seiner Kleidung, fuhr den Kahn wieder ans Land und eilte heim.

Der Vater war am Waldsaume entlang geschritten bis an die Stelle, wo ein Wildpfad ins Dickicht ging. Diesen Pfad verfolgte er ins Dunkel des Urwaldes, wo noch ungeordnet alte und junge Bäume, Gesträuch und Kräuter in einem undurchdringlichen Dickicht durcheinander wuchsen. Er hörte nicht auf das Rauschen der Bäume, das Murmeln der Quellen und den Gesang der Vögel, sondern hatte nur acht auf den Boden. Dieser war bedeckt mit Gestrüpp, so daß man den Grund nicht sah. Das war gefährlich; denn auf diesem Pfade hatte der Mann eine Menge tiefer Gruben ausgehoben, die nur mit einer trügerischen, grünen Decke dem Blick verhüllt waren. In solchen Gruben fing man große Waldtiere, namentlich Bären. Nachdem der Vater viele dieser Gruben leer gefunden hatte, hörte er in der Nähe ein tiefes, zorniges Brummen. „Aha!“ dachte er, „endlich hat sich der Bursche gefangen.“ In der nächsten Grube saß ein mächtiger Bär, der dem Jäger wütend die Zähne zeigte und mit den breiten Tatzen nach ihm griff. Doch der Vater schlug ihm mit dem Steinbeil den Schädel ein. Das Untier stürzte tot zusammen. Es mußte vorläufig liegen bleiben, bis der Sohn helfen konnte, die Grube zu leeren. Der Vater schaute nach dem Stande der Sonne, so gut er es im Dickicht des Waldes vermochte. Er erkannte, daß es Mittagszeit war und lief nach Hause.

Die Mutter war bald zurückgekehrt und traf ihren Sohn an, der eben die Felltasche geleert und die schönen Fische auf der Herdplatte zur Auswahl für die Mutter ausgebreitet hatte. Sie freute sich über die große Ausbeute und holte das Feuerzeug herbei. Währenddessen hatte der Knabe schnell seine Ente hervorgezogen und auf den Herd gelegt. Als sich die Mutter wieder dem Herde zuwandte, war sie über den neuen Anblick sehr überrascht und lobte den vor Freude errötenden Sohn. Nun galt es Feuer machen, damals eine schwere Arbeit. Die Frau legte auf die Herdplatte ein

Stück weiches Holz, in dem man schwarze Vertiefungen gleich Brandflecken sah, stellte in eine solche Grube ein rundes Stäbchen harten Holzes und streute einige feine Sandkörner hinein. Nun drückte sie auf das obere Stabende ein Holzstück mit ähnlichen Gruben, wie sie die Unterlage zeigte. Der Knabe schläng jetzt um den Stab einen Riemen, dessen beide Enden er spannte. Als er dann bald das eine, bald das andere Ende des Riemens hin- und herzog, bewegte sich der Stab rollend in den Gruben der Hölzer, zwischen denen er stand. Nach einiger Zeit fing es in den Gruben an zu rauchen, weil die Reibung Hitze erzeugte. Die Mutter legte Zunder aus Gras und Laub auf. Knisternde Funken sprangen hinein, und der Zunder brannte. So entstand Feuer, das nun auf der Herdplatte durch Blasen und Zulegen trockenen Holzes zur hellen Flamme entfacht wurde. So wurde die Steinplatte heiß und diente zum Braten der Fische. Bald saß die ganze Familie beim Mahl. Der Trank bestand aus frischer Milch oder Wasser.

Am Nachmittag hatten Vater und Sohn den Bär aus der Fallgrube geholt und auf eine Bahre aus längs und quer zusammengefügten Hölzern zur Wohnung geschleppt. Während noch Vater und Sohn von den schweren Mühen des Tragens keuchten, freuten sich alle, das tote Tier umstehend, auf das herrliche Fell und den saftigen Bärenschinken. Man konnte an diesem Tage nur anfangen, das Jagdtier zu zerlegen. Es war eine Arbeit langer Tage, das Fell mit den unvollkommenen Steinwerkzeugen abzuziehen, von Blut und Fett zu säubern und zu trocknen, um es dann zum Verkauf aufzuheben. Alle Glieder der Familie hatten dabei zu tun. Das Fleisch wurde in großen Stücken abgelöst und getrocknet; Sehnen und Knochen verwendete man zu Geräten, und auch der treue Wächter des Hofes bekam seinen Anteil an der Beute.

Während die Sonne im Westen sich zum Untergange rüstete, erzählte man sich von den reihen Wintervorräten, die man den Sommer über noch sammeln werde. Wenn dann die Tage kürzer und kühler würden, werde die Familie ihr Hab und Gut, die Beute des Sommers, das Vieh und den Hofwächter mitnehmen und davonziehen, hinab ins ebene Vorland, wo die Verwandten in Dörfern wohnen, Viehzucht treiben und den kalten Winter in kellerartigen, geschützten Erdwohnungen zubringen. Erst im nächsten Frühjahr werde man dann wieder in das Gebirge wandern, um das Sommerleben weiterzuführen.

Unter Arbeit und Mühe, Erfolg und Freude wird der Tag beendet. Die Sonne ist untergegangen. Der Vater schließt das Hoftor und lehnt einen schweren Balken dagegen. Der Wolfshund nimmt sein Lager am Tor ein. Die Menschen ziehen sich müde auf ihr Laublager in der Höhle unter die warmen Fellbetten zurück. Sorgsam deckt die Mutter ihre Kleinen zu. Bald liegt alles im friedlichen Schlaf. Die Nacht bedeckt die Erde mit ihrem dunklen Mantel, und der Urwald rauscht das Schlummerlied.

Dorfleben in der Bronzezeit.

Tausend Jahre später hat sich in der Natur unserer Heimat wenig geändert; wohl aber zeigt sich im Leben der Menschen mancher Fortschritt. Auf dem linken Ufer des Bobers, in der Gegend der heutigen Fabrik von Starke & Hoffmann, liegt auf einer vor Hochwasser geschützten, ebenen Bodenfläche ein Dörfchen. Es besteht aus nur wenigen Hütten von kunstloser Bauart, Baumstämme sind in den Grund fest eingefügt und oben durch Querbalken miteinander verbunden. Die Zwischenräume sind mit Reisig ausgeflochten und mit Lehm beworfen. Das Dach besteht aus Schilf. Die Tür bildet eine große Oeffnung; kleinere Oeffnungen stellen die Fenster dar. Der Rauch des Feuers vom Herdsteine zieht durch Fenster und Türen oder Löcher im Dach ab. Wenig Geräte sind im Innenraum des Hauses; es sieht nicht wohnlich darin aus. Den Hauptplatz füllt das Lager aus Laub, Stroh und Tierfellen. Der Mensch benutzt die Wohnung meist nur zum Schlafen; sein Leben und seine Arbeit vollziehen sich im Freien.

Man erblickt vor den Häusern einige Frauen und ältere Männer, die sich mit dem Spinnen von Flachsäden mittels der Spindel beschäftigen. Einige Frauen haben vor dem Hause an einem Holzgestell solche gesponnene Fäden aufgehängt und unten kleine Lehmkugeln daran geknüpft, um die Fäden straff zu spannen. Nun ziehen sie emsig und mühsam Querfäden dazwischen durch. So entsteht ein tunst- und schmuckloses Gewebe, das sie zu hemdar-tigen Kleidern benutzen. Meist tragen die Frauen solche. Andere Männer oder Frauen flechten aus Schilf oder Weidenruten Körbe. Vielfach sieht man auch die Leute aus Bindfaden Netze knüpfen zum Fischfang. Auch Kinder müssen schon helfen, verschiedenes Material herbeitragen und andere einfache Hilfe leisten. Die kleineren Knaben sieht man vor dem Dorfe am Bach Fische fangen, die sie dann mit großem Freudengeschrei den Müttern bringen. Auf den Wiesen weiden die Mädchen Lämmer und Ziegen.

Das regste Leben herrscht am Flusse. In einer Bucht liegen auf dem Sande die Einbäume der Fischer oder auch floßartige Fahrzeuge aus zusammengebundenen Baumstämmen. Am Ufer sieht man Männer in Fellkleidung mit dem Trockenhangen der Netze beschäftigt. Andere bringen in Körben ihre Beute vom Fischfang ans Ufer oder reinigen die Nee von Schlamm und Wasserpflanzen. Auf den Flußarmen fahren die Fischer in Einbäumen oder auf Flößen dahin und spießen Fische oder werfen das Netz aus. Andere schießen geschickt mit Pfeil und Bogen nach den Wasservögeln. Beim Fischfang sieht man die Menschen einander helfen. Dort rettet ein Fischer, der im Wasser steht, ein Kind aus der Flut, in die es gefallen ist. Die Kinder lernen eifrig das Schwimmen.

In der Nähe des Dorfes kann man kleine, bebaute Felder erblicken, auf denen Flachs, Getreide und Rüben wachsen. Dort

bewegt sich eine Schar Männer nach dem Walde. Sie wollen den wilden Auerochsen erlegen, dessen Fell und Fleisch sie gut zu verwenden wissen. Auf einer langgestreckten Wiese im Walde weidet das Tier. Man umstellt es von allen Seiten. Auf einmal hebt der Stier den Kopf, rollt wild die Augen und will in den Wald entfliehen. Doch ein Jäger mit seinem Hunde sperrt ihm den Weg. Da wendet er sich zur andern Seite in den Wald und wird auch dort an der Flucht gehindert. Jetzt schnaubt das starke Tier zornig und fährt auf den kühnen Jäger los, der sich ihm mit dem Wurfspieß entgegenstellt. Der Jäger will sich hinter einen Baum retten, stolpert über eine Baumwurzel und wird von dem rasenden Stier auf die Hörner gespießt. Sterbend ruft der Unglückliche um Hilfe. Ein anderer Jäger naht und stößt dem Tier seinen Speer in die Brust. Traurig stehen die Männer um den toten Gefährten. Mit ihren scharfen Messern und Aexten aus Metall können sie schnell zwei Tragen herrichten, die eine wird mit dem toten Jäger beladen, dem man grüne Zweige auf die Brust legt. Zwei Freunde tragen ihn. Die größere Bahre wird belastet mit dem toten Stier, den man wegen seiner Schwere und der Weite des Weges fortschleifen muß. So kehrt der Trauerzug langsam zum Dorf zurück.

Die Frau des verunglückten Jägers und seine Kinder stehen an der Bahre des toten Vaters und weinen. Sie sind untröstlich über den Verlust. Mit der untergehenden Sonne soll der Tote bestattet werden. Männer haben vor dem Dorf aus dürrem Holz einen Scheiterhaufen aufgeschichtet. Langsam bewegt sich aus dem Dorfe der Trauerzug heraus, an dessen Spitze der Dorfälteste schreitet. Der Zug hält bei dem Holzstoß. Die Bahre wird daraufgesetzt, und das Holz wird entzündet. Rot leuchtet die Flamme auf und bescheint den Toten und die traurigen Gesichter der Lebenden. Klagende Gesänge erschallen, in denen der Tote gepriesen wird. In einer Urne aus Ton sammelt man die Asche des Verbrannten und trägt sie auf den nahen Begräbnisplatz, der mit Steinen eingefaßt ist. Dort wird die Totenurne tief in die Erde gesenkt. Man legt dem Toten seine Waffen und Geräte aus Bronze mit in das Grab. Solche Gräber haben dann der Nachwelt die Kunde übermittelt von den Menschen aus der Bronzezeit.

Langsam kehrten die Menschen ins Dörfchen zurück, um zur Ruhe zu gehen. Auch die Witwe und ihre Kinder ziehen sich in ihr Häuschen zurück. Bald hört man nur noch die leisen Atemzüge der Ruhenden. Süßer Schlaf wiegt die Trauernden ins Vergessen. Am Himmel steht der silberne Mond als Wächter.

Der Herzog kommt ins Tal.

Im Anfange des 13. Jahrhunderts beherrschten mächtige Herzöge aus dem Piastengeschlecht unser Heimatland Schlesien und kamen gern in unser Gebirge auf die Jagd. Wir versetzen uns in jene Zeit zurück und beginnen unsere Beobachtungen auf dem Kamme

des Vorgebirges bei dem heutigen „Gasthaus zur Feige“. Von einem Platze aus, der einen freien Ausblick gewährt, überschauen wir die mächtigen Urwälder, die unsere Berge bekleiden, bis hinüber zum blauen Kamme des Riesengebirges. Um uns ist Stille und Waldfriede. Die Bäume rauschen ihr ewiges Lied. Da tritt aus dem Hochwalde ein mächtiger Hirsch hervor und äst auf dem Grunde einer Waldblöße. Plötzlich hebt er seinen Kopf mit dem weit ausladenden, prächtigen Geweih, prüft mit weiten Nüstern die Luft, wendet den Kopf zur Seite und schreitet majestatisch in den Wald zurück. Was stört ihn? Wir hören rasche Schritte, und aus dem Walde tritt ein junger Pole. Er ist in grobe Leinwand gekleidet und trägt Felltasche und Wanderstab. Er richtet seine dunklen Augen nach dem Stand der Sonne, die sich schon den westlichen Bergen zuneigt. Noch vor Sonnenuntergang will er sein Reiseziel erreichen und schreitet ins Tal hinab nach Westen. Folgen wir ihm.

Wir betreten einen der damals seltenen Wege. Ein dichter Moosteppich deckt ihn, und mächtige Baumwurzeln durchziehen ihn. Er muß viel benutzt werden; denn wir sehen tiefe Eindrücke von Pferdehufen, breite Radspuren, auch Menschen sind hier viel gelaufen. Es ist der Fürstenweg ins Tal des Bobers hinab, der von Hayn, dem jetzigen Bolkenhain, herkommt, wo die Fürsten eine starke Feste haben. Der Weg führt in das Tal des Baches hinab, der, nach Westen fließend, endlich durch die Berge bricht und dem Boberfluß zuströmt. Rasch schreitet der junge Mann auf dem Wege dahin, so daß wir Mühe haben, ihm zu folgen. Nach einigen Stunden Weges wendet sich der Pfad mit dem Bache südlich und geht durch einen engen Paß zwischen zwei Bergen hindurch. Bald hören wir nicht nur das Murmeln des Waldbaches, der rasch über Moos und Steine hüpfelt, sondern das mächtige Rauschen größerer Wassermassen läßt uns ahnen, daß wir uns dem Boberflusse nähern. Da öffnet sich der Wald. Wir schreiten ins Freie und schauen den vielarmigen Fluß vor uns.

Rechts und links vom Wege liegen zerstreut kleine Lehmhütten unter schiefen Strohdächern, aus denen kein Schornstein emporragt. Statt der Fenster und Türen zeigen die Häuschen nur freie Oeffnungen. Es sind die Fischerhütten von Straupitz und Wenig-Hartau. Bald entdeckt man auch im Gelände hier und dort die in Linnen und Felle gekleideten Menschenkinder mit dunklem Haar. Am Flusse sind Fischer beschäftigt. Im Walde begegnen uns Fallensteller, die Eichhörnchen, Marder und andere Kleintiere fangen. Jenseits des Waldes steigt ein dicker Qualm wie von Feuer auf. Dort räuchert ein Mann einen hohlen Baum aus. Wilde Bienen bauten darin ihre Waben. Der Rauch soll sie vertreiben, damit der Mann beim Honigsammeln nicht durch ihre Stiche verletzt wird. Kinder weiden auf den Grasplätzen Ziegen und Schafe. Andere spielen auf der Straße. Sie sind schmutzig und neugierig und staunen jeden Wanderer als ein Wunder an. Drüben sehen wir im Wasser, wo der

Fluß eine ruhige Bucht bildet, Holzwölbungen gleich Reisighaufen hervorragen. Das sind die Burgen der Biber, die sehr scheu sind und sich schnell in ihren Wohnungen verstecken, deren Eingang unter Wasser liegt. Unser Wanderer ist auf ein Haus nahe dem Ufer zugeschritten. Es zeigt ein ordentlicheres Aussehen als die anderen und hat eine richtige Tür. Auf einer Bank daneben sitzt ein älterer aber noch rüstiger, stark gebauter Mann, der an seinem Neß Ausbesserungen vornimmt. Vor seinem Hause führt über den breiten Boberarm eine Knüppelbrücke. Doch scheint sie nicht im besten Zustande zu sein; denn man schaut durch große Lücken zwischen den Stämmen ins Wasser. Der Weg führt an der andern Seite über eine Insel und dann durch eine versandete Stelle des seichten Boberarmes hinüber an die jenseitigen Berge.

Der alte Fischer Witko hebt den Kopf; er hat die Schritte des nahenden jungen Wanderers vernommen. Beide erkennen sich als Oheim und Neffe und begrüßen sich herzlich. „Ei, Ludko, was bringst Du für Botschaft?“ ruft der Oheim. „Mich sendet der Burgvogt vom Hayn“, antwortet der Bote. „Bessert Wege und Brücken! Schaffet Vorräte an Fischen, Honig und Pelzwerk zum Zins für den Landesherrn! Ruft die Untertanen zum Herrendienst auf! Zum nächsten Vollmond kommt der Herzog zur Jagd in euer Tal!“ Erschrocken fährt der Alte auf: „O, da gibt's Arbeit! Da ist es mit unserm Waldfrieden bald auf einen Monat vorbei! – Doch, lieber Ludko, Du hilft mir doch ein wenig? Du kennst ja meine Arbeit. Seit ich beim deutschen Zimmermann das Beil schwingen lernte, sitze ich hier als Diener des Herzogs, um ihm die Flußbrücke in Stand zu sehen und den Talgenossen drüben am wilden Zack den Herzogsbefehl zu überbringen, daß sie ihm das Jagdhaus rüsten, das auf dem Berge im Bachwinkel steht, und die warmen Quellen für die Frauen zur Badegelegenheit.“ – „Gewiß, Oheim,“ stimmte Ludko zu, „deshalb bin ich auch selber gekommen!“ Da sprach der Alte weiter: „Während ich die Botschaft weitertrage, sorge Du an meiner Stelle, daß hier Ordnung ist. Habe acht, daß unsere Dorfrangen nicht hinüberfahren zu den Biberbauten und die Tiere scheuchen. Sie sollen lieber ihre Ziegen hüten. Halte auch die Zeidler an, daß sie ihren Honig für des Herzogs Küche abliefern, und Wildsteller und Fischer ihre Beute!“ Witko führte nun den Neffen in seine Hütte.

Der alte Witko hatte recht prophezeit, daß es nun auf einen Mond mit der Ruhe der Waldleute vorbei sei. Er ging von Hütte zu Hütte und rief die Leute zur Pflicht auf. Dem Landesherrn mußte man gehorchen, wenn es nicht strenge Strafe geben sollte. Meist gab es den Tod auf der Stelle ohne alles Federlesen. Bald waren die Fischer eifriger an ihren Netzen, die Wildfänger bei ihren Fallen und die Honigsammler bei den hohlen Bäumen. An der Brücke waren Leute beschäftigt. Sie entfernten die angefaulten

und zerbrochenen Stämme und zogen frisch gefällte dafür ein. Die Furt wurde untersucht, ob etwa Untiefen vorhanden wären, wo Pferde und Wagen verunglücken könnten. Durch Einlegen großer Steine wurde der Grund gesichert. Witko lief nach der Rosenau, um von dort aus die Leute hinauf zum Jagdhaus oder an die Warmen Quellen zur Vorbereitung des Bades zu senden.

Bald bewegte sich ein Zug von Reitern und Pferden durch den Wald dem Fischerdörfchen zu. Spielende Kinder hatten ihn bemerkt und im Dorfe angemeldet. „Der Herzog kommt!“ hieß es. Aber es war eine verfrühte Meldung. Nur der Kämmerer war es, der mit Dem Troß ankam, die zur Hofhaltung nötige Küche brachte und alle Leute, die zu Diensten nötig waren, mitnahm und vorbereitete. Vor Witkos Hause hielt der Kämmerer. Die Dorfbewohner versammelten sich und lieferten Honig, Fische, Felle und allerhand Erzeugnisse des Waldes ab für den Hofhalt. Andere Bedürfnisse, die der Pole noch nicht liefern konnte, wie Brot, Wein und Obst, führte der Kämmerer auf Wagen mit sich, die nun auch die neuen Gaben aufnahmen.

Jetzt ließ sich der Kämmerer die Menschen vorstellen, die zum Jagd- und Herrendienst ausgewählt waren. Es waren eine große Anzahl der geschicktesten Leute, die als Pfadfinder, Treiber, Bogenspanner, Jagdgehilfen, Diener usw. vom Herzog und seinem Gefolge verwendet wurden. Sie reihten sich ein in den Zug, und fort ging es nach dem hölzernen Jagdhaus auf dem Hausberge. Durch den Wald am Kavalierberge, an der Stelle der heutigen Stadt, ging es über den Zacken durch die Rosenau, wo eine gleiche Zinsabgabe und Ausmusterung von Leuten stattfand.

Die Rosenauer hatten das Jagdhaus schon zum Empfange hergerichtet, gesäubert und ausgebessert. In einer großen, hölzernen Halle wurde eine Tafel aufgeschlagen. Der Küchenraum wurde zum Gebrauch hergerichtet und mit allerlei Geschirr und Geräten ausgestattet. Alles war auf den Beinen. Ein seltener Lärm entstand auf dem ruhigen Hausberge. Und Häschen und Reh horchten auf und brachten sich in Sicherheit; denn sie ahnten Schlimmes.

Wieder waren Tage vergangen. Da tönten eines Morgens Hornrufe durch das Tal! Der Herzog kommt! Voran reiten geschmückte Herolde, die seine Ankunft melden sollen. Bald sieht man auch den Herzog nahen, der über das Jagdkleid einen kostbaren Pelzmantel gezogen hat. Sein Haupt trägt den Fürstenhut mit wallender Feder. Sattel und Zaum seines Rosses sind kostbar. Er ist umgeben von den Edlen seines Landes, die struppige Bärte und Bärenmützen tragen. Auch Deutsche sind dabei, Ritter in Helm und Harnisch. Nun folgen die Damen im prächtigen Jagdgewand mit dem Falken auf der Hand, begleitet von Edelknaben im bunten Hofkleide. Der Zug geht durchs Dörfchen. Die Kinder stehen am Wege und staunen, und die Alten neigen ihre Häupter zur Erde, ihren Fürsten zu grüßen. Witko steht an der Brücke, grüßt

ehrfurchtsvoll den Herzog und führt ihn auf den rechten Weg zum Jagdschloß.

Alle Tage erklingt nun das Jagdhorn. Eifrig verfolgt man Hirsch und Reh, und der Herzog war stolz, wenn er so manchen edlen Hirsch zur Strecke brachte. Bis an den Hochkamm war der Jagdzug vorgedrungen, um auch Bären zu erlegen. Die Waldleute aus Glausnitz, von der Lomnitz und Blacknitz führten den Zug auf dem rechten Pfade zu den Verstecken der Jagdtiere. Vor den beschwerlichen Hochjagden scheuten die Damen zurück. Man führte sie ins Warmbad, wo sie Erquickung und Heilung fanden. Über den Quellen erhoben sich verhüllende Zelte. Das aus wenigen Leuten bestehende Badepersonal war für die Badezeit durch heilkundige Mönche und Krankenpfleger ergänzt worden.

Auch in dem Sumpfgelände, wo heut Giersdorf liegt, hatte man auf Wildschweine gepirscht. Da hatten die Jagdgehilfen schwere und verantwortungsvolle Arbeit zu verrichten; denn der Wildeber entzieht sich in dem Gestüpp sehr leicht der Verfolgung. Wird er aber in die Enge getrieben, so fällt er wohl mit seinen scharfen Hauern den Jäger an. Ein Eber hockte im dichten Erlengebüsch im Sumpfe. Als nun die Treiber vorgingen, achtete der Begleiter eines noch jungen und wenig geübten Edlen nicht genug auf feinen Herrn. Der Eber brach wütend vor gegen den erschrockenen Jäger, der sich nicht schnell genug schützte, und verwundete ihn mit scharfem Hauer. Mit Mühe nur konnte der Verletzte gerettet werden. Der unachtsame Begleiter aber wurde wegen seiner Pflichtversäumnis verklagt.

Ein schlimmeres Jagdvergehen geschah im Tal der Blacknitz. Im Eulengrunde jagte der Fürst in Begleitung Wilkos, des Fallenstellers. Man verfolgte ein Bärenpaar. Der Fürst konnte das stattliche, männliche Tier töten. Das weibliche aber, das die Hunde schwer verletzt hatten, entschwand des Jägers Blicken. Wilko sollte das verwundete Tier noch allein erlegen und das Fell abliefern. Doch er hatte es anders im Sinne und verriet einem Freunde im Jagdgefolge, daß er eine Lagerdecke für seine Kleinen brauche, und lieferte die Beute nicht ab. Der gute Freund schwoll vor Neid, und Wilko wurde beim Meister der Strecke wegen Jagdfrevels verklagt.

Als die Jagd zu Ende war, wurde auch Gericht gehalten über die ungetreuen Jagddiener. Der Diener des Verunglückten erlitt eine derbe Tracht Prügel. Ueber Wilkos Frevel aber wurde der Herzog böse und rief: „Hängt ihn auf!“ Und flinke Hände knüpften ihn am nächsten geeigneten Baume auf. Dort hing er lange zum Schrecken aller Jagdfrevler. Vergeblich wartete im Eulengrunde das arme Weib des Fallenstellers mit ihren drei Kleinen auf die Heimkehr des Gatten.

Darauf brach die Jagdgesellschaft zur Heimkehr auf. Im Jagdhause war ein Festschmaus zugerichtet, bei dem ein großer Teil der Beute verzehrt wurde. Trinkfeste Männer leerten erstaunlich große Humpen voll Met oder Wein. Auch Sänger traten auf und ergötzten

die Männer mit Liedern von Heldentaten der Ritter und schmeichelten den Frauen mit manchem höfischen Liede. In vorgerückter Stunde, wenn längst die Frauen ihr Kämmerlein aufgesucht hatten, waren Trunk und Unterhaltung noch lebhaft im Gange. Da klang manch unfreundliches Wort, manch böser Blick flog von der Seite der polnischen Edlen hinüber zu den deutschen Rittern, die aber mit Ruhe darüber hinwegsahen. Der Pole zürnte dem Deutschen, der in Schlesien sich niedergelassen hatte. Als aber der Herzog dies Betragen seiner Volksgenossen bemerkte, wies er sie streng zur Ruhe; denn er liebte deutsche Art.

Die Jagd war beendet. Der Herzog und sein Jagdgefolge waren davon-gezogen. Die Bewohner des Tales kehrten zur gewohnten Arbeit zurück. Auch Witko, der Brückenbauer, war wieder friedlich vor seiner Hütte be-schäftigt. Und der Urwaldfriede herrschte wieder im Tale.

Die Besiedlung des Hirschberger Tales mit Deutschen.

Ueberblick über Schlesiens Geschichte in der Siedlerzeit.

Um die Mitte des 12. Jahrhunderts tobte ein Streit zwischen den polnischen Fürsten aus dem Geschlecht der Piasten. Von mehreren Brüdern sollte einer als Großfürst die Oberherrschaft im Lande führen und so, trotz der Teilung desselben in mehrere Erbanteile, die Einheit des Polenreiches wahren. Da aber Großfürst Wladislaw II. mit Ehrgeiz und Strenge gegen seine Brüder verfuhr, gab es bald Krieg, und der unkluge Großfürst wurde vertrieben. Er floh nach Deutschland mit seiner Familie. 17 Jahre lang mußten seine Söhne der Heimat fern bleiben; trotz aller Anstrengungen der deutschen Kaiser war Herzog Boleslaw IV. nicht zu zwingen, den Söhnen Wladislaws ihr polnisches Erbe zurückzugeben. Erst 1163 konnten die Neffen unter Mithilfe des Kaisers Barbarossa ins Polenland zurückkehren und erhielten in diesem Jahre Schlesien als erblichen Besitz.

Doch diese zurückkehrenden Herzöge Schlesiens waren durch ihren langen Aufenthalt in Deutschland fast Deutsche geworden. Namentlich Boleslaw der Lange, der bei der Teilung die Gebiete von Mittel- und Niederschlesien erhalten hatte, war ein Freund deutschen Wesens. Seine beiden Gemahlinnen, die er nacheinander geheiratet hatte; waren Deutsche. So kam es, daß er deutsche Kultur und Art auf schlesischen Boden verpflanzte. Das Kloster Leubus, das er gegründet hat, besetzte er mit deutschen Mönchen, Cisterziensern, die neben ihren frommen Werken sich besonders der Landwirtschaft annahmen. Boleslaw hatte den großen Unterschied zwischen Polen und Deutschen erkannt, und namentlich der große Fortschritt der Deutschen im Betriebe der Landwirtschaft erschien ihm so vorteilhaft. Die armen Polen konnten ihrem Herrn nur rohe Naturprodukte liefern, wie Honig, Felle, Fische usw.; der Deutsche vermochte schon seinem Fürsten einen Zins in Geld zu leisten. So wurden die deutschen Fürsten in den Stand gesetzt, alle Dinge, die sie sich wünschten, kaufen zu können und ein Leben in Glanz und Pracht zu führen. Doch dem armen Polenfürsten mangelte es an Geld; er führte ein kärglicheres Dasein als die deutschen Fürsten. Dieser Mangel wurde aber beseitigt, wenn er sein Land auch mit deutschen zinsenden Bauern besiedelte.

Der Sohn und Nachfolger Boleslaws des Langen, Heinrich I., der von 1202 – 38 in Schlesien regierte, nahm unter den Fürsten des Polenreiches selbst die Stellung eines Großfürsten ein. Er und seine deutsche Gemahlin, die „heilige Hedwig“, förderten deutsches Wesen in Schlesien. Sie gründeten deutsche Klöster, Trebnitz, ein Nonnenkloster, und Heinrichau. Aber auch deutsche Städte und Dörfer erbauten sie. Unter Heinrichs I. Regierung entstand 1217 Löwenberg und um dieselbe Zeit auch Goldberg. Um diese Zeit war Lähn (Wlan) eine polnische Gauburg, und die Orte Wiesenthal, Waltersdorf, Mauer und Tschischdorf sind unter polnischen Namen, also als Polendorfer, vorhanden. Sein Sohn Heinrich II. (1238 – 41) setzte des Vaters Werk eifrig fort. Er ließ im Kemnitztale die Burg Kemnitz errichten, deren Kastellan ein deutscher Ritter, Siboto Schoff, war. Trotzdem also im Bobertale aufwärts die deutsche Besiedelung gepflegt wurde, sind doch um 1350 noch so viele Polen vorhanden, daß an der Kapelle der Burg Lähnhaus ein polnisch sprechender Priester angestellt wurde. Das ist ein Beweis dafür, daß das polnische Volkstum neben den deutschen Ansiedlern sich noch lange erhalten hat.

Da erschienen 1240 an Schlesiens Ostgrenze die Mongolen, wilde Reiterscharen aus Asien, in großer Zahl. Sie überschwemmten Oberschlesien und näherten sich mit Mord und Brand der Landeshauptstadt. Die Breslauer brannten selbst ihre Stadt ab und flohen auf die Dominsel. Die Mongolen vermochten diese nicht zu erreichen und zogen weiter nach Liegnitz. Bei Kloster Wahlstatt stellte sich ihnen Heinrich I. im Jahre 1241 mit einem Heere entgegen. Nach tapferer Gegenwehr mußten die Deutschen fliehen. Viele Streiter fielen samt dem Herzoge. Nun begannen die Feinde den Rückzug aus dem Lande. Die deutsche Tapferkeit hatte ihnen Furcht eingejagt. Doch hatte der Mongoleneinfall die deutschen Siedlungen großenteils zerstört, und man mußte die Arbeit neu anfangen. Nach der Schlacht bei Wahlstatt begann eine regere Tätigkeit der Siedler, besonders in dem bisher kaum berührten Gebirgslande. 1242 erhielt Siboto Schoff die Burg Kemnitz als Lehen, und 1242 erstand auch Striegau, 1249 Landeshut. So waren die deutschen Siedlungen bis nahe an das Hirschberger Tal herangekommen. Bald sollte auch unsere Heimat dem Deutschtum eröffnet werden. Die Abgeschlossenheit dieses Gebirgstailes durch Bergzüge und un durchdringliche Urwälder hatten wohl bisher die Unternehmer von der Siedlung abgehalten, die hier als ein besonderes Wagnis erschien. Auch mag der herzogliche Besitzer dieses prächtigen Hochjagdgebietes lange geschwankt haben, dasselbe aufzugeben und dem deutschen Pfluge auszuliefern.

Doch die Zeiten drängten dazu. Schon unter den Söhnen Heinrichs II. trat eine Erbteilung ein, die in der Hauptsache zwei große Gebiete entstehen ließ, das Liegnitzer und das Breslauer. Unter den Nachkommen aber zerstückelte sich Schlesien in eine Menge kleiner Fürstentümer, deren Herren untereinander in

blutige Kämpfe gerieten, in denen sie die Ritter des Landes zu Raub und Fehdelust verführten und die Nachbarfürsten von allen Seiten um Hilfe riefen. In dieser wilden Zeit entstand am Zuge des Gebirges hin das Fürstentum Jauer, das mit dem benachbarten Schweidnitzer Gebiet „Zusammen blieb und in der Hand eines tüchtigen Zweiges der Piasten sich gut entwickelte. Man nennt diese Fürstenlinie nach den beiden tüchtigsten und einflußreichsten Männern derselben die Bolkonen. Von den Söhnen Boleslaws des Kahlen bekamen die Brüder Bolko I. und Bernhard die Gebiete von Löwenberg, Jauer, Schweidnitz und Münsterberg. Da Herzog Bernhard von Löwenberg 1286 starb, vereinigte Bolko I. nun das ganze Gebirgsgebiet in seiner Hand unter der Bezeichnung der Fürstentümer Schweidnitz, Jauer und Münsterberg. Er regierte von 1278 bis 1301, hielt Ordnung mit starker Hand gegenüber den Uebeltätern im Lande, gründete feste Burgen gegen äußere Feinde und war ein Freund und Wohltäter seiner Gebirgsstädte, so auch für Hirschberg. Namentlich in Schweidnitz, seiner Hauptstadt, ist sein Andenken noch lebendig. Bolko I. war der Erbauer der Bolkoburg bei Bolkenhain und der Burg Fürstenberg, jetzt Fürstenstein bei Freiburg. Auch das Kloster Grüssau gründete er, wo sich seine Familiengruft befindet. Unter ihm und seinem Bruder Bernhard begann wahrscheinlich in unserm Tal die Ansiedelung der Deutschen. Als Bolko I. 1301 starb, führte Markgraf Hermann von Brandenburg die Regierung in seinen Landen als Vormund der noch unmündigen Söhne bis 1308. Nun bekam Herzog Bernhard Schweidnitz, Heinrich Jauer und Bolko II. Münsterberg. Dieser Bolko regierte von 1308 bis 1368 und vereinigte nach dem Tode seiner Brüder (Bernhard † 1326, Heinrich † 1346) alle drei Teile wieder in seiner Hand. Sein Bruder Heinrich, Herzog von Jauer, hinterließ eine Tochter namens Anna. Sie erbte einst die Fürstentümer Schweidnitz und Jauer und wurde 1353 Gemahlin Kaiser Karls IV. So kam das heimatliche Fürstentum Jauer samt den anderen Bolkonischen Landen später zu Böhmen.

Wie die schlesischen Herzöge Deutsche in unserer Heimat ansiedelten.

Im Hirschberger Tal ist wieder nach langer, böser Winterzeit der Sommer gekommen. Man schreibt das Jahr 1281. Im warmen Sonnenschein rauschen die Wälder im Tal und auf den Höhen, als ob sie eine neue Zeit verkündeten. Die friedlichen Talbewohner sind in lebhaften Gesprächen. Man streitet hin und her über des Herzogs Entschluß, der nun auch das Hochjagdgebiet am Gebirge mit den Fremden besetzen will, die den Wald wegschlagen, das Wild vertreiben und Wiesen und Äcker einrichten. Die polnischen Talleute wissen, daß damit ihrem Waldleben das Ende bereitet wird. Siedeu-ten nach verschiedenen Gegenden des Tales, wo das neue Leben schon sei-nen Anfang genommen hat, und richten oft ihre Blicke nach

dem Hausberge am westlichen Himmelsrande. Dort hat der Herzog aus dem hölzernen Jagdhause eine stolze Burg gemacht.

Aus Steinen hat man auf des Berges Gipfel ringsum eine feste, dicke Mauer errichtet, hoch genug, daß man sie nicht übersteigen kann. An den leicht zugänglichen Stellen ist außen um die Mauer ein tiefer Graben geführt worden und an dessen Außenrande noch ein Erdwall. Ueber den Graben führt eine hölzerne Zugbrücke zu dem mächtigen, zweiflügeligen Tore. Doch diese Brücke ist beweglich und wird mit ihrem Außenende hochgezogen. Sie legt sich dann vor das Tor und hindert ein Herannahen an die Burgmauer. Innerhalb der Mauer liegen ein stattliches Herrenhaus mit vielen Zimmern, ein großer Hof zum Abhalten der Waffenübungen, die Ställe für die Rosse der Ritter und auf dem höchsten Teile des Berges ein mächtiger Turm, der oben statt der Spitze eine Plattform trägt. Hier schaut Tag und Nacht der Wächter aus, ob Feinde dem Berge nahen. Gewöhnlich ist die Zugbrücke hochgezogen. Kommt aber jemand, der friedlich Einlaß begehrts, so meldet es der Wächter durch Hornrufe.

In der Burg wohnt ein Ritter, der Burghauptmann, mit seinen Knappen und Bediensteten. Er hat die Pflicht, mit seinen Reitern Ordnung und Sicherheit auf den Straßen zu schaffen, Feinde zu vertreiben und Vergehen der Bewohner zu richten. Aber die Burg ist nicht das Eigentum des Burggrafen. Besitzer ist der Herzog des Landes, der oftmals in die Burg einreitet, um Regierungsgeschäfte zu erledigen oder sich der Jagd in den umliegenden Wäldern zu erfreuen. Eben ist seine Ankunft verkündet worden. Der Herzog will morgen die Burg besuchen. Da werden der Fürstensaal und mehrere Gemächer, die zu seinem Aufenthalt dienen, gesäubert und bereit gemacht. Und der Turmwart erhält Befehl, die Ankunft des herzoglichen Reiterzuges rechtzeitig zu melden. –

Am Abend dieses Tages sieht man zwei gepanzerte Reiter im Kemnitztal ihre Straße aufwärts ziehen. Sie kommen von Löwenberg her und wollen auf der Burg Kemnitz übernachten. Sie sind zu dem Jagdzuge ihres Herrn, des Herzogs, befohlen, und es ist Brauch, zum Herrendienst in voller Rittertracht zu erscheinen. Der jüngere Reiter ist erst kürzlich aus Thüringen ins Land gekommen. Er wendet sich im Gespräch an den älteren Freund: „Ich bin begierig, dieses Land recht genau kennen zu lernen, in das man so viele deutsche Ritter holt und wo man uns goldene Berge verspricht!“ Freundlich erwidert der ältere, ein starker Mann mit blondem Vollbart: „Freund Thüringer, hoffet das Beste von diesem Lande und seinen tüchtigen Fürsten! Wir haben unruhige Zeiten und brauchen starke Arme. Der böhmische Nachbar schielt gar begehrlich nach dem schlesischen Lande. Dabei ist er stark, und unsere Fürsten zersplittern immer mehr ihre Macht, weil das unselige Polenrecht die Erbteilung zuläßt. Da unsre Piasten immer mit Kindern reich gesegnet sind, so zerfällt das Land bald in viele kleine Erbteile, deren Herren oft untereinander uneins sind. Da wird es dem polnischen wie dem

böhmischen Nachbar leicht, hier Fuß zu fassen. Dazu braucht unser Herzog Bolko der Streitbare ein Ritterheer. Aber der Herzog lohnt auch treue Dienste!“ „Treu will ich au hier mein Wort halten“, sagte stolz und bieder der Thüringer, „deutsch Schwert, gut Schwert!“ Lächelnd betrachtete der Ritter seinen jungen Freund in seinem guten Eifer und fuhr in seinem Bericht fort: „Seht da auf den Höhen des Kemnitztales die stolze Burg der Ritter Schoff, in der wir die Nacht zubringen wollen. Da werdet Ihr einen Lehnsmann unsers Herzogs kennen lernen, der aus altem Geschlecht stammt. Die Schoffs sind schon als Begleiter der heiligen Hedwig aus Franken herbeigekommen, haben unter Heinrich I. und II. treu gedient, und ihrer wohnen eine Menge in Schlesien. Der alte Sibot Schoff, der zuerst Hauptmann auf der herzoglichen Burg Kemnitz war, stand treu an des frommen Herzogs Seite, als er die Burg erbaute. Bald darauf verlor das Land seinen tüchtigen Fürsten in der Mongolenschlacht. Dann schenkten Herzogin Anna und ihr Sohn Boleslaw den tapferen deutschen Rittern manche feste Burg. Der alte Sibot bekam 1242 Schloß Kemnitz als Lehen mit sieben Hufen Landes für sechs Mark Jahreszins und die Pflicht des Kriegsdienstes.“ Die beiden Reiter hatten nun die Burg erreicht und begehrten Einlaß. Freundlich wurden sie auf Burg Kemnitz beherbergt. Ritter Schoff begrüßte in dem älteren Gaste einen alten Bekannten, den Ritter Eberhard von Schildau, und nahm auch den jüngeren Fremden herzlich auf.

Am anderen Morgen verließ man früh das Lager und machte sich neu gestärkt wieder auf die Reise. Ritter Schoff begleitete die beiden Gäste, stieg mit zu Pferde und führte sie die Straße weiter über Reibnitz nach dem Warmbade. Schon auf der Höhe staunte der Thüringer über das herrliche Gebirge, das sich seinen Blicken darbot und über das friedliche Tal zu seinen Füßen. Nach kurzer Reife kam man ins Warmbad. Da sah man von deutscher Hand neue steinerne Gebäude erbaut, und Ritter Eberhard berichtete dem Freunde aus Thüringen: „Auch hier soll deutsche Art auf schlesischem Boden heimisch werden. Herzog Bernhard von Fürstenberg, der Bruder des streitbaren Bolko, ist Mitregent im Fürstentum unserer Berge. Er hat in seiner Hauptstadt Löwenberg eine Niederlassung der Johanniter, die im Heiligen Lande gegen die Türken kämpfen. Zu den Johannitern gehören aber nicht bloß Ritter, wie Ihr wißt, sondern auch Geistliche und Krankenpfleger. Schauet da drüben den Dampf, der da aufsteigt! Wir reiten gleich einmal hinüber, das Wunder zu beschauen. Heiße Wasser quellen dort aus dem Boden, die heilkraftig sind und die schon manchem Kranken das Reiben aus den Gliedern vertrieben haben. Hier sollen die Johanniter ein ordentliches Bad errichten und die Krankenpflege üben, damit der leidenden Menschheit geholfen werde.“ Staunend betrachtete der Fremde all das Neue und ließ sich zu den Quellen führen, aus denen heißer Dampf ausstieg. Als der Thüringer probierend die Hand hinein-

steckte, zog er sie rasch zurück, so heiß war das Wasser. Da erzählte man ihm, wie diese Quellen von den Jägern eines früheren Herzogs aufgefunden und seither benutzt worden waren. Nun nahm Ritter Schoff das Wort und berichtete: „Ja, nun habe ich auch hier oben einen neuen deutschen Nachbar außer meinem Schildauer Freund. Es war vor vier Monden. Da hat Herzog Bernhard dem Komtur der Johanniter zu Löwenberg den Kauf ausgefertigt. Außer den warmen Quellen empfingen sie noch 359 Hufen Landes. Das ist wohl fast das ganze Tal dieses Zackenflusses. 250 Hufen schenkte der Herzog, und 100 Hufen verkaufte er den Johannitern um den geringen Preis von 100 Mark und zwei Fässern Wein für des Herzogs Keller. Das Land können meine neuen Freunde nicht alles allein verwenden. Sie sollen hier deutsche Bauern ansetzen, damit der Herzog Einnahmen erhält. Er braucht viel Geld. Doch die ersten zwanzig Jahre bleiben die neuen Ansiedler zinsfrei nach herzoglicher Anordnung, damit sie erst Wald roden und Getreide anbauen können.“ Nun meldeten sich die drei Ritter im Gebäude des Johanniterhofes, wo man mit der Begleitung des Herzogs zusammentraf, der auch hierher geritten kam. –

Der Wächter auf dem Burgturm des Hausberges schaute an diesem herrlichen Julimorgen ins Weite. Bei dem reizenden Anblick der schönen Landschaft vergaß er nicht seine Pflicht. Bald sah er von Warmbrunn her den herzoglichen Reisezug nähern und hörte die Hornrufe der Herolde. Da erklang auch sein Horn in den frischen Morgen. Nun wurde es auf dem Burghofe lebendig, gesattelte Rosse wurden herausgeführt, Geharnischte erschienen und bestiegen die Pferde, die Zugbrücke sank nieder, und aus dem Hofe sprengte die Reiterschar dem Herzoge entgegen, ihn zu empfangen. Voran ritt der Burghauptmann. Bald naht der Zug des Herzogs seiner Burg.

Herzog Bolko ritt dem Zuge voran mit den fürstlichen Vettern. Ihnen folgten eine Menge Ritter und polnischer Edler. Doch hatte die Zahl der Bärenmützen abgenommen, und die Helmträger erschienen in großer Mehrzahl. Eine auffällige Erscheinung im Zuge war ein stolzer Ritter im schwarzen Ordensmantel mit weißem Kreuz, der Komtur der Johanniter zu Warmbrunn. Auch ein Mönch in grauer Kutte ritt im Zuge, des Herzogs Notar, der sein Schreibgerät und des Herzogs Siegel bei sich trug. Wahrscheinlich gab es Regierungsgeschäfte zu erledigen, wobei Urkunden zu fertigen waren. Mit den fürstlichen Vettern aus dem Niederlande kam ein finsterer polnischer Edler aus der Odergegend. Als er die neu gebaute Burg betrachtete, brummte er verbissen in seinen Bart: „Wieder eine Burg der verdammten Niemci im Polenlande!“

Der Herzog war abgestiegen, hatte ein Frühstück eingenommen und sich auf kurze Zeit zur Ruhe zurückgezogen. Auch die Ritter und Edlen hatten sich zerstreut und waren teils zur Ruhe gegangen, aber namentlich die jüngeren suchten Unterhaltung und Kurzweil. Zu dem Schildauer hatte sich wieder sein junger Freund

aus Thüringen gesellt. Beide stiegen zum Turmwart hinauf, um die Aussicht zu genießen. Still und staunend betrachtete der fremde Ritter eine Weile die Koppe und den Hochkamm. Dann sagte er: „Unsere Thüringer Berge und auch der Brocken können sich mit diesem Riesen nicht messen!“ – „Ja, lieber Schwertgenosse,“ begann nun Eberhard, „ich habe sie lieb, diese Berge und Wälder! Ich liebe mein neues Heimatland Schlesien! Der gedrückte, vor seinem Herrn kriechende Pole ist nicht imstande, diesem Boden eine bessere Bewirtschaftung zu geben. Das kann nur der freie Deutsche, der Eigentum und Ehre kennt!“ – „Erzählt mir von diesem neuen Heimatlande!“ bat der Thüringer. Da erhob der andere seine eisenbeschirmte Rechte, wies hinüber nach den Falkenbergen und sprach: „Seht Ihr dort vor den hohen Klippenbergen das steinerne Schloß mit dem Turm und die kleinen Häuschen dabei?“ Der Begleiter nickte. „Das ist meine neue Heimat, die Schildaue. Als mich der Herzog von Liegnitz zu seinem Waffengenossen warb, sollte ich in dieser Gegend Stadt oder Dorf bauen, wie ich es für gut fände. Ich fand eine breite Aue am Bober, zum Landbau geeignet. An einer hohen Uferstelle war ein fester Fels, um ein Schloß dort bauen zu können. Da stieß ich meinen Ritterschild auf den Boden und rief meinen Getreuen zu: „Hier bauen wir unsere neue Heimat auf, Schildaue soll sie heißen. Und wir bauten. Uns bangt nicht vor dem Zorn des Polenadels. Das Volk ist friedlich; es wird von uns lernen und bald den Segen eines neuen Lebens und des deutschen Rechtes genießen!“

Am andern Morgen ritt der Herzog, geführt von seinem Burgvogte, ins Zackental hinaus an Warmbrunn vorbei. Alle Ritter und Edlen, auch Eberhard und der Thüringer, ritten im Zuge. Der Komtur und einige Ordensritter hatten sich angeschlossen. Der finstere Pole brummte noch einmal über die „verdammten Niemci“, wenn er neue entdeckte. „Das ist ja ein sonderbarer Jagdzug“, sagte der Thüringer, „wo bleiben die polnischen Jagdhelfer?“ Der Schildauer, der neben ihm ritt, berichtete: „Wir brauchen sie heut nicht. Heut sind wir Zeugen einer neuen herzoglichen Schenkung an deutsche Landsleute. Jene Kreuzritter erhalten heut ein neues Landstück am Zacken, damit ihre Brüder im Heiligen Lande tüchtig im Kampf gegen die Heiden unterstützt werden können. Unsere Herzöge sind fromme Leute, die Kirchen und Schlösser gründen und die Ritterorden kräftig versorgen.“

Im Walde, wo der Zacken sich teilt und ein Quellbach von links, der andere von rechts aus dem Walde kommt, warteten Forstbeamte und Arbeiter. Sie führten nun den Zug. Man mußte jetzt die Pferde zurücklassen und zu Fuß gehen. Der Herzog ging mit dem Landvogt, und die Johanniter folgten dann mit den anderen. Mit Mühe war ein Pfad ausgehauen worden, den man entlang schritt. Der Weg ging am Zacken hinauf, hoch oben quer über den Kamm hinter dem Hochstein und am Kleinen Zacken zurück. Dieser

Fleck Erde wurde umschritten und wo es notwendig war mit Grenzzeichen versehen. Er sollte den Johannitern geschenkt werden. Als man zur Ausgangsstelle zurück kam, wurden die Pferde bestiegen, und der Zug kehrte auf den Hausberg zurück.

Nun folgte in der Burg die feierliche Verschreibung. Der Herzog saß im Fürstensaal auf erhöhtem Sitz und hatte vor sich seinen Notar. Alle Ritter und Edlen standen im Kreise um den Herzog. Vor ihm standen in der Mitte des Kreises die Ordensritter. Der Notar schrieb die Schenkungsurkunde, die mit den frommen Worten begann: „Im Namen des Herrn. Amen!“ Nun wurden die Grenzen des Landstückes zwischen den Zackenquellbächen beschrieben und als Zweck der Schenkung hinzugefügt, „daß sie im Heiligen Lande desto besser gegen die Ungläubigen kämpfen möchten!“ Als das Schriftstück fertig war, wurden die Namen der Fürsten, der Edlen und Ritter, die als Zeugen beiwohnten, alle darunter gesetzt. Dann hängten der Herzog und alle Vettern, die ein Siegel führten, ein solches an die Schnüre der Urkunde. Die Siegel bestanden aus rotem Wachs, worein der fürstliche Stempel gedrückt wurde. Die Johanniter dankten dem Fürsten und übernahmen die schwere und folgenreiche Arbeit der Besiedelung des Landes mit Deutschen.

Der Herzog und seine Ritter widmeten sich nun der Jagd in den weiten Bergwäldern.

Wie die Stadt Hirschberg erbaut wurde.

Am Tore einer mitteldeutschen Stadt hält ein Reiter und begeht Einlaß. Der Torwart läßt ihn ein, und er reitet nach dem Markt und steigt in der Gastwirtschaft ab. Er macht den Eindruck eines wohlhabenden, gebildeten Bürgers. Als bald begibt er sich auf das Rathaus und tritt vor den Bürgermeister. Der Fremde berichtet, daß er aus Schlesien komme und dort im Auftrage des Landesfürsten eine neue Stadt erbauen solle. Zum Beweise dafür legt er dem Bürgermeister eine Urkunde mit dem roten Herzogssiegel vor. Nun will er hier in der Stadt Bürger für die Neugründung anwerben, wozu er sich die Erlaubnis aussichtet. Mit würdigem Ernst, aber mit höflicher Freundlichkeit wird die Bitte gewährt.

Da hört man auf dem Markte der Stadt Trommelschlag. Die Bürger schauen neugierig aus Fenstern und Türen. Was ist denn los? Da hält hoch zu Roß auf dem Marktplatz der Schlesier, während der Trommler eifrig Lärm schlägt. Was will der Fremde? Bald steht um ihn eine neugierige Menge. Da hält der Trommler inne, und unser Reiter erhebt seine Stimme und spricht deutlich aber würdig: „Ehrsame Bürger dieser Stadt, ich komme zu Euch aus dem fernen Osten, aus Schlesien. Dort soll ich meinem Fürsten eine neue Stadt bauen. Wer Lust hat, Bürger dieser neuen Stadt zu werden und mit mir nach Ostland zu ziehen, der komme in meine Herberge dort, in den „Goldnen Adler“. Dort wollen wir weiter“

reden über die Sache.“ Schon viel hatte man von den neuen Dörfern und Städten in Schlesien gehört, und mancher Bekannte und Verwandte auch aus der Stadt war schon dahin gezogen. Lebhaft wurde die Sache besprochen, und eifrig ging es von Mund zu Mund: „Ein neuer schlesischer Herzogsbote ist da, Siedler zu werben!“

Am Nachmittag ging es in der Herberge zum „Goldnen Adler“ lebhafter zu als gewöhnlich. Alle Tische waren fast besetzt mit Gästen aus der Stadt, Männern und Frauen, und immer noch kamen neue und wurden in die Reihen der Dasitzenden mit Freude aufgenommen. „Adlerwirt!“ rief da ein langer, durstiger Schneider, „bring ein Bier her! Bring's derweil aufs Kerbholz, es ist nicht das letzte für heut!“ Und der Adlerwirt, der eifrig zwischen den Gästen hin und her ging und mit seiner Frau geschickt und freundlich aufwartete, nickte bejahend. „Du, Vetter Veit,“ sagte der Lange zu seinem Nachbar und klopfte ihm auf die Schulter, „willst Du mit nach Schlesien?“ – „O ja,“ meinte jener, „hier bleibt man doch ewig Gesell bei unsrer gestrengen Zunft. Vielleicht kann ich dort bald Meister werden.“ – „Das zieht auch mich,“ meinte der Lange. „Mir paßt mein Nachbar nicht, mit dem ich ewig in Streit lebe“, seufzte Kunz, der Schuster, „ich will fort von hier und suche neue Nachbarn.“ Da lachte Meister Jakob, der beim Vorstande der Innung war, und bemerkte ruhig, daß auch er dem drückenden Zwange entfliehen wolle und daß er mitziehe trotz seiner reiferen Jahre. Da waren auch Kaufleute, die in der neuen Heimat bessere Geschäfte zu machen erwarteten. Andere zog die Aussicht, sich selbstständig ein Geschäft einrichten zu können. So wurden im Gespräch allerlei Gründe erörtert, warum man dem Ruf in die Ferne willig Gehör gab.

Und das alles hörte der Fremde. Er saß mit etlichen Bekannten in der Ecke des Zimmers, wo er weniger bemerkt wurde, und hatte aufmerksam den Gesprächen zugehört, um die Art seiner zukünftigen Stadtbürger zu erkunden. Nun stand er auf, trat in die Mitte des Raumes und begann: „Es freut mich, Ihr redlichen Bürger, daß Ihr dem Ruf des Fremden Folge geleistet habt. Ich will Euch zwar nicht vorenthalten, daß es ein ernstes Unternehmen ist, mir nach Schlesien zu folgen, daß Ihr manche Entbehrungen in den ersten Jahren zu tragen haben werdet und daß die neuen Ansiedler auch Leute sein müssen, die die nötigen Mittel zum Anfang mitbringen können. Aber wer treu seine Arbeit tun wird, dem wird es bald gut gehen, wenn der schwere Anfang überwunden ist. Alle die neuen Bürger der schlesischen Städte Löwenberg, Goldberg, Landeshut u. a. m. fühlen sich wohl in Schlesien. Sie sprechen sich selber Recht nach deutscher Gewohnheit und sind die ersten zwanzig Jahre von Abgaben frei.“ Mancher, dem es bedenklich geworden war, bei der offenen Aussprache des Fremden, entfernte sich still, die meisten aber blieben und ließen sich aufschreiben. Mit ihnen besprach nun der Führer genau, wie sich die Auswanderer rüsten

müßten, um wenigstens in den ersten Monaten sich allein erhalten zu können. Auch sagte er, daß er noch andere Städte besuchen werde, um mehr Leute zu werben. Er stellte den würdigen Meister Jakob als Obmann auf, der alles andere während des Führers Abwesenheit leiten solle, bis jener nach bestimmter Frist mit seiner Kolonne käme, um die hiesigen Auswanderer mitzunehmen.

Eine fieberhafte Unruhe hat die Bürger des Städtchens erfaßt, die dem Ruf des Fremden zu folgen gedachten. Man wirkte emsig, um noch die notwendige Arbeit zu erledigen und das nötige Geld zusammenzubringen. Vorräte wurden eingekauft und gesammelt, Geräte für Haus und Wirtschaft besorgt, Wagen und Pferde beschaffte man sich, Häuser und Ackerwirtschaften verkaufte man und zog die ausstehenden Kapitalien ein. Manches junge Paar wurde schnell noch getraut, dann wurde gerüstet und gepackt und hier leichter, dort schwerer Abschied genommen. Als der Führer mit seinem Zuge ankam, fand er auf dem Markt seine Kolonisten unter der Leitung des Obmannes Jakob fahrtbereit. Die Männer stiegen zu Pferde, Frauen und Kinder auf die gedeckten Wagen, wo auch ein bequemes Nachtlager zurechtgemacht war, und allerlei Vieh beschloß den Zug unter Obhut der Hirten.

Die ankommenden Mitreisenden sangen das bekannte Kolonistenlied:

„Nach Ostland wollen wir reiten,
Nach Ostland wollen wir fort,
Al über die grünen Heiden,
Frisch über die Heiden!

Da finden wir besseren Ort.
Wenn wir nach Ostland kommen,
All unter das hohe Haus,
Da werden wir aufgenommen.
Frisch über die Heiden!
Wir werden willkommen sein!“

Die Wartenden reihten sich in den Zug, und es geht zum Stadttor hinaus. Man winkt Abschied, Verwandte geleiten den Zug noch ein Stück, dann kehren sie um. Der Zug bewegt sich nach Osten. Und aus der Ferne schallt es noch fröhlich zurück zu den Nachschauenden:

„Da, willkommen wird man uns heißen,
Sehr willkommen werden wir sein.
Wir werden am Abend und Morgen,
Frisch über die Heiden!
Noch trinken den kühlen Wein!

Wir trinken den Wein mit Schalen
Und Bier auch, soviel uns beliebt,
Dort ist es so fröhlich zu leben,
Frisch über die Heiden!
Dort ist zu wohnen uns lieb.“

Der Zug war schon manchmal an Ortschaften vorbeigekommen, an polnischen und deutschen. Da schaute man von ferne die Türme der Stadt Löwenberg. Dort wollte man Rasttag machen und hoffte, Bekannte zu treffen. Eilboten hatten Ankunft und Absicht der Kolonisten gemeldet. Das Vieh fand Weide, die Stammesfreunde willig anboten, und die Leute fuhren ihre Reisewagen im Kreise auf den Markt; sie selbst aber fanden Erquickung und Nachtlager in den Häusern und Gastwirtschaften. Man traf Freunde und Bekannte, tauschte Erlebnisse aus und erhielt die herzliche Zusage von Ratschlägen und Unterstützung beim Aufbau der neuen Stadt. Nun ging die Reise durch das Bobertal aufwärts, an Lähn und Kemnitz vorüber.

Am Nachmittag des letzten Reisetages fuhren die Wagen der Ankommenen über die hölzerne Zackenbrücke. Am Kavalierberge, am hohen Uferrande des Bobers, wurde auf waldfreiem Platze gelagert. Die Wagen bildeten einen Kreis, in dessen Mitte das Vieh getrieben wurde. Da die Sonne zur Rüste ging und jedermann müde war, rüstete man zur Nachtruhe. Innerhalb der Wagenburg war auch Platz zur Herstellung eines großen Lagerzeltes auf dem Rasen für die Männer. Frauen und Kinder schliefen in den Wagen. Bald lag alles im Lager, vom Schlaf umfangen. Nur die Wache schritt um das Lager. Man schlief die erste Nacht in der neuen Heimat.

Am andern Morgen hatte kaum die Sonne ihre ersten Strahlen ins Tal gesandt, als es im Lager lebendig wurde. Die Hirten trieben das Vieh zur Tränke und auf die Weide. Jetzt mußte jeder Tag ausgenutzt werden, damit vor dem Eintritt der schlechten Jahreszeit die schützenden Wohnungen fertig wurden. Männer und Frauen versammelten sich auf dem Platz in der Wagenburg, um mit gemeinsamem Gebet das neue Werk anzufangen. Ein Lied aus rauher Kehle erklang. Dann begaben sich die Frauen auf ihre Wagen, das Frühmahl zu rüsten. Die Männer aber umstanden im Kreise den rüstigen Mann, der sie mit Umsicht geführt und auch hier schon den Platz zur Unterkunft bereitet hatte.

Der Führer in der Mitte hob die Hand zum Zeichen, daß man auf ihn hören möge. Und bald erklang seine starke, Vertrauen erweckende Stimme: „Deutsche Männer, wir haben uns vereinigt, an diesem Platze eine neue Stadt zu bauen. Wollet Ihr mir, dem Bevollmächtigten eures neuen Landesherrn, gehorchen, so schwöret!“ Alle erhoben die Hände und schworen Treue ihrem Führer und Vogt, und man sah ihren Mienen an, wie ernst und

heilig ihnen der Schwur war. Weiter fragte der Vogt: „Wollet Ihr Männer nun auch als eine Gemeinde treu zusammenhalten in Arbeit und Kampf, in Freude und Leid, in Not und Tod?“ Da flogen die Schwerter aus den Scheiden, schlügen in der Luft zusammen, und wie ein Gebet aus tiefster Brust erklang das Gelöbnis: „Wir wollen stets zusammenstehen in Arbeit und Kampf, in Freude und Leid, in Not und Tod!“ Eine feierliche Pause trat ein, und Vogt und Gemeindeglieder drückten einander darauf entblößten Hauptes und schweigenden Mundes kräftig die Hände. Wieder sprach der Vogt: „Euer Schwur ist getan, die Gemeinde begründet. So wählet nun die Männer, denen ihr vertraut, zu meinem Beistande!“ Vier Männer, die verständigsten und angesehensten, wurden zum Vorstande gewählt. Sie traten zum Vogt und besprachen die Landverteilung, die Einrichtung der Stadt und die nächsten Arbeiten.

Eine Zeichnung für die neue Stadt hatte der Vogt schon anfertigen lassen. Der Platz, auf dem man geruht und in der ersten Gemeindeversammlung geschworen hatte, sollte der Marktplatz sein. Er wurde viereckig abgegrenzt. Von jeder Ecke aus wurde eine Straße nach außen abgesteckt. Auch von der Mitte der langen Marktseiten ging je eine Gasse aus. Außerhalb des Marktes wurde die Grenze bezeichnet, wo der Stadtgraben und die Mauer hinkommen sollten. Andere schrieben die Gemeindeglieder nach Namen, Geschäft, Vermögen und Kopfzahl des Haushaltes auf, um die Zahl der Landlose und der Häuser oder Herdstellen festzusetzen. Während die einen den Plan einteilten für alle Gemeindeväter, bildeten andere eine lange Arbeitskolonne, die den Stadtgraben aushob und den äußeren Erdwall um die Stadt aufführte. Dabei wurden Sträucher und Bäume, die im Wege waren, ausgerodet und Steine weggebracht. '

In einer neuen Gemeindeversammlung wurde der Stadtplan den Genossen vorgelegt. Jetzt verteilte man die Herdstellen. Die Kaufleute bekamen dieselben am Markte angewiesen, die Handwerker auf den Gassen der Stadt, wobei die Meister desselben Handwerks auch auf dieselbe Straße zusammengesetzt wurden, damit sie gemeinsame Einrichtungen gemeinsam besprechen und schaffen könnten. Nachdem man die nötigsten Bauten vollendet hatte, bekam die Stadt ihre feste Schutzmauer mit drei Toren: Das Schildauer Tor, das Burgtor und das Langgassentor. Nach dem Bober zu richtete man eine Pforte ein zum Wasser, die Wasserpforte, zu der die Pfortengasse führte. Jedes der stark gebauten Tore erhielt später noch einen hohen, festen Wachtturm, von dem immer ein Wächter ausschaute, bei Tag wie bei Nacht. Auch Ställe und Scheunen wurden auf den Hintergassen und an der Stadtmauer errichtet zur Unterbringung des Viehes und der Erntevorräte, denn in Hirschberg wurde zunächst viel Landbau betrieben.

Als die neue Stadt errichtet war, hatte es der Burghauptmann auf dem Hausberge dem Herzoge gemeldet. Mit großem Gefolge ritt er nun in seine Burg ein und besuchte dann die neue Stadt.

Ehrerbietig empfing man ihn auf dem Markte, wo dem Landesherrn ein feines Zelt errichtet worden war. Dort trat er ein und empfing den Willkommenstrunk. Dann gab er der Stadt den Namen Hirschberg und eine Urkunde, in der alle Rechte und Pflichten der Bürger festgelegt waren. Auch ein Wappen mit einem Hirsch verlieh er der Stadt. Den wackeren Mann, der die Bürger herbeigeführt und den Bau der Stadt geleitet hatte, ernannte der Herzog zum Erbvogte, der das Stadtgericht führte, die Polizeigewalt über Handel und Handwerk. Dafür erhielt er die sogenannte Erbvogtei, ein Haus, das wahrscheinlich auf der Gerichtsgasse stand, einen Teil der Stadtfelder, ein Drittel der Gerichtseinnahmen und verschiedene Nutzungen, eine Mühle, eine- Schenke und die Fischerei im Bober. Das Amt des Erbvogetes ging nach dessen Tode auf seine Kinder über samt der Vogtei. Die Stadt bekam zu ihrer Erhaltung das Markt- und Meilenrecht, wofür sie dem Landesherrn bestimmte Abgaben leistete.

Die Urkunde des Landesherrn wurde zwar immer als ein Heiligtum verwahrt; doch ist sie bei irgendeinem Brande, der die Stadt in Asche legte, verloren gegangen. Deshalb wissen wir nicht mehr, wie der Gründer hieß, wann er die Stadt erbaute, auch nicht, welcher Herzog die Stadt Hirschberg bauen ließ. Doch der tüchtige Gründer soll auch ohne Namen mit seiner wackeren Tat fortleben im Andenken dankbarer Nachkommen.

Die Gründung eines Dorfes unserer Heimat.

Um dieselbe Zeit, als ein braver Bürgersmann die Stadt Hirschberg erbaute, bemühte sich ein anderer Schlesier um die Gründung eines Dorfes.

Der greise Wächter am Tore der Burg Hirschberg schlummert. Da klopft es, der Hund schlägt an und weckt den Greis, der hinaus schaut und vor dem Tore einen kräftigen, wohlgekleideten Bauersmann erkennt, der den Burghauptmann sprechen will. Der Greis kennt den Mann und öffnet ihm ein Pförtchen. „Tretet ein, braver Rüdiger!“ redet der Greis ihn an.

Bald steht Rüdiger vor dem Burghauptmann. „Herr Ritter“, beginnt er ohne Scheu und doch mit Ehrerbietung, „ihr bestelltet mich für heut zur Abschreitung des Landes für mein neues Dorf.“ Der Ritter nickte und ging mit Rüdiger hinaus. Beide bestiegen ihre Rosse und nahmen noch einige Gehilfen mit. Es wurden nun die Grenzen um die an Rüdiger vergebene Dorfflur bezeichnet, indem man sie umritt. „Holt euch die Urkunde in vier Wochen ab“, sagte der Ritter, „damit ihr das Werk beginnen könnt. Das Land bedarf fleißiger Hände, und der Herzog muß Abgaben erhalten in klingender Münze.“

Rüdiger hatte sich die Urkunde aushändigen lassen und ritt nach Lähn. Dort stieg er in der Schenke ab, wo Handwerker ihre

Schoppen tranken und Bauern zu Markte da waren. Er kannte viele von diesen Leuten, und sie wußten schon, daß Rüdiger das schwere Werk unternahm, dem Herzoge ein neues Dorf zu gründen. Aus den Dörfern in der Nähe nannte man ihm einige Bauern, die Lust hätten, im Urwalde nochmals abgabenfrei die Arbeit zu beginnen; denn sie ärgerte die strenge Eintreibung des Zehnten durch den Bischof. In Löwenberg, wo man Handelsverbindungen mit dem deutschen Westen unterhielt, nannte man dem eifrigen Rüdiger Gegenden Deutschlands, wo die Bauern unter dem Druck ihrer Grundherren schwer zu leiden hatten. Auch erzählte man ihm, daß viele junge Bauern vorhanden seien, die nicht auf den Tod des Vaters zu warten gedächten, ehe sie eine Landwirtschaft erwürben. Diese würden lieber im Urwalde Neuland roden und am Bau des neuen Dorfes teilnehmen. So ritt denn Rüdiger, wohl ausgerüstet mit allem Nötigen, nach Westen und warb unermüdlich tüchtige Bauern an. Bald sah man auch ihn mit Mann und Roß und Wagen auf der Hohen Straße aus dem Westen ankommen.

Merkwürdig: Vor 700 Jahren zogen aus Schlesien Germanen hinweg nach Westen. Sie trugen das Schwert aus Eisen und wollten sich damit neue Welten erobern. Diese Eroberer gingen meist zugrunde. Jetzt zogen Glieder desselben großen Volkes nach Osten, um in Schlesien einst von diesem besessenen Land wieder zu gewinnen. Auch sie trugen das Eisen bei sich, jedoch nicht in der Form des Schwertes, um etwa kriegerische Eroberungen zu machen, nein, mit dem eisernen Pfluge wollten sie durch friedliche, mühsame Arbeit den Boden gewinnen.

In Tschischdorf nahm Rüdiger mit seinem Zuge die letzte Rast, denn nun war er an der Grenze seiner neuen Dorfflur angelangt. Auf dem Dorfanger hielten die Bauernwagen; dort weidete auch das Vieh. Die Tschischdorfer nahmen die neuen Nachbarn freundlich auf und versprachen, ihnen mit Werkzeugen, Vieh, Samen usw. in den ersten Jahren auszuhelfen. Rüdiger war unterdessen mit einigen Männern über den Berg geritten und hatte rasch einen Zugangsweg auf die neue Dorfflur und einen vorläufigen Lagerplatz hergerichtet. Gar leicht war eine Stelle gefunden, wo die Bewaldung nicht so dicht war, daß man durch das Abholzen von Gesträuch einen genügend großen Lagerplatz erhielt. Dann ritt er zurück zu seiner Kolonne.

Am andern Morgen sollte mit Würde und Feierlichkeit, wie es die Deutschen liebten, die Grenze überschritten und die neue Heimat betreten werden. Als nun die Sonne über die Berge in den prächtigen Maimorgen schien, da hatte sich der Zug der Kolonisten geordnet. Die Wagen waren mit Grün geschmückt, und die Kühe trugen Blumenschmuck um das Gehörn. Auch die Reiter hatten ihren Pferden grünes Gezweig an Sattel oder Zaum gesteckt. Mit Gesang und Jauchzen zogen die Siedler über den Berg. Würdig, aber froh und mit frommem Liede schlug man das Lager auf. Warm und

herzlich begrüßte Rüdiger seine Leute auf der neuen Dorfflur. Der erste Tag ging mit den notwendigsten Vorbereitungen dahin.

Am andern Morgen ging Rüdiger mit den Vertrauensmännern der Kolonisten am Bache hinab bis zum Bober mit Meßgeräten. Eine schwere Arbeit begann, die Flureinteilung. Man schritt am Bachlauf hinauf Stücke ab von ganz bestimmter Länge bis in die Nähe der Quelle. Die Enden der Stücke wurden mit Pfählen oder Marken an Bäumen oder Kreuzen auf Steinen bezeichnet, und die erhaltenen Stücke zählte man. Das waren die Hufenbreiten. Darnach wurde senkrecht zur Bachrichtung von jeder Grenzmarke aus eine 'Grenzlinie bis auf den Berg zur Dorfgrenze abgesteckt. Das geschah auf beiden Bachseiten. So wurde die Dorfflur in Hufen eingeteilt, für die man Nummern feststellte. Gewisse bei der Abgrenzung schon ausgezeichnete Hufen blieben ohne Nummer und wurden für bestimmte Zwecke vorbehalten. als Wiedemut für die Kirche und als Freihufen für den Schulzen des Dorfes. Dann wurden die Hufen unter die Ansiedler verlost. Das war eine Arbeit von Wochen.

Zur Verlosung war eine große Gemeindeversammlung einberufen worden, an der der Burgvogt teilnahm. Im Kreise umstanden die Gemeindeglieder den Burgvogt und den Führer Rüdiger. Der Burgkaplan hatte als Schreiber beim Burgvogt Platz genommen und schrieb mit seinem Gänsekiele auf Pergament. Auf einer Liste standen die Namen der Dorfgenossen. Jeder wurde aufgerufen, nahm eine Nummer aus dem Losbehälter und wurde mit der Nummer vom Schreiber aufgeschrieben. Ebenso schrieb er nieder, welche Hufen zur Wiedemut und zur Scholtisei gehören sollten. Rüdiger, der tüchtige Führer und Dorfgründer, wurde Schultheiß des neuen Dorfes und erhielt die Erbschötzerei. Schultheiß nannte man den Obersten der Dorfgemeinde, der für jeden Dorfgenossen die „Schuld“ oder Pflicht bestimmt. Nachdem der Burgvogt an Stelle des Landesherrn den neuen Schultheiß Rüdiger feierlich in sein Amt eingeführt hatte, bestimmte man auch die Rechte und Pflichten der Dorfgenossen. Eine althergebrachte deutsche Rechtsordnung, die jeder aus der alten Heimat kannte, setzte die Rechte für Jagd und Viehweide, die Strafen für Uebertretungen und anderes genau fest. Gewöhnlich war nur das Land unter dem Pfluge zur alleinigen Benutzung des einzelnen da, während das unbebaute Waldland der Gemeindejagd und Gemeindeweide diente. Das neue Dorf erhielt nach seinem Gründer den Namen „Rüdigersdorf“, und da sich später noch andere Orte desselben Namens fanden, unterschied man dieses Dorf von anderen gleichbenannten durch den Namen „Bober-Rüdigersdorf“ oder gekürzt Boberröhrsdorf.

Jetzt konnte jeder Bauer auf seiner Hufe die Arbeit beginnen, Doch mußten immer mehrere Bauern einander helfen, so daß zuerst des einen, dann des andern nötigste Arbeit erledigt wurde. Nun erschallte die Axt durch den Wald; es rauschte kreischend die Säge. Krachend stürzten die Bäume zur Erde. Da flohen die Waldtiere

tiefer ins Dickicht, und die polnischen Urbewohner sahen sich auch bald eingeschränkt in ihrem Waldleben. Das gefällte Holz wurde zur Aufrichtung des Wohnhauses und der anderen Gebäude des Bauernhofes verwendet, auch zu Möbelstücken und allerlei Haus- und Wirtschaftsgeräten. Das meiste wurde verbrannt, und seine Asche diente zur Düngung des Bodens. Das freie Land wurde nun mühsam mit Hacken vom Wurzelwerk und von Steinen gesäubert und besät. Erst nach einigen Jahren konnte man den Waldboden mit dem Pfluge bearbeiten. Es war eine mühsame, beschwerliche Arbeit, die der Bauer in den Jahren der Rodung leistete. Aber sie war wichtig und segensreich. Er schuf seinen Kindern und Enkeln die Grundlage eines gesicherten Lebens und eines guten Wohlstandes und seinem Volke und dessen Fürsten den Grund für eine feste staatliche Ordnung. So erwarb er sich das Recht am Boden der neuen Heimat, in der der Slawe nur Gast gewesen war. Des Bauern Arbeit war die wichtigste im neuen Staat.

Aber ganz anders nahm sich das Dorf in seiner ersten Gestalt aus als heutzutage. Der Dorfbach war damals zur Schneeschmelze und bei anhaltendem Regen ein reißender Strom, dessen Ufer der Landmann mied. Die Aue am Bache hin blieb als Dorfaue ausgeschlossen aus dem Bereich der bäuerlichen Hufen und gehörte samt Fischerei und Wasserkraft dem Landesherrn. Die Hufe des Bauern begann erst auf dem Rande des Tales, den die Flut nicht mehr erreichte. Dort stand der Bauernhof. Er umschloß mit seinen Gebäuden den viereckigen Hof und bestand aus Wohnhaus, Scheune, Schuppen und Stallgebäude, das öfters mit dem Wohnhaus verbunden war. Oft umgab eine Steinmauer den Hof, und man gelangte durch ein überwölbtes Tor hinein, das am Abend geschlossen wurde. Die Frontseite des Wohngebäudes war meistens den Feldern zugekehrt, und nach der Dorfaue schaute die Rückseite. Die Fenster waren zuerst ohne Glas und mit Holzgittern versehen oder mit geöltem Papier und anderen durchscheinenden Stoffen bezogen. So bestand das Dorf in der Hauptsache aus ziemlich weit auseinanderliegenden Höfen. Die vielen Häuser für Handwerker, Krämer usw. an einer geordneten Dorfstraße fehlten. Damals lag mitten durch das Dorf die öde, unbebaute Aue. Das gemütliche, nahe Zusammenwohnen der Dorfgenossen fehlte.

Die Stadt wird Mittelpunkt des Wirtschaftslebens im Gau.

Der Bauer Legner will heut zu Markte fahren und ist daher mit seiner Frau schon vor Morgengrauen aus dem Bett. Während diese das Frühstück am Herde zurecht macht, hat der Bauer sich um seine Pferde bemüht, die immer seine Hauptsorge in Anspruch nehmen, und Sohn und Knecht haben den Marktwagen in den Hof gebracht und mit vielen Säcken Getreide beladen. Nun kommt Legner zum Frühstück. Seine Frau stellt die Morgensuppe in einer großen Schüssel auf den ungedeckten Tisch und setzt sich neben ihren Mann auf die

Holzbank, die längs der Wand angebracht ist. Beide essen die Suppe mit großen Holzlöffeln aus der Schüssel.

Die Frau beginnt das Gespräch: „Heinrich, ich habe dir schon gestern meine Sachen für den Markt zurechtgestellt: Butter, Eier und Schafkäse. Geflügel können wir diesmal nicht abgeben.“ „Was brauchst du aus der Stadt?“ fragt Heinrich. „Du weißt, daß ich unter acht Tagen nicht wieder dahin komme.“ Renate sagt: „Bring doch für die Mutter einen bequemen Lehnstuhl mit. Auf unseren Holzschemeln und der schmalen Ofenbank sitzt sie gar nicht mehr bequem, sie wird doch schon recht wackelig.“ Der Bauer nickt, eifrig essend. „Und kaufe doch einige neue Löffel für die Mädel! Diese alten, die dein Vater noch geschnitzt hat, sind zu ungeschickt groß; die Kinder müssen sich damit zu sehr abquälen. Und ein neues Löffelholz brauche ich.“ Auch das benickt Heinrich. „Ach, bringe doch für die Jettel und die Gatel Tuch mit zu Röcken. Die Leinenkittel sind nicht mehr schön und auch zu dünn, wenn die Kinder nun mitgehen in die Kirche und dort in der Kälte so lange sitzen müssen. Die Jettel muß auch Schuhe haben; das Maßholz habe ich hier schon zurechtgeschnitten.“ Sie reicht es dem Manne hin. „Und dann –“ fährt Renate eifrig fort. „Halt, halt!“ unterbricht sie der Bauer, „jetzt ist's genug. Einen ganzen Sack voll Aufträge habt ihr Weiber immer bereit. Da möchte man ja bloß zum Merken einen Knecht mitnehmen. Sonst vergißt man viel.“ Renate lächelt und gibt sich zufrieden.

Bald fährt Legner, auf dem Marktwagen sitzend, aus dem Hoftore. Da steht der Nachbar Lorenz und will mitgenommen werden, weil er heut nicht mit seinem Gespann fahren kann. Er steigt zu Legner auf den Kutschersitzt. Ueberall sind schon die Hoftore der Bauern offen, und die Marktwagen sieht man darin bereit stehen oder eben herausfahren. Alle wollen zu Markte. Zwischen Legner und Lorenz gibt es ein reges Gespräch während der Fahrt. Lorenz war bedeutend älter als Legner, und der weißbärtige Alte bestellte immer noch sein Feld selbst mit dem Knechte; denn einen Sohn hatte er nicht. „Anders ist's schon worden bei uns, seit wir vom Westen herzogen. Damals konnten wir die ersten Jahre nicht so viel Getreide anbauen, als wir selber brauchten, und heute fahren wir schon viel davon auf den Markt. Auch Butter und Käse hatten wir damals nicht übrig, weil der mitgeführte Viehstand zu klein war. Heut hast du doch gewiß allein deine zehn Pfund Butter geladen.“ Da lachte Legner breit: „O, o, Vater Lorenz, das will ich meinen; das langt freilich nicht! Ja, auch mein Vater mußte im ersten und zweiten Jahr Getreide borgen im Nachbardorfe. Im dritten hatten wir schon so viel Rodefeld, daß wir das Geborgte wiedergeben konnten. Je mehr wir dann neuen Wald rodeten, desto mehr gab's Arbeit, aber auch Brot. Nach fünf Jahren konnten wir schon in die Stadt liefern. Aber man kommt vor lauter Landarbeit nicht mehr zu anderen Geschäften und muß sich jetzt vieles aus der Stadt

holen, was man früher selbst anfertigte.“ „Gewiß“, sagte eifrig Lorenz, „ich brauche wieder Sensen, Sicheln und ein Spanmesser.“ „Und ich muß mir heute auch Sensen kaufen,“ ergänzte Legner.

Da wurden beide auf ein merkwürdiges Geschehnis aufmerksam. Von der Stadt her wurde auf dem Wege ein großes Rad von einigen Männern langsam fortgerollt. Rechts und links ritt je ein Reiter, der die Arbeit des Radrollens aufmerksam beobachtete. Als Legners Wagen der Menschengruppe näher kam, bemerkten die Bauern, daß auf dem Umfange des Rades Leisten quer aufgenagelt waren, die beim Fortrollen in den Boden schnitten. Dabei zählten die Männer, blieben immer wieder einmal stehen und machten Zeichen an dem Wegerande. Die Bauern erkannten unter den Reitern ihren Ritter und grüßten ihn. Der alte Lorenz sagte: „Aha, die messen wieder einmal die Meile. Ich war das letztemal auch dabei. Da habe ich genau gesehen, wie es gemacht wird. Nach den Strichen, die die Querleisten auf dem Rande des Rades im Boden machen, zählt man die Fuß und Schritt ab, und wenn man 120 Schritt gezählt hat, da bleibt man stehen und macht das Zeichen am Wege. Das nennt man ein Stadium. Wenn man acht solche Stadien abgesteckt hat, so ist man eine Meile gelaufen. Am Stadttore haben sie angefangen und messen nun bis in unser Dorf. Wahrscheinlich will unser Grundherr das Dorf aus der Bannmeile herausbringen.“ „Was er davon hat?“ fragte Legner. „Die Dörfer, die bloß eine Meile von der Stadt entfernt sind, dürfen keine eigenen Handwerker haben“, berichtete Lorenz, „die gehören zu dem Stadtgebiet und müssen sich alle Dinge, die Handwerker anfertigen, in der Stadt holen.“ „Was ich mir noch selber machen kann, das kauf ich halt doch nicht“, brummte Legner. „Welche Dörfer müssen denn da nach Hirschberg einkaufen gehen?“ fragte er weiter. „Daß wir Grunauer in Hirschbergs Bannmeile liegen, das weißt du ja“, sagte Lorenz, den Nachbar anschauend, der ihm bejahend zunickte, „aber außerdem gehören dazu: Boberröhrsdorf, Straupitz, Hartau, Schwarzbach, Cunnersdorf, Herischdorf und Gotschdorf. Mit Warmbrunn ist das so eine unsichere Sache. Dort sind die Johanniter Herren, und die wollen von Hirschberg nicht viel wissen.“ „Mit dem Meilenzwange kann ich auch nicht zufrieden sein; da wird's wohl manchen Streit geben!“ sagte Legner lächelnd. Lorenz nickte verständnisvoll und sagte: „Ach, die Städter sind nicht auf den Kopf gefallen; die kaufen manchmal die Meilendorfer auf von den Grundherren. Dann müssen die Bauern halt folgen! Vielleicht macht das die Stadt Hirschberg auch noch, wenn sie Geld genug haben wird.“

Jetzt hielt der Wagen vor dem Stadttor, das noch geschlossen war. Der Platz vor dem Tore war ganz mit Wagen und Karren bedeckt, und auf allen Straßen bewegten sich noch neue heran. Da schlug die Glocke. Das war für den Torwärter das Zeichen zum Oeffnen. In langem Zuge kamen alle die Wagen, die Karrenführer und Fußgänger mit Körben und Hucken durch die

Straßen der Stadt nach dem Marktplatz. Es war gut, daß der Markt so riesig groß angelegt war, denn sonst hätten alle die Waren nicht Platz gehabt. An den Häusern der Kaufleute hin lagen die Tuche und besseren Leinensorten der Städter aus. Auch die Handwerker mußten die Waren auf offenem Markte feilbieten. Die Mitte desselben nahmen die Verkaufsbänke der Fleischer, Bäcker und Schuhmacher ein, die feste Stände hatten und dafür Abgaben leisteten. Ringsherum standen die Bauernwagen, dazwischen die Karrenführer, Kiepen- und Korbträger. Da brachten die Kohlenbrenner ihre Kohlenwagen für die Schmiedewerkstätten. Auch Kräuterweiber waren da und boten getrocknete Wurzeln oder Blätter und Blüten von Heilkräutern zu Tee aus gegen mancherlei Krankheiten. Auf einer überall sichtbaren Stange hing ein Hut aus, solange Verkaufszeit war. Die Marktpolizei war eifrig dabei, die Ware zu besichtigen und zu prüfen und Standgeld einzunehmen. Wehe dem, der verdorbene Ware oder unrechtes Maß anbot! Wehe dem Bäcker, der zu kleine Semmeln buk, dem Bauer, der verdorbene Eier oder schlechte Butter anbot! Da gab es strenge Strafen. Viele Uebeltäter wurden am Pranger dem Spott der Menge preisgegeben. Die Art der Abgabe von Waren war meist der Tausch. Der Bauer gab dem Tuchmacher, dem Hut- und Schuhmacher Butter und Käse, dem Kaufmann Eier, anderen Getreide für das, was er von jenen brauchte.

Lorenz und Legner hatten sich nach vollendetem Einkauf in eine Schenke bestellt. Dort trafen sie mit vielen Bekannten von anderen Dörfern zusammen, mit denen sie eins tranken und Neuigkeiten austauschten. Nur so konnte man erfahren, was in der Welt geschah; denn Zeitungen und eine geregelte Post gab es damals noch nicht. Man konnte auf dem Dorfe und auch in der Stadt vielfach weder lesen noch schreiben. Selten verstanden diese Künste die Ritter, häufiger die Kaufleute. Die notwendigen Schreiben wurden durch Mönche, Geistliche, gelehrte Notare und berufsmäßige Schreiber ausgeführt. Lorenz traf den Schneidermeister Peter, den er bat, zu ihm aufs Dorf zu kommen, um ihm einen Anzug zu fertigen, wozu er sich das Tuch schon besorgt hatte. Peter sagte dem Lorenz zu und auch dem Legner.

Am Nachbartisch saßen auch Handwerker mit Bauern im regen Gespräch bei einander. Ein redseliger Handwerksmeister erzählte: „Jetzt blüht bei uns das Geschäft, nachdem Stadt und Land sich so tüchtig aushelfen. Bauer und Handwerker gehören eben zusammen. Die Schuhe und Kleider, die ihr Bauern euch früher selber gemacht habt, waren doch eitel Pfuscherei. Schaut dagegen unsere Waren an! Sind sie nicht sauber und fein gearbeitet? Stechen sie euch nicht in die Augen, diese blitzblanken Dinge, die ihr in der Stadt an allen Ecken seht? Und wir würden mit unseren paar Beeten Gartenland die stärker gewordene städtische Bewohnerschaft nicht ernähren können, wenn ihr Bauern uns nicht alle Wochen Korn und Butter, Käse, Geflügel und Vieh herein brächtet vom Dorfe. Ja, die Stadtwirtschaft

ist das richtige! Der Bauer bebaut den Acker, und der Städter treibt Handwerke; so leben wir beide.“ „Recht hast du!“ sagten die Bauern und tranken dem Sprecher zu.

An einem anderen Tische saßen Kiepenmänner mit allerlei Geräten. Sie wollten nach dem Markte über Land reisen, um ihre Waren in der Schönauer Gegend abzusetzen. Zu ihnen gesellten sich noch mehrere Händler aus der Stadt, die den gleichen Weg verfolgen wollten. Die Bauern aus Grunau, Bober-röhrsdorf, Berbisdorf und Maiwaldau nahmen ihnen ihre Lasten bis in diese Dörfer mit. Von dort traten die Händler ihre Fußwanderungen an über die Berge nach den größeren Bauerndörfern jenseits derselben. Die dortigen Bauern konnten nicht jeden Werktag nach der Stadt kommen, um einzukaufen. Da kam es ihnen sehr gelegen, wenn mühsame Handelsleute von Haus zu Haus zogen mit Werkzeugen für Haus und Küche und anderen gebräuchlichen Dingen.

Auch Legner konnte auf seinem geleerten Wagen einige Händler mit ihren Kiepen bis nach Grunau bringen, von wo die Leute weiter pilgerten. Oft führte ihr Weg durch dichten Bush auf holprigem Boden dahin. Als sie einmal ein Stück die Fahrstraße verfolgten, da hörten sie in einiger Entfernung Pferdegetrappel und Waffengeklirr. Leise verschwanden die Händler im Dickicht, versteckten ihre Waren und sandten einen ihrer Späher in die Nähe der Straße. Als er zu den Versteckten zurückkehrte, erzählte er: „Es waren zwei gepanzerte Schnapphähne, die auf uns lauerten. Der eine sagt „Sie müssen bald kommen; der Markt ist längst vorüber. Und warum sollen wir uns Dinge kaufen, die wir leicht auf der Straße wegnehmen können, der arme Rittersmann hat kein Geld übrig, und Händler und Bauer verdienen es leicht!“ So ritten sie spähend weiter. Sie vermuten uns noch nicht hier. Wenn wir unvermerkt bis ins Dorf kommen und dort übernachten, da sind wir sicher vor ihnen.“ Leise machten sie sich wieder auf einen wenig bekannten Fußweg und kamen sicher ins nächste Dorf.

Es war für die Stadt Hirschberg sehr wichtig, daß sie außer den etwa 30 Dörfern im Hirschberger Tale, die sich erst langsam entwickelten und in den ersten Jahrzehnten eine für die Stadt zu geringe Kaufkraft boten, auch die schon früher erbauten und daher weiter fortgeschrittenen und kaufkräftigen Orte um Schönau in ihr Rechtsgebiet aufnehmen konnte. Durch dieses weitere Wirtschaftsgebiet gelangte die Stadt zu Reichtum und Ansehen; sie wurde später Weichbildstadt. Ihr Weichbild umfaßte ungefähr die Gebiete der heutigen Kreise Hirschberg und Schönau. 1348 verlieh ihr Bolko II. das Weichbildrecht, in dem es heißt: „daß niemand im ganzen Weichbilde solle Gewand feil haben, noch verkaufen, Salz feil haben, noch verkaufen, Malz machen, noch verkaufen, Kretscham-Werk treiben, noch ander Handwerke, die in Dörfern ungewöhnlich sind zu treiben und in Städten gewöhnlich; bei zehn Mark Strafe“. Auf diesem Recht beruht die erste Blütezeit der Stadt Hirschberg.

Die Burg auf dem Hausberge und der Ritterstand.

Die Namen Burgstraße, Burgturm und Hausberg deuten heut noch an, daß auch in der Nähe der Stadt Hirschberg eine Burg war, wie wir dies bei vielen anderen Städten und Dörfern der Heimat finden. Diese Burg lag auf dem Hausberge, der seinen Namen von dem castrum oder festen Hause, also der Burg, erhielt. Wann und von wem die Burg erbaut wurde, ist unbekannt; doch ist sicher, daß sie zu gleicher Zeit errichtet wurde, als man die Stadt und die Dörfer im Tal anlegte. Als die Herzöge des Landes in unseren Gebirgstälern Deutsche ansiedelten und ein geordnetes Wirtschaftsleben einrichteten, da war auch in der Nähe eine Verwaltungsstelle nötig, an der «ein Vertreter des Herzogs dessen Rechte wahrte und seine Pflichten übte. Diese Verwaltungsstelle war die Burg Hirschberg, auf der die Landesfürsten öfter anwesend waren zu Jagdzeiten oder wenn Regierungsgeschäfte zu erledigen waren. Während der Zeit, in welcher der Herzog nicht anwesend war, vertrat seine Stelle der Burggraf, der ständig auf der Burg lebte. Die neu ins Land kommenden Siedler waren nicht so fügsamen Sinnes wie die slawischen Waldleute, die vor ihnen hier lebten. Die Deutschen pochten auf ihr deutsches Recht, so daß selbst der Herzog oft nachgeben mußte, um die Siedlungsarbeit nicht ins Stocken geraten zu lassen. Auch zwischen den einzelnen Siedlergruppen gab es wohl manchmal Reibereien und Streit. Da hatte der Vertreter des Landesherrn auf dem Hausberge viel zu tun mit Rechtsprechern und Gerichtthalten. Und als die Freijahre um waren, hatte er die herzoglichen Einnahmen von den Talbewohnern zu erheben und dem Herzoge zu übermitteln. Sobald der Burggraf aber die regelmäßige Verwaltungsarbeit im Gau erledigte, übertrug ihm der Herzog auch die meisten Einkünfte der Burg, indem er ihn damit belehnte.

Als Burggraf auf dem Hausberge wird 1345 Konrad von Tschirne genannt, der in diesem Jahre das Burglehn an Herzog Heinrich I. von Jauer zurückgibt und dafür die Obergerichte von Reibnitz und Berthelsdorf, Grunau und Straupitz erhält. Nun bekam Friedrich von Zedlitz Ⅲ das Burglehn im Pechwinkel oder Bächewinkel, wie die Burg damals bezeichnet wurde, weil sie im Winkel zwischen den Bächen Bober und Zacken lag. Der neue Besitzer nannte sich nun Friedrich von Pechwinkel. 1376 wurde Gotsche Schoff II. mit der Burg belehnt, die 1423 an Konrad von Nimptsch übergeht. Aus dessen Lehnbriefe kann man die Rechte und Pflichten erkennen, die mit dem Burglehn verbunden waren. Es heißt da: „— und haben — als ein König von Böhmen ihm — unser Recht gegeben an dem Hause und Burglehen zu Hirschberg mit Wasser, Fischereien, Holz und allen Zugehörungen — mit allem und jeglichem seinen Renten, Nuten, Zinsen, Gefällen, Rechten, Gerichten und Zugehörungen, die wir daran haben, zu rechtem Manneslehen haben, halten, besitzen, verkaufen, vergeben, versetzen, verwechseln und sonst in Nutz wenden

und des gebrauchen – von uns – ungehindert, doch unschädlich uns und der Krone zu Behem an unseren Lehen und Diensten.“ Zu dem Burglehen gehörten also das Wasserrecht, die Fischerei in den zugehörigen Gewässern, Holznutzung usw. Außerdem sind Einnahmen von Untertanen an Renten, Zinsen, Naturalabgaben damit verbunden und die Gerichtsbarkeit des Gebietes. Der König von Böhmen war als Oberherr des Landes der Lehnsherr, in dessen Hand das Lehen immer wieder zurückfiel, wenn der Mannesstamm des Lehnshabers erlosch, und dem der Lehnsträger, also der Burggraf, gewisse Dienste zu leisten hatte, zu denen der Kriegsdienst gehörte.

So wurden im Mittelalter die Aemter im Lande verkauft und verliehen an Leute, die dafür zahlten oder Dienste taten. Mit jedem Amt war ein Grundbesitz verbunden, der den Beamten ernährte, anstatt eines Gehaltes wie heutzutage. Die Ritter des Landes hatten damals die Pflicht der Heeresfolge im Falle eines Krieges und mußten im Waffenhandwerk geübt sein; während der Bauer dem Ritter die Nahrung in Form von Abgaben an Geld und Naturalien sicherte. Der Knabe, der sich dem Ritterdienst widmete, kam zunächst als Page in den Dienst eines Ritters und seiner Frau, um Rittersitte zu lernen. Gewöhnlich dauerte dies sieben Jahre. Dann mußte der Knabe als Knappe oder Knecht sieben Jahre den Waffendienst erlernen, dem Ritter dienen und ihn bei allen seinen Ritten und Fehden begleiten. Hatte er dann im reiferen Jünglingsalter sich im Ritterdienst bewährt, so bekam er den Ritterschlag, wodurch er den Ehrentitel und Stand eines Ritters erhielt.

Gotsche Schoff II., der Begründer der Herrschaft Schaffgotsch.

Unter den im Hirschberger Tal begüterten Adelsfamilien ist die der Schaffgotsche die älteste und einflußreichste in der Geschichte des Landes. Der Name des Ahnherrn dieses Geschlechts, der uns 1242 als Besitzer von Altkemnitz genannt wird, ist zugleich der erste deutsche Name, der in der Geschichte unserer engeren Heimat auftritt. Etwa 100 Jahre nach jenem Siboto Schoff lebten zwei Nachkommen von ihm, die den Familienbesitz im Hirschberger Tal bedeutend vermehrten und dem Geschlecht den heutigen Namen Schaffgotsch erwarben; es waren Gotthard oder Gotsche Schoff I. und II., Vater und Sohn. Zum Unterschiede von anderen in Schlesien zahlreichen Zweigen dieser Adelsfamilie schrieb sich die Kemnitzer Linie „Schoff, Gotsche genannt“, woraus später durch Zusammenziehung der Name Schaffgotsch entstand. Schon der ältere Gotsche mochte den Besitz des Riesen- und Jsergebirges mit Kynast und Berggut Schmiedeberg erworben haben. Der Sohn, Gotsche Schoff II., der von etwa 1346 – 1420 lebte, brachte das ganze Zackental und andere schlesische Landesteile dazu.

Der Burgherr von Kemnitz, Ritter Gotsche Schoff II., schaute eben von seiner Burg in einen fühlten Sommernorgen hinaus und

wartete auf seinen Knappen, dem er die Pferde zu satteln befohlen hatte. Gotsche wollte nach dem Kynast hinüberreiten, wo seine Familie war. Der Ritter stand schon völlig angekleidet am Fenster. Seine Züge spiegelten ernste Gedanken wieder; denn ernst waren die Zeiten. Als sein Vater noch hier auf Burg Kemnitz lebte, da waren die Zeiten anders gewesen. In Bolko I. hatte das Land einen tüchtigen Regenten gehabt, der dem Ritter wie dem Städter sein Recht wahrte. Die Ansiedler im Lande hatten es gut, und ihre Arbeit gedieh. Auch Bolko II., der Sohn des erstgenannten Fürsten, hatte es verstanden, zum Segen seiner Fürstentümer im Gebirge zu walten. Der Vater unseres Gotsche war bei diesem Fürsten hoch angesehen gewesen. Ihm hatte ja auch der ältere Gotsche die Verleihung des großen Landbesitzes am Gebirge hin zu verdanken. Namentlich Schmiedeberg mit seinem Bergwerk, seinen Eisenhämtern und Schmiedewerkstätten verschaffte den Schoffs so hohe Einnahmen, daß Gotsche II. einer der reichsten Besitzer in Schlesien war und manchem Freund und Verwandten aus Geldnöten helfen konnte. Während der Regierungszeit Bolkos II. war auch der jüngere Gotsche an den Hof dieses Fürsten gezogen worden und hatte eines der üblichen Hofämter bei fürstlichen Festen verwaltet; er war Hofschenke gewesen. Bei Jagd und Krieg hatte er als Waffenträger an Bolkos II. Seite gestanden. Von diesen nahen Beziehungen unseres Ritters zu seinem Herzoge zeugte ja auch das Wappen Gotsches II., das an dem prächtigen Schmucksarge Bolkos II. in der Fürstengruft zu Grüssau prangte, als Bolko 1368 gestorben war.

Da wurde der Burgherr durch das Eintreten seines Knappen in seinen Gedanken gestört, der da meldete, daß alles zur Abreise bereit sei. Der Burgherr schwang sich mit seinem bewaffneten Knappen zu Roß, und man ritt in Kemnitz aufwärts durch Krommenau und über die Berge. Die Sonne war höher gestiegen und schien schon recht warm. Da ließen die Reiter ihre Pferde gemächlich gehen, um sie nicht übermäßig anzustrengen. Gotsche überschaute die grünen Auen der Täler, die von dem Fleiß arbeitsamer Menschen zeugten, und die ausgedehnten Wälder an den Bergen hinauf, die ihren kühlen Duft und ihr beruhigendes Rauschen herübersandten. Alle diese Auen und Wälder gehörten schon zu Gotsches Herrschaft. Ueberall arbeitete man auch für ihn. Das alles mußte ihm Freude machen, und doch sehen wir Kummer in seinem Gesicht. Warum wohl? Seine Gedanken wandern wieder und spinnen dort weiter, wo sie auf Burg Kemnitz unterbrochen wurden.

Ganz anders waren die Zeiten geworden, als die Herrscher Böhmens mit List und Gewalt sich in die Angelegenheiten Schlesiens mischten. Gar manchmal hatten die Schoffs tapfer neben ihrem Herzog gestanden und hatten mit ihm gekämpft für Schlesiens Freiheit. Aber Gotsche fühlte, daß auch die Piasten mit ihrem Familienzwisten und Erbschaftskriegen schuld gewesen waren am Verfall des Landes. Diese Uneinigkeit war es hauptsächlich,

die ihnen die Böhmen auf den Hals gezogen, die Landesritter zum Teil an ein abenteuerliches, fehdelustiges Freibeuterleben gewöhnt und manche fleißige Siedlerarbeit in Schlesien vernichtet, manche Stadt und manches Dorf in Asche gelegt hatte. So war es nicht abzuwenden gewesen, daß Kaiser Karl IV. 1353 die Prinzessin Anna von Jauer, die Erbin der Fürstentümer Schweidnitz-Jauer, geheiratet und auch Bolko II., den letzten noch freien schlesischen Piasten, unter seine Oberhoheit brachte. Zwar hatte man unter Karls IV. Regiment in Schlesien nicht viel zu klagen gehabt; denn wie ein Vater hatte er für Schlesiens Wohlfahrt gesorgt. Doch schon unter Karls Nachfolger zeigte es sich deutlich, daß Schlesien als Nebenland der böhmischen Krone auch Nebensache war. Der Zustand Schlesiens und der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer war kein guter. Der Böhmenkönig kümmerte sich nicht um diese Lande. Herzogin Agnes, die Regentin, war machtlos gegen die vielen einander widerstreitenden Parteien. Gar manchmal schon war sie voller Verzweiflung zu ihrem getreuen Hofschenken geeilt und hatte ihn um Schutz und Rat gebeten. Und sie war in ihrem Dank nie karg gewesen. Gotsche hatte manch schöne Landerwerbung durch die Hilfe der Landesfürstin gemacht. Das war ja alles ganz gut gewesen; doch wer sollte einmal Gotsches reiches Erbe bekommen? Gotsche hatte keine Leibeserben. Das war sein Kummer. Wer würde einmal diese hart an Böhmens Grenze liegenden reihen Besitzungen übernehmen? Konnte da nicht leicht ein Böhmenkönig mit seiner Macht herübergreifen und unser schönes Gebirge zum Lande Böhmen schlagen? Gotschen war der Kopf auf die Brust gesunken, als er so in Gedanken dahinritt.

Der hinter seinem Herrn reitende Knappe merkte, daß der Freiherr nicht auf den Weg achtete und rief ihm zu: „Herr, schauet auf, ein Bote kommt!“ Gotsche richtete sich auf und sah auf der Straße einen Knappen vom Kynast kommen. „Hans!“ rief erregt der Burgherr, „du bringst eilige Botschaft von meiner Gattin, was ist's?“ Außer Atem entgegnete Hans: „Die Burgherrin schickt mich, Herr, Ihr möchtet eilen; es ist hoher Besuch auf die Burg gekommen, die Herzogin Agnes!“ Ritter Gotsche erschrak und ließ das Roß nun traben. Bald kam er auf der Burg Kynast an, und seine Gemahlin Anna trat ihm hastig entgegen. Sie geleitete ihn in die behaglich ausgestatteten Familienräume. Dort erzählte die Gattin: „Ach Gotsche, die arme, gehetzte Frau Herzogin ist wieder einmal unser Gast. Sie kam vergangene Nacht mit ihrer Kammerfrau und einem treuen bewaffneten Diener ganz aufgeregt in die Burg geritten. Erst als das Burgtor geschlossen, die Zugbrücke wieder hochgezogen und die Geängstete in ihrem Zimmer im bequemen Stuhl saß, fühlte sie sich geborgen und atmete auf. Sie fragte“ nach ihrem getreuen Schutzengel Gotsche. Als ich ihr sagte, daß Ihr erst morgen von Kemnitz zurückkehren würdet, erzählte sie mir ihren Kummer. Doch lasset

Euch, lieber Gemahl, das von der Fürstin selbst berichten. Ich glaube, sie läßt Euch schon rufen.“

Eben trat der Page der Burgfrau ein und meldete, daß die Fürstin den Ritter zu sich bitten lasse. Gotsche verließ seine Gattin und ließ sich bei der Herzogin melden. Der Diener führte ihn in das Fürstenzimmer. Die Fürstin schritt ihm entgegen: „Mein getreuer Gotsche! Ich nehme Euren Schuß wieder in Anspruch.“ Gotsche verneigte sich ehrerbietig vor der hohen Frau und hieß sie herzlich willkommen. Da lächelte sie getröstet, ließ sich zu ihrem Sessel führen, nahm Platz und lud auch den Ritter zum Sitzen ein. Mit Würde, aber mit schmerzlichem Ernst berichtete die Fürstin: „Geflohen ist die Landesfürstin wieder einmal vor ihren eigenen Landesfindern. Man bedrängte und belagerte mich in meinem Schloß. Mein Kaplan drängte mich, ich solle die Juden ausweisen, die mit ihrem Geldverleihen und Zinsnehmen der Geistlichkeit ein Greuel sind. Auch des Heiligen Vaters Legat habe es verlangt. Und ich habe doch Schuld beim Juden, die ich nicht abzahlen kann. Da kamen wieder die Abgesandten der Städte und bestürmten mich, ich solle ihre Rechte hüten vor der Ritterschaft. Als diese aber merkte, ich könnte den Bürgern ihre Wünsche erfüllen, da wollten sie mich in der Nacht überfallen, aus meinem Schloß holen und in ihre Gewalt bringen. Noch rechtzeitig erfuhr ich von dieser schlechten Absicht und floh zu Euch, mein Hofschenke und Beschützer!“ Ernst und gerührt von dem großen Leide der Fürstin tröstete Gotsche, so gut er konnte. „Mein lieber Ritter,“ begann die Fürstin wieder, „Schulden knechten die Menschen; man muß sie zahlen. Auch ich fühle, daß ich erst wieder freier atmen kann, wenn ich das getan habe. Ich brauche Geld für den Juden, der mir lieh, für den Bischof, den ich durch eine Stiftung versöhnen muß, und um die lästigen Bedränger abzuwehren. Reicher Gotsche, schafft mir Geld; ich verpfände Euch meine Rechte in diesem Tal!“ Gotsche schaffte zur Stelle, was die Herzogin brauchte, und sie verschrieb ihm dafür verschiedene Rechte, Einkünfte und Güter im Zackental und anderswo. Schon hatte er die Landvogtei und das Burglehn zu Hirschberg erworben. Nun überließ ihm die Herzogin 125 Mark jährliche Zinseinnahme in Warmbrunn, Herischdorf, Schönau, Greiffenberg, Hirschberg und Schmiedeberg mit den damit verbundenen Ämtern und fürstlichen Rechten und Würden. So half Gotsche der bedrängten Herzogin und gab ihr auch klugen Rat.

„Aber saget mir,“ begann wieder die Fürstin, den Ritter mit seinen ernsten Mienen prüfend, „Ihr habt doch keine Ursache zu solchen Kummerfalten, werter Freund. Bedrängt Euch mein Kummer allein so schwer, oder habt Ihr eigenen?“ „Gnädige Herzogin,“ begann der Ritter mit gepreßter Stimme, „ich bin ohne Erben mit meinem schönen Besitz an der gefährdeten Grenze des Landes. Das bedrückt mich. Zwar weiß ich, daß Böhmens Könige es nicht leichthin versuchen werden, uns das Privilegium Karls IV. zu

verletzen, der sein Lehen in den Fürstentümern an Ausländer vergeben wollte, auch nicht in böhmische Hände. Doch wer bürgt mir dafür, ob es nicht dem launigen Wenzel schon einfällt, anders zu handeln? Gnädigste Fürstin, verleihet mir das Recht, meine Neffen von Nimptsch, Solgast und Mückenberg als Mitbesitzer und Erben einzusetzen für den Fall, daß ich ohne Leibeserben stürbe.“ Diesen Wunsch gewährte ihm die Herzogin gnädig.

Jahre waren seither vergangen, Gotsche war noch immer ohne Leibeserben, und seine Vettern waren seine Mitbesitzer auf den Gütern. Er hatte mit seiner Gemahlin ein Gelübde getan; wenn Gott ihnen einen Sohn beschere, so wolle er eine reiche Schenkung für die Kirche machen. Um das Jahr 1401 bekam er endlich seinen ersten Sohn, den er Gotthard oder Gotsche nannte, und später noch einen zweiten namens Hans. Nun wollte er auch sein Gelübde erfüllen. Am 16. Juni 1403 fand unter einer Linde nahe dem Zacken in Warmbrunn die feierliche Verhandlung statt. Unter den Zeugen waren besonders der bischöfliche Notar Stanislaus Lindeast aus Liegnitz und der Abt von Grüssau. Hier stiftete der wohlgeborene Gotsche Schoff der Jüngere, Erbherr von Kynast und wohnhaft zu Greiffenstein, eine Propstei zu Warmbrunn für die Cisterziensermönche aus Grüssau. Dazu schenkte er das ummauerte Vorwerk, eine der Quellen, das spätere Propsteibad, und andere verschiedene Güter und Rechte für einen Propst und vier Mönche. So entstand die Propstei Warmbrunn.

Um diese Zeit war es auch, als Gotsche Schoff II., die Burg Greiffenstein mit den Städten Friedeberg und Greiffenberg kaufte. An der Burg vorüber führte die Handelsstraße von Görlitz nach dem Osten. Der Besitzer dieser Burg konnte den Handel von der Lausitz her nach Schlesien und weiter nach Osten beherrschen. So mußten sich die Lausitzer Sechsstädte und Görlitz mit den Gotschen gut stellen, um sie zu Beschützern ihres Handels zu gewinnen. Diese ausgedehnten Besitzungen Gotsches in den Weichbildern zu Hirschberg und Löwenberg sicherten den Herren von Schaffgotsch einen großen Einfluß auf das Leben des Volkes in diesen Gebieten, auf den Adel in Schlesien, unter dem sie großes Ansehen genossen, und auf die böhmischen Landesherren, deren Vertreter sie oft in Schlesien waren bei verschiedenen Angelegenheiten und in mancherlei einflußreichen Ämtern. Vor allem machte sie die Grenzlage ihres Besitzes zu Hütern der Grenze Schlesiens gegen Böhmen. Wer weiß, ob das Hirschberger Tal ungeteilt bei Schlesien geblieben wäre, wenn nicht Gotsche Schoff II. mit seiner umsichtigen und haushälterischen Handlungsweise hier gewirkt hätte.

Die katholische Stadtpfarrkirche zu Hirschberg.

Auf dem höchsten Punkte der alten, von Mauern umschlossenen Stadt Hirschberg stand an deren Ostseite das älteste Bauwerk unserer Heimatstadt, die katholische Pfarrkirche. Der erste Bau soll aus

Holz bestanden haben, und seine Erbauung liegt ebenso im sagenhaften Dunkel, wie die Entstehung der Stadt. Die Mutterkirche, die also noch älter ist, soll aber nach einer anderen Sage die Kirche zu Straupitz sein. Ihre Lage, entfernt vom Dorfe, läßt allerdings den Schluß zu, daß sie noch höheren Alters sei als dieses. Nach Angabe der Chronik brannte 1303 die hölzerne Stadtpfarrkirche ab und wurde 1304 durch Herzog Bernhard aus Steinen erbaut. Deshalb ist sie in allen Feuersbrünsten, die unsere Stadt verwüsteten, erhalten geblieben; nur 1634 erlitt sie eine schwere Schädigung. Beim Brande schmolzen die Glocken, der Turm stürzte ein, konnte aber mit seinen Trümmern glücklicherweise das Gewölbe nicht durchschlagen, so daß das Innere des schönen Gotteshauses erhalten blieb. Der ehrwürdige gotische Bau wurde den beiden Heiligen Erasmus und Pankratius geweiht. Das hohe Langschiff steht auf schön verzierten Säulen, und das Gewölbe ist so vorteilhaft gebaut, daß Musik und Gesang auf dem Orgelchor einen herrlichen Wohlklang gewähren. Der prächtig geschmückte Hochaltar des Gotteshauses steht an der Ostseite; ihm gegenüber befindet sich auf dem zweiten Chor die Orgel. Kanzel, Taufstein und Nebenaltäre sind ebenso würdig und schön verziert, das Altargemälde stellt Christi Verklärung dar. In der nach Norden liegenden Sakristei befindet sich ein Altar, dessen Blatt mit der Darstellung des heiligen Wolfgang aus der St. Wolfgang-Kapelle auf dem Kreuzberge am Boberviadukt stammt, deren Standort früher durch ein Kreuz gekennzeichnet war. Eine zweite Sakristei, die als solche nicht mehr verwendet wird, enthält jetzt kirchliche Geräte und Bücher. Rings um die Kirche lag früher der Friedhof, der aber im 18. Jahrhundert eingeebnet wurde. Die Denkmäler wurden an den Wänden der Häuser aufgerichtet, die den Kirchhof umgeben. Am Kirchplatze steht das Pfarrhaus, das früher die lateinische Stadtschule enthielt. Buch on den Außenwänden der Kirche sieht man einige Denkmäler.

Von den Hussitenkämpfen bis zur Reformation.

Überblick über die Ereignisse des Zeitraums.

Im Hirschberger Tale hatte sich im 14. Jahrhundert ein reges Wirtschaftsleben entwickelt, und deutsche Arbeit erzeugte allmählich Wohlstand und gedeihlichen Fortgang. Der Anschluß Schlesiens an Böhmen brachte zwar insofern Vorteile, als die deutschen Ansiedler diesseits und jenseits des Gebirges in ungehinderten Verkehr miteinander treten konnten. Kaiser Karl IV. förderte und erleichterte ihn, indem er 1355 den Städten Schweidnitz, Reichenbach, Nimptsch, Striegau, Haynau, Bunzlau, Löwenberg, Jauer, Landeshut und Hirschberg Freiheit von allen Abgaben erteilte, wenn sie mit Waren nach Böhmen und Prag kämen. Auch der Anschluß Schlesiens an Deutschland durch Zugehörigkeit zu Böhmen war für Schlesien gut. Doch lagen auch Gefahren in dieser Abhängigkeit von Böhmen, falls das Tschechentum einmal die Oberhand gewinne; denn in Böhmen war der Tscheche genauso ein Gegner der deutschen Ansiedler, wie es in Schlesien der Pole war. Diese Gegnerschaft kam zum verheerenden Ausbruch in den Hussitenkriegen.

Johann Huß, der in böhmischen Landen eine Reformation der Kirche anstrebte, wurde 1415 zu Konstanz am Bodensee auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Der deutsche Kaiser Sigismund hatte sein gegebenes Ehrenwort, ihn zu schützen, schmählich gebrochen, und deutsche Geistliche hatten die Verbrennung veranlaßt. So erhob sich der Haß des tschechischen Volkes gegen alles, was deutsch und geistlich war, und wütete dagegen in einem fürchterlich blutigen Ringen von 1419 – 36. War Schlesien schon als deutsches Land dem Hussiten ein Dorn im Auge, so wurde es dies noch mehr durch seine Stellung zu Böhmen. Sigismund, der wortbrüchige Herrscher, wurde von Böhmen nicht als König anerkannt und kam nach Schlesien, um von hier aus die Unterwerfung der Abtrünnigen zu betreiben. Schlesier waren dabei, als man Böhmen in den Jahren 1414 – 25 durch kriegerische Einfälle dorthin züchtigte. Auch mancherlei Grausamkeiten wurden dabei verübt und schürten den Haß der Böhmen gegen Schlesien noch mehr.

Die Böhmen waren unter ihrem tüchtigen Führer Ziska immer siegreich gewesen und alle Versuche, sie zu unterwerfen, waren gescheitert. Diese Erfolge gaben ihnen den Mut, von 1425 an in die

Nachbarländer verheerend einzufallen und blutige Rache zu üben. In den Jahren 1426 – 30 verwüsteten die Hussiten auch unser Schlesien.

Im Dezember 1425 fielen die Hussiten in die Grafschaft Glatz ein und verübten unter Führung eines ihrer fanatischen Priester im Städtchen Wünschelburg unmenschliche Grausamkeiten. 1426 drangen sie durch den Liebauer Paß gegen Landeshut vor und brannten die Stadt nieder. 1427 nahmen sich die schlesischen Stände vor, eine gewaltige Rüstung zur Abwehr der Hussiten zu unternehmen. Diesmal drangen die Feinde über Zittau her ein, nahmen Lauban, hausten dort blutig und zogen vor Löwenberg. Die Stadt hielt sich. Vor Goldberg standen die Söldner der Füchtentüralerc Liegnitz und Schweidnitz-Jauer zur Abwehr; sie flohen aber, ehe der Feind herankam. Nun zerstreuten sich die Scharen der Feinde in der ganzen Umgegend und mordeten, sengten und plünderten. Darauf zogen sie, nachdem sie auch unserer Heimat ihren blutigen Besuch abgestattet hatten, durch den Paß von Landeshut mit ihrer Beute ab. Es folgte dann 1428 ein großer Raubzug durch ganz Schlesien. Wenig leistete die schlesische Gegenwehr; doch die Oberlausitzer, verstärkt durch schlesische Ritter, unter denen Schaffgotsch vom Greiffenstein genannt wird, rieben 1428 bei Kratzau im November einen Kriegshaufen der Hussiten auf. Von 1430 an begannen die Feinde, sich in den Festen Schlesiens einzunisten, mit schlesischen Raubrittern gemeinsame Sache zu machen und ständig von ihren Schlupfwinkeln aus das Land zu berauben. Nun waren die schlesischen Städte, unter ihnen Schweidnitz, bemüht, jene feindlichen Raubnester zu brechen. Im Jahre 1433 hatten die Schlesier einige schöne Erfolge im Kampfe. Bei Gohlau in der Nähe des Zobtens nahmen die Breslauer und Schweidnitzer eine hussitische Räuberschar gefangen und nahmen ihr 120 gesattelte Pferde, viele Waffen und für 300 Schock Groschen geraubtes Vieh ab. Wie mußten diese Horden verheerend wirken auf dem platten Lande? 1436 kam endlich der Friede. Aber Schlesien war verarmt und ausgesogen. Raubrittertum und Unterdrückung der Bauern waren im Schwange, und nur mit Mühe vermochten die Städte hinter diesen Mauern ihren Wohlstand wiederzugewinnen. Die unruhigen Zeiten hatten ganze Ortschaften geleert und verwüstet, und viele der verarmten Einwohner waren zum Teil in die schützenden Berge geflohen.

Die Hussiten vor Hirschberg. (Am 13., 17. und 19. September 1427.)

Es war im September des Jahres 1427. Im Hirschberger Tale lagen die Menschen ihrer friedlichen Arbeit ob und freuten sich eines leidlichen Wohlstandes. Doch war man seit langer Zeit recht unruhig und voller Sorge, ob die fürchterlichen böhmischen Ketzer auch unsere Heimat verwüsten würden. Bisher hatte der hohe Damm des Riesengebirges, der noch mit dichtem Walde bedeckt war, ihre Heeresfluten

abgehalten, die immer nur durch die Gebirgspässe einfielen. Im Vorjahr 1426 waren die Feinde nach Landeshut gekommen und hatten diese Nachbarstadt abgebrannt. Schon damals war die Angst im Tale groß, und mancher Flüchtige, dem die Feinde alles genommen oder vernichtet hatten, suchte sein Leben in unserem Tal zu retten. Im Frühling 1427 aber hörten die Bewohner unserer Heimat mit Schrecken, daß die Feinde über Zittau her eingebrochen waren, und daß sie Lauban eingenommen und schrecklich darin gehaust hatten. Nun waren die schlesischen Fürsten und Landeshauptleute geschäftig gewesen, ein Heer zur Abwehr zu rüsten. Bei Hirschberg war es gesammelt worden und war über die Berge gegen Goldberg gezogen, um den Böhmen in dieser Gegend zum Kampf entgegenzutreten. Auch Hirschberg und die Dörfer des Tales hatten Leute zu Pferd und zu Fuß ausgerüstet und mitgesandt. Von diesen Söldnern, so hoffte nun ein jeder friedliche Landbewohner, würden die Feinde geschlagen werden. Damit tröstete man sich gegenseitig, wenn schlechte Botschaft einging.

Doch hatte man überall Vorsorge getroffen, Habe, Getreide und Vieh beim Herannahen der Feinde in Sicherheit zu bringen. Die Bauern der Taldörfer hatten rascher als sonst die Ernte geborgen und das Getreide ausgedroschen, was sie sonst im Winter gemächlich taten. Einen Teil davon hatten sie schon hinter den Mauern der Stadt gesichert, wie man es in Kriegszeiten öfter getan hatte, oder in den Burgen der Landschaft: auf dem Kynast, in der Burg im Grünbusch, auf dem Molkenschloß und auf der Hausberg-Burg. Dorthin wollte man auch flüchten, wenn die Feinde wirklich kämen. Dort wollten die Bauern ihr Vieh hintreiben und dann mit den Burgsoldaten ihr Leben tapfer verteidigen. Mancher Bauer aber, der mit seinen Nachbarn in der Stadt und den Burgen keinen Platz mehr fand, wußte schon einen verborgenen Ort in den Wäldern und Bergen, wo man Verschanzungen angelegt hatte, um dort Vieh und Habe zu bergen. Da standen bald die Wagen in Scheunen, Schuppen und Höfen bereit zur Abfahrt. Jeder Bauer hatte seinen Leuten genau eingeprägt, was sie zu tun hätten, wenn der Bote den Feind melde.

Auch auf den Burgen überall hatte man sich in Kriegsbereitschaft gesetzt. So hatte man auf dem Hausberge die Burgmauer in besten Zustand versetzt, das Tor und die Zugbrücke mit neuen, starken Eisenteilen versehen und die gefährdeten Stellen der Burg stark besetzt. Auf dem Turm waren mehrere Wächter, die einander öfter ablösten, um ja keinen Augenblick die Straße unbeobachtet zu lassen. Die Besatzung der Burg war vermehrt, Ausrüstung und Waffen waren erneuert worden. Täglich übte man die Knappen im Wacht- und Verteidigungsdienst. An geschützten Stellen lagen reiche Vorräte von Nahrungsmitteln verborgen, und man hatte auch für genügendes Trinkwasser gesorgt, um eine Belagerung auszuhalten. Die Ställe standen voller Pferde, die zugehörigen Böden und Kammern lagen

voll Heu und Hafer. Zur Anfertigung von Pechtonnen, Pechkränzen usw. waren die nötigen Vorräte bereitgestellt: Auch Maurer waren da, die Kalk und Steine gerüstet hatten, um Breschen in den Mauern schnell auszubessern. Denn die Hussiten hatten eine gute Artillerie. In den Kellern lagen Armbrüste, Spieße, Morgensterne, Pfeile, Sturmhauben, Panzer und allerlei Rüstungsteile und Waffen. Der Burgherr Heinze von Nimptsch hielt streng auf Ordnung und Wachsamkeit; denn er wußte, was auf dem Spiele stand.

Ähnlich stand es in der Stadt Hirschberg. Seit langen Jahren war die Mauer um die Stadt stark ausgebaut, innen mit einem Laufstege versehen, auf dem die Verteidiger 'frei umhergehen und durch die Luken des Mauerkränzes nach dem Feinde schauen konnten. Aus der Mauer traten starkgebaute Türme heraus, in denen Verteidigungswaffen und Soldaten verborgen waren. Die starken Tore wurden von einer Menge Stadtknechte bewacht. Vor dem Tore lagen Dünger, Sand und andere Stoffe bereit; mit denen es im Falle einer Belagerung versetzt werden konnte. Der Wallgraben um die Stadt wurde mit Wasser gefüllt, das aus den Teichen und aus der Gegend des Kavalierberges zufloß. Die starkgebauten Tore waren überwölbt. In dieser Wölbung war ein Verteidigungsraum angebracht, von dem aus man dem Feinde die Annäherung an die Tore verwehren oder wenigstens schwierig gestalten konnte. Die Rüstkammern steckten voller Waffen, die von den zünftigen Handwerkern geführt wurden. Auch bei ihnen war ein straffer Meldedienst eingerichtet, der sofort die Werkstätten leerte, wenn die Zunftmeister und Befehlshaber riefen. 'Die Vorräte der Stadt, die jetzt durch die vom Lande eingebrachten Mengen an Getreide, Stroh, Heu usw. noch stark vermehrt waren, mußten sehr geschützt werden, daß man nicht durch leicht mögliche Brände die Stadt gefährde, da die meisten Häuser noch aus Holz bestanden und gar viele mit Stroh gedeckt waren.'

Doch der Feind war näher gerückt, hatte Löwenberg belagert und in der Nähe eine Abteilung des schlesischen Verteidigungsheeres gefangen genommen. Reitende Boten meldeten es in Stadt und Land. Nun kam es zum Kampf mit der schlesischen Hauptmacht bei Goldberg. Da kamen bald die meldenden Reiter herangejagt und berichteten: „Unsere Leute sind feig geflohen, ehe die Hussiten herankamen. Nun kommt der Feind auch in unsere Gegend. Schon rauchen die Dörfer im Katzbachtal!“ So lief die Meldung um.

Nun begann sich Grunau zu leeren. Mit Vieh und Wagen ging es teils in den dichten Wald und teils in die Stadt. Von allen Seiten strömten Züge von Wagen mit Vorräten, von Vieh und Menschen in die Stadt, in die Burgen und Zufluchtsstätten. Bald waren die Dörfer und Vorstädte leer. Die Stadtore wurden versetzt und verrammelt, die Wälle blieben Tag und Nacht besetzt. Da meldeten die Türmer die Ankunft der Feinde von Grunau her. Mit Wagen und Rossen, Kriegswerkzeugen und viel Troß kamen sie durch die Sechsstädtte gezogen. Sie hielten sich dort nicht auf und kamen bald

vor die Stadtmauer. Doch die Tore waren geschlossen, und von den Mauern drohten die Lanzen und Bogen der Schützen. Am Tor verlangte man trotzig Einlaß und Uebergabe; doch der Stadtkommandant und Bürgermeister Michael Tilisch hatte den strikten Befehl gegeben, solche Anträge abzuweisen. Jetzt umging die Schar der Feinde die Stadtmauer, um sich eine geeignete Stelle zum Sturm auszusuchen. Zugleich wurde in geschützter Lage vor der Stadt eine Wagenburg aufgeschlagen, um ein Nachtlager zu rüsten. Man hatte erkannt, daß man hier im furzen Anlauf nichts ausrichten werde und daß man die Stadt bestürmen müsse. Da kam eine bange Nacht, und der böse Feind war vor den Toren. Die Bürgerschaft wachte mit den Stadtknechten.

Am andern Morgen, es war der 13. September, stand der Feind gerüstet da. Maschinen schleuderten Steine in die Stadt. Auch hatten die Hussiten Brennstoffe bereit und Steigeleitern, die sich auseinanderziehen und an der Stadtmauer hochschieben ließen. Zwei Mann konnten dann nebeneinander bequem hinaufsteigen. Zunächst wußte der Feind durch Ablassen des Wassers den Wallgraben trocken zu legen. Hier versuchten die zahlreichen Feinde einen Scheinangriff, um die Verteidiger von einer leicht zu ersteigenden Mauerstelle wegzulocken. Mit wildem Gesang und Geschrei drangen sie vor; doch die Hirschberger ließen sich nicht schrecken. Die vom Wachen müden Verteidiger wurden abgelöst und mußten ruhen, und andere traten an ihre Stelle.

Mit großer Umsicht und Wachsamkeit standen die tapferen Städter auf der Mauer. Sie hatten Steine, Holzkloben, kochendes Wasser, siedendes Pech in Tonnen und brennende Pechkränze bereit, die sie auf die Feinde schleuderten, sobald sie sich der Mauer näherten. Die jenseits des Walles an den Maschinen arbeitenden Feinde wurden mit den Armbrüsten beschossen, und mancher Feind sank ins Gras, doch auch auf der Stadtmauer floß Blut. Jedermann in der Stadt hatte zu tun. Auf dem Rathaus war der Rat versammelt, um jeden Augenblick die Lage zu besprechen. Der Bürgermeister empfing und schickte Boten an die Tore, auf die Mauern und in die Zunftstuben, die man zu Wachtlokalen umgeschaffen hatte. Dort ruhten die müden Kämpfer während ihrer Ablösungszeit, wurden gespeist und getränkt. Doch waren geistige Getränke streng verpönt. Hierher kommen die Boten von den leitenden Stellen und riefen die Verteidiger auf den Wall. Alles ging in schönster Ordnung, und der Feind schaffte nichts.

Verdrießlich zogen sich die Böhmen in ihr Lager zurück. Sie waren sehr tapfer gewesen und darum todmüde und mußten ausruhen. Ja, man glaubte schon, der Feind werde abziehen. Doch ließ man sich nicht täuschen und hielt strenge Wacht. Am andern Tage rührte sich beim Feinde nichts. Es dauerte drei Tage, ehe man spürte, daß die Hussiten einen neuen Anlauf machen wollten. Am 17. September wurde die Stadt nun wieder bestürmt. Der

Feind schleuderte brennende Stoffe in die Straßen und auf die Strohdächer in der Nähe der Mauer. So sollte die Stadt zum Brennen kommen, und während die Bürger an allen Ecken und Enden mit Löschen beschäftigt sein würden, wollte man die Mauern ersteigen. Doch die Verteidiger verließen die Mauer nicht. Es waren ja so viele Bauern da, die auch Hand anlegten. Unter Führung eines umsichtigen Ratmannes verteilten sie sich an den Strohdächern, holten mit langen Stangen die Brennstoffe herunter oder übergossen die brennenden Stellen von den Dachluken aus mit Wasser. Selten kam ein Brand aus. Auch auf diesem Wege hatte der Feind nichts geschafft und zog sich wieder zurück in seine Wagenburg. Wieder mußten die Hussiten einen Tag ausruhen.

Der 19. September war der dritte Kampftag. Diesmal versuchten die Feinde mit allen Mitteln, in die Stadt zu dringen. In Unmengen warfen sie Feuerbrände hinein. Zwar war man überall sehr wachsam und suchte das Feuer zu ersticken; doch kam auch mancher Brand aus und wurde mit Fleiß und Sorgfalt wieder gelöscht. Ueberall drangen die Hussiten wieder gegen die Stadtmauer vor und suchten die Besatzung zu ermüden oder an Punkte zu lenken, wo man sie nur beschäftigte, um an unbewachten Stellen die Mauer zu ersteigen. Aber dann, wehe dir, Hirschberg! Und wirklich gelang es dem in der Bekämpfung von Städten und Burgen erfahrenen Feinde, eine solche scheinbar unbewachte Stelle der Mauer zu finden. Während man sonst überall mit allem Ernst und mit Geschrei den Kampf führte, kamen hier die Feinde behutsam und leise mit ihren Sturmleitern an und legten sie an der Mauer hinauf; eine zweite rollte von der ersten höher hinauf, dann noch eine und noch eine. Die oberste der Leitern erreichte den Rand der Mauer. Zwei Mann stiegen hinauf, indem sie den Kopf mit breiten Schilden deckten. Andere kamen nach, die ihre Schilder nach rechts oder links hielten, um vor Angriffen an den Seiten sicher zu sein. Auf mehreren solchen Leitern stiegen die Hussiten an der Stadtmauer empor. Oben war alles still. Schon kamen die Köpfe der obersten Kämpfer über den Mauerrand hervor.

Da ging ein Wetter los. Oben auf der Mauerbrüstung standen die Verteidiger, starke Kerle mit Morgensternen in der Hand. Das sind Keulen mit Eisenspitzen. Diese sausten auf die Schilder und Köpfe der Feinde nieder, daß diese taumelten und von der Leiter abstürzten. Dadurch wurden die nächsten aufgehalten; sie konnten sich nicht regelrecht mit den Schilden hüten. Da strömte siedendes Wasser, Öl, Pech von der Mauer auf sie herab. Entsetzlich verbrannte, mußten sie in die Tiefe springen. Auch mit Pfeil und Bogen schoß man von oben. Doch der Feind gab nicht nach. Man beschoss die Verteidiger auf der Mauer heftig, um sie zu vertreiben und dann doch noch auf die Leitern zu kommen. So wogte der Kampf hin und her. Schon lagen viele Feinde tot oder schwer verletzt am

Boden, und immer noch standen die Hirschberger frisch auf ihren Mauern.

Die Hussiten zogen endlich ab und ließen ihre Wut an den Vorstädten aus, die sie in Asche legten. Da sie hier nicht viel zu rauben fanden, hatten sich einzelne Scharen in die nahen Dörfer begeben, wo sie mörderisch haus-ten. Die Menschen wurden getötet oder gequält und allerlei Vorräte und Vieh weggeschleppt. Auch in Warmbrunn haben sie schwer gewütet. Am grau-samsten gingen sie gegen die Pfarrer vor. Kirchen zerstörten sie meistens.

Die Zerstörung der Burg auf dem Hausberge und anderer Burgen.

Als die Hussiten 1427 abzogen und über Landeshut nach Böhmen zu-rückkehrten, da war wohl in Hirschberg die Freude groß. Doch hatte die Stadt viel Schaden erlitten und mußte daran denken, die Vorstädte wieder aufzubauen und den in dieselben zurückkehrenden Flüchtlingen zur Wieder-erlangung ihres Broterwerbes zu helfen. Auch war man durchaus nicht si-cher vor neuen Einfällen. Jedes Jahr kamen ja die Hussiten wieder nach Schlesien und verwüsteten es schrecklich. Ja von 1430 an waren sie bemüht, feste Burgen des Landes in ihren Besitz zu bekommen, von wo aus sie Raub-züge unternehmen und wohin sie ihre Beute bergen könnten. Auch die Hirschberger wurden durch gute Freunde öfter gewarnt, daß nicht etwa eines Tages die Hussiten unversehens die Burg in einem unbewachten Augenblick oder in der Nacht ersteigen und einnehmen und dann von dort aus Stadt und Land knechten und berauben könnten. Auch dem damaligen Landeshaupt-mann der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer wurde diese Befürchtung mitgeteilt. Der Rat von Hirschberg richtete daher an diesen die Bitte, er möge beim Kaiser durchsetzen, daß das Burglehen zum Abbruch an die Stadt verkauft werde. Im Jahre 1433 überließ vor dem Landeshauptmann in Schweidnitz der Inhaber des Burglehns die Burg der Stadt Hirschberg mit der Bestimmung, daß man die Burgmauer niederlege und Gemäuer und Holzwerk wegfare und anderswo verwende, daß die Befestigung aber ohne des Königs Geheiß nicht mehr erbaut werden dürfe. Nun wurde die Burg abgetragen und konnte also von den Hussiten nicht mehr als Schlupfwinkel gemitbraucht werden. Heinze Nimptsch behielt sich den Platz noch, wo das Haus gestanden hatte, vielleicht als Garten oder als Grasnutzung. Damit ist der alte Verwaltungsplatz im Gau an die Stadt übergegangen, die von nun an auch als Mittelpunkt der Verwaltung für das Weichbild gelten kann.

Der Kynast und die Hausberg-Burg, sowie das Bolkohaus bei Eichberg sollen von den Hussiten nicht erobert worden sein; doch sollen die kleineren Burgen im Grünbusch und die Burg in der Sattlerschlucht in ihre Hände ge-fallen sein und später als

arge Raubnester gegolten haben. Auch an diesen beiden Stellen hat wahrscheinlich die Stadt energisch eingegriffen; denn sowohl das Raubschloß auf schwer ersteigbarem Felsen: bei Weltende, als auch die Burg am Grünbusch geigen, daß man das Mauerwerk bis auf den Grund abgetragen hat. Die Veranlassung zu so energischem Vorgehen lag wohl darin, daß später Raubritter in jenen Burgen Zuflucht fanden, die die Handelswege um Hirschberg unsicher machten und den Bürgern der Stadt viel Schaden zufügten. Nach dem Hussitenkriege waren auch die Ritter im Lande so verarmt und von Not bedrängt, daß sie zu Straßenraub und Brandschatzung der Dörfer ihre Zuflucht nahmen.

Die Burg Kynast als Raubnest.

Die Burg Kynast wird urkundlich im Jahre 1364 erstmalig genannt. Man kann annehmen, daß sie von Herzog Bolko II. erbaut wurde, der sie mit einem weiten Waldrevier an Gotsche Schoff I. von Kemnitz verlieh. Nach dessen Tode bekam sie der berühmte Sohn Schoff II., der als Begründer der großen Besitzungen der Herrschaft Schaffgotsch im Riesen- und Jsergebirge genannt wird. Von seinen beiden Söhnen erbten um 1420 der ältere, Gotsche Schoff III., die Herrschaft Greiffenstein, der jüngere, Hans Schoff, aber den Kynast. Jetzt kam die Zeit der Hussitenkämpfe, in denen der Greiffensteiner sich in dem Treffen bei Kratzau 1428 den Lausitzern hilfreich erwies. Der Kynast ist von Hussiten nicht eingenommen worden; von seiner Erstürmung wird zwar in Chroniken erzählt, was aber nicht geschichtlich festgestellt ist, wie auch alle die anderen unsicheren Berichte von der Zerstörung der St. Anna-Kapelle und der verschwundenen Gebirgsdörfer Bronsdorf bei der Anna-Kapelle und Quirl bei Petersdorf. Hans Schoff war Kanzler und Hoferichter zu Schweidnitz und von 1457 – 59 sogar Landeshauptmann der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer. Auch an den beiden Burgen Greiffenstein und Kynast ist die Zeit der Hussitenkriege nicht ohne Einwirkung vorübergerauscht; auch sie wurden Raubnester.

Im Jahre 1436 war der unselige Hussitenkrieg beendet, der unser Schlesien so verheert, manchen Bauer zum Bettler gemacht und so manchen Ritter unter Schnapphähne und. Wegelagerer verschlagen hatte. Da brachte der vorzeitige Tod des Landesherrn Albrechts II. von Oesterreich neues Unglück über das Land. Schlesien war zwölf Jahre ohne Herrscher, denn die Vormünder des unmündigen Thronerben kümmerten sich nicht um das Land, und wieder einmal kämpften Fremde um die Herrschaft in Schlesien. Das war wieder eine Zeit, in der Fehde und Raubrittertum blühten.

Auf der großen Handelsstraße von Görlitz her über Löwenberg bewegten sich die Warenzüge der Kaufleute aus Görlitz, die ihre Waren nach Breslau brachten. Sie wurden von gewappneten Stadt knechten begleitet, und ehrsame Rittersleute stellten sich mit ihren

Burgknappen zum Schuß der Kaufleute ein, wenn sie durch das Gebiet des Ritters zogen. Doch die Lausitzer hatten räuberische Einfälle nach Schlesien unternommen und waren auch in das Gebiet von Greiffenstein gekommen. Das hatte ihnen der Burgherr übel vermerkt. Er vereinigte die Besatzung seiner Burg um 1440 mit dem Fähnlein, das Bernhard von Talkenstein, der Vogt seines Bruders Hans auf dem Kynast befehligte, und mit der Schar des Ritters Bernhard Glaubitz. So verstärkt, fielen die Greiffensteiner in die Lausitz ein, schädigten die Bauern und plünderten die Warenzüge der Görlitzer. Und Beutezug um Beutezug bewegte sich nach der Feste Greiffenstein. So war der Greiffensteiner Schoff ein Genosse der Landschädiger geworden.

Man schrieb das Jahr 1466. Da kam für den Ort Hohendorf bei Goldberg ein trauriger Tag. Die Bewohner erfreuten sich nach erlittenen schweren Kriegsjahren wieder ihres friedlichen Erwerbes. Der Stall stand voll des schönsten Viehes, auf den Böden lag Korn, und andere Feldfrüchte füllten die Keller. Die Truhen steckten voller fester Leinen, und manches Goldstück lag im Beikästel. Müde hatten die Leute sich zur Ruhe begeben. Da schlügen die Hofhunde wütend an. Erschrocken fuhren die Schlafenden aus den Federn, um die Ursache des Lärms zu erkunden. Doch an der Tür sauste, geführt von der Hand eines verumumten Räubers, ein „Morgenstern“ nieder. Lautlos brach der Getroffene zusammen. Ueber ihn hinweg stürmten die Bösewichter, rissen im Stall“ die schönsten Tiere von den Ketten, räumten Truhen und Schränke und töteten oder verletzten die, die sich ihnen entgegenstellten. Manches Haus ging in Flammen auf. So wurde das ganze Dorf ausgeplündert. Zitternd kamen die Dorfbewohner zusammen und erzählten. Der eine hat den, der andere jenen der Vermummten erkannt. „Der Bursche, der mich würgte, war vom Lähnhaus,“ sagte der eine, „ich kannte ihn an der Stimme.“ Ein anderer sprach: „Mein Vieh hat einer aus Nimmersath gestohlen; ich habe ihn genau erkannt. Wir trafen uns im Vorjahr bei der Kirchweih in Ketschdorf.“ „Ich erkannte die Wappenzeichen der Zettritz und Schellendorfe!“ rief ein dritter Bauer. „Auch der Vogt vom Kynast war dabei, der ist bekannt im Lande wie die bösen Dreier“, zeterte ein vierter. „Es ist schlimm, wenn unsere Ritter Räuber werden! Wer soll uns zu unserm Recht verhelfen?“ Die armen Hohendorfer baten den Breslauer Bischof um Hilfe. Da bekam der Burgherr vom Kynast im Dezember desselben Jahres einen Brief, der ihm androhte, ihn und seine Genossen mit den schwersten kirchlichen Strafen zu belegen, wenn sie den Hohendorfern ihre Verluste nicht ersetzen würden. Doch das schreckte die harten Sünder nicht, und die Hohendorfer konnten sich keines Erfolges ihrer Beschwerde erfreuen. –

1468 war es. Durch die Bunzlauer Heide fuhren Wagen mit Kaufmannsgut beladen. Man kam vom Elisabeth-Markte in Breslau. Als die Wagen mitten im Walde waren, wurden sie auf einmal

von Bewaffneten umringt. „Heraus, Ihr Pfeffersäcke!“ schrie ein roher Patron und fiel den Pferden in die Zügel. Die kleine Schar von Stadtknechten, die den Wagen das Geleit gab, war bald überwunden, Die Kutscher mußten samt dem Besitzer von den Wagen und wurden gezwungen, zu Fuß in die Stadt zurückzuziehen. Die beladenen fünf Wagen führten die Räuber nach Lähnhaus. Dort verteilte der Räuber Hans von Zedlitz, der die Führung des Raubzuges hatte, die Beute unter seine Kumpane von Fürstenstein, Nimmersath und vom Kynast. Ein tolles Gelage schloß den Beutezug, und im Schutze der Nacht brachten die Raubritter ihre Wagen heim in ihre Schlupflöcher.

Von 1471 – 80 war Christoph von Schaffgotsch Herr auf dem Kynast und zugleich Kanzler und Hoferichter zu Schweidnitz. Noch zu seiner Zeit war der Kynast gefürchtet. Die Ratmänner zu Breslau hatten erfahren, daß man die ihnen geraubten Güter auf Bolkenhain, Nimmersath, Lähnhaus und Kynast führte, und doch durften sie es die Besitzer der Burgen nicht zeihen. Dieselben Räuber wollten wieder zu Martini 1470 die Wagen der Breslauer Kaufleute bei Lüben wegnehmen, wurden aber diesmal von einer starken Begleitung vertrieben. In der Nähe von Liegnitz entführten sie den Breslauer Fleischern einen Zug von 200 Schlachtochsen.

Im Jahre 1479 ergriff König Matthias von Ungarn, der nun Ordnung schaffte, energische Mittel, die Uebeltäter zu strafen, und brach eine Menge Raubburgen. Der Landeshauptmann Georg von Stein ließ auf des Königs Befehl den Talkenstein bei Welkersdorf sprengen. Die Lausitzer Sechsstädte“ und Löwenberg hatten sich über die Räubereien des Burgherrn von Talkenstein beklagt. Da schlug auch manchem andern Räuber das Herz. Doch der König mußte schnell wieder fort aus dem Lande, und so blieben Kynast, Lähnhaus und andere Burgen straflos. Aber die Kur hatte geholfen; die Straßen wurden wieder sicherer.

Wie die Unterdrückung des freien Bauernstandes begann.

Alle Dörfer im Hirschberger Tal, die um 1300 entstanden, sind ihrer Anlage nach ausnahmslos landwirtschaftliche Gründungen. Den Kern der Siedler und die große Masse derselben bildeten die Bauern. Als sie ihre alte Heimat im Westen verließen, täuschten sie sich nicht darüber, daß sie zunächst ihre wirtschaftliche Lage verschlechterten, schwere Rodearbeit jahrelang tun mußten, und daß sie ins Unsichere hinausgingen. Das taten sie nur, um entweder drückenden Verhältnissen in der Heimat zu entfliehen, oder um überhaupt eine eigene selbständige Wirtschaft erwerben zu können. Dabei hielten sie ihre Freiheit und ihr deutsches Recht hoch und hätten keinesfalls ein so drückendes Gutsuntertanen-Verhältnis auf sich genommen, wie es sich später herausbildete. Der deutsche Siedler genoß auf seinem neuen Arbeitsplatze die größte Freiheit.

Der Bauer war Herr auf seiner Hufe und gebot unumschränkt über seine Familie und seine Dienstleute. In der Gemeindeversammlung unter der Dorflinde durfte er frei seine Ansicht vertreten und im Kreise seiner Dorfgenossen über die Angelegenheiten seines Dorfes stimmen. Den Vorsitz führte der Schultheiß, der Großbauer des Dorfes, der zum Zeichen seiner Gewalt den großen Schulzenstab mit silbernem Knopf oder anderem Zierrat in der Hand hielt. Auf der Schöppenbank saßen die ältesten, ehrwürdigsten und angesehensten Bauern als Finder des ungeschriebenen, gebräuchlichen, deutschen Rechtes. Rings herum standen die Dorfgenossen. In diesem Kreise wurden alle Dorfverhältnisse bestimmt. Man sprach über Jagd, Viehweide, Wege- und Wasserverhältnisse. Der Schultheiß bestimmte den einzelnen Dorfgenossen nach Beschuß der Gemeinde seine Pflicht. Abgaben an den Landesherrn und die Kirche gab man in Geld und Getreide oder anderen Feldfrüchten. Jeder trug seine Waffe an der Seite und konnte sie, wenn Fehde angesagt war, im Kampfe gebrauchen. Für Vergehen wurde der Dorfgenosse mit Geldbuße bestraft, die in die Kasse des Ortsgerichts floß.

Der Schultheiß oder Scholze besaß ein großes Freigut, das er samt dem Schulzenamt an seine Nachkommen vererbte. Gewöhnlich übte der Schulze das Kretschamrecht, durfte gewisse Gewerbe, die im Dorfe notwendig waren, ansetzen, wie Müller, Schmiede, Schlächter usw., hatte große Weidegerechtigkeit, einen Teil der Gerichtseinnahmen und andere Vorrechte. Er nahm für den Landesherrn, wohl auch für die Kirche, die Steuern ein, saß vielleicht als Hofeschöpfe im Hofgericht und leistete Heeresfolge. In der Siedlerzeit gab es zwischen dem freien Bauer und dem Ritter oder niederen Adel keinen so großen Standesunterschied.

Eine Änderung in den ländlichen Rechtsverhältnissen trat ein, als der Ritterstand ins Dorfleben eingriff. Es war dem Landesfürsten nicht möglich, seine Rechte und Pflichten auf den einzelnen Dorfschaften selber wahrzunehmen. So über gab er meist einen Teil derselben an einen Ritter, der den Schutz des Dorfes übernahm und von den überkommenen herzoglichen Einkünften sich nährte. Zum Beispiel: Am 22. Januar 1318 verkaufte Herzog Heinrich I. von Jauer das Dorf Cunnersdorf für 200 Mark an seinen Getreuen Busso von Wederau mit allem Zubehör und auch den herzoglichen Zins, bestehend aus 2 Mark Groschen und 6 Scheffel Dreikorn, auf der dortigen Scholtisei bei Dietrich, dem Förster, unter Vorbehalt von herzoglichen Steuern und Münzgeld. Oder: Herzog Heinrich von Fürstenberg und in Jauer verkaufte seinem Getreuen Johann Buch und dessen Sohn Ticzco am 13. August 1321 alle seine Rechte an Geschoß, Beden und Münzgeld auf ihren Gütern zu Grunau für 50 Mark Groschen polnischer Zahl mit Vorbehalt des Rückkaufsrechts. Zu Diensten sollen die Käufer erst na< Empfang eines Wallachs im Werte von 50 Mark oder dessen Preis verpflichtet sein. So entstanden nach und nach die Grundherrschaften auf den Dörfern. Rechte

des Landesherrn . gingen mit gewissen Pflichten auf die Grundherren über. Zugleich zeigen die Beispiele, daß die an die Ritter übergebenen Rechte sehr verschieden waren.

Das Austreten der Grundherrschaft geschah, nicht etwa in der Regel bei der Dorfgründung, sondern zumeist später, wie auch die Urkunden von dem Hirschberger Gebiet vielfach nachweisen. Zunächst war mit dem Austreten derselben eine Änderung der Rechtsverhältnisse nicht verbunden. Diese Änderungen, die sich zumeist als Einschränkungen der bäuerlichen Freiheit erwiesen, geschahen erst nach und nach. Das wirksamste Mittel dazu mag der Ankauf der Schötzerei durch die Grundherren gewesen sein. War der Stamm eines Schultheißen ausgestorben, so mußte der Lehnsherr,, der in solchen Fällen der Grundherr war, die Scholtisei neu verkaufen. Da diese aber meist recht schöne Ländereien, große Rechte und Gerechtigkeiten umfaßte, übernahm sehr oft der Grundherr selbst die Ländereien samt den darauf ruhenden Rechten und ließ zumeist eine Rest-Scholtisei mit Kretscham-Recht bestehen, die nun ein sogenannter Gerichtsschulze bekam, der nicht aus eigener Machtvollkommenheit das Dorfgericht führte, sondern im Auftrage des Grundherrn. Der Gerichtsschulze war nun natürlich vom Grundherrn abhängig, mußte dessen Willen befolgen und konnte aus irgendwelchen Gründen von ihm abgesetzt werden. Hatte nun aber der Grundherr erst die Gerichtsbarkeit in der Gewalt, so konnte er auch die Dorfinsassen allmählich zu Lasten und Diensten zwingen, die sie bisher nicht getragen hatten.

Daß in den neubesiedelten Gebieten diese Unterdrückung des freien Bauernstandes zeitig begann, beweist eine Urkunde von 1355, in der Kaiser Karl IV. den Landvögten von Bautzen und Görlitz befiehlt, die Bauern vor den Edelleuten zu schützen. Als nach der Erfindung des Pulvers die Aufgabe der Landesverteidigung allmählich auf Söldner überging, verlor der Ritterstand seine Stellung und damit seine Einnahmen und war gezwungen, nach anderem Broterwerb zu suchen. Mancher Ritter wurde Diener eines Fürsten, andere betrieben Landwirtschaft und suchten ihre Güter zu vergrößern, oder sie wurden Raubritter. Zum Mißbrauch des Fehderechts wurden die schlesischen Ritter durch die unzähligen Kriege zwischen den Landesfürsten verführt. Als der verwüstende Hussitenkrieg jäh die Verarmung weiter Kreise der Landwirte und des Adels mit sich brachte, vermehrte sich das Raubritertum und auch die Unterdrückung der Bauern.

Joachim Girnth, der Schleierweber.

An einem herrlichen Sonntage um Pfingsten wanderten zwei Handwerksgesellen aus der Stadt Hirschberg zum Burgtore hinaus; ein Schuhmacher und ein Schneider. Sie waren gute Freunde und wollten ein weites Stück nach Westen reisen, um bei tüchtigen Meistern in deutschen Städten zu arbeiten. Sie wußten

noch nicht, wo dass würde, zerbrachen sich auch den Kopf nicht darüber, sondern wanderten fröhlich nach Greiffenberg zu, mit dem Bündel auf dem Rücken, am Hute ein Sträußchen frischer Blumen und in der Hand den Wanderstab. Lachend und singend zogen sie sorglos der Zukunft entgegen.

„Jochen,“ redete der lustige Schneider seinen Reisegenossen an, „der Abschied von Eltern und Schwestern fiel Dir wohl schwer? Du fängst erst jetzt an aufzutauen: in der ersten halben Stunde vom Stadttor ab sprachst Du nicht drei Worte.“ Ruhig, aber heiter gestand dieser: „Hast recht gesehen, Freund Martin; als mir die Mutter „Behüt Dich Gott“ sagte und die flinke Marthe das Sträußchen am Hut befestigte, da lag es mir schwer im Sinne: Werde ich euch wiedersehen? Nun ist's vorbei, es geht nicht anders, und Wandern ist Handwerksbrauch.“ Der Schneider warf lachend die Mütze in die Luft und rief: „Juchhei, ich lasse mir keine grauen Haare wachsen, will immer lustig nach den Mädchen schauen und mir die Arbeit nicht zur Plage machen!“ Da schüttelte Jochen den Kopf und sagte freundlich, aber bestimmt: „Mit Gunst, Herr Ritter von der Elle, hau Du nach den Mädchen; ich will das Handwerk draußen grüßen und noch viel lernen und, wenn ich heimkomme, ein tüchtiger Meister werden, der seiner guten Vaterstadt keine Schande macht.“ „Na, Du Pechdrahtzieher“, höhnte der Schneider leicht, „denkst wohl gar, Du möchtest einmal im lieben Hirschberg ein groß Tier werden, daß Dich einst die Nachwelt rühme.“ Der Schuhmacher entgegnete lachend: „Löblicher wäre es, als wenn einst auf meinem Leichenstein der Lebenslauf stünde: „Er lebte, nahm ein Weib und starb!“ Da faßte ihn der lustige Schneider am Arm, lief mit ihm in übermütigen Sprüngen davon, als wollte er ihn schnell einer traurigen Stätte entführen, und lachte: „Ha, still vom Sterben, noch leben wir!“

In Greiffenberg blieben die Wanderer über Nacht, jeder in der Herberge seines Gewerbes. Dann zogen sie weiter von Stadt zu Stadt, kehrten ein in den Herbergen, fragten nach Arbeit und bekamen jn jeder Werkstatt, in der sie mit dem Gruße ihres Handwerks vorsprachen, eine Reiseunterstützung. Einmal fanden sie in derselben Stadt zu ihrer Freude beide eine Unterkunft. Nun handhabte jeder von den jungen Gesellen fleißig sein Handwerk: Jochen zog den Pechdraht, und Martin schwang Nadel und Faden. Aber während unser Schuhmachergesell genau nach Handwerksbrauch schaute, seine Gedanken beim Meister und seiner Arbeit hatte und noch viel Neues lernte, sah Martin, der lustige Schneider, den Mädchen nach und hatte bald eine erspäht, die er öfter und immer lieber sah. Sonntags aber, wenn die Gesellen ihr Feiertagsgewand angetan hatten und ehksam zum Gotteshaus schritten, da trafen sich die beiden Freunde und verabredeten miteinander, wo sie zusammen den Nachmittag verbringen würden. So blieben die Freunde lange einander nahe.

Wochen und Monde vergingen. Jochen hatte sich mit seinem Meister so eingelebt, daß sie beide ungern ohne einander arbeiteten. Der Meister schätzte bald seinen jungen Gesellen und erzählte ihm viel von seiner Gesellenzeit und Wanderschaft, namentlich von den reichen Handelsstädten am Rhein, von den feinen Arbeiten, die man dort in den Schuhwerkstätten zu fertigen habe und nannte ihm Meister, bei denen er gewesen und tüchtig geworden war. „Jochen,“ sagte eines Tages der Meister, „ich will Deiner Dienste nicht ledig sein, ja, ich möchte, daß Du bei mir bleibest, bis ich mein Handwerk beiseite lege. Aber ich weiß, daß Du noch manche Werkstatt kennen lernen willst. Ich rate Dir gut, besuche den Rhein! Dort werde ich dir Werkstätten nennen, wo feine Ledersachen gearbeitet werden von Korduanleder. Da kannst Du ein berühmter Schuhmacher werden!“ Jochen sann darüber nach; es gab noch viel zu lernen. Im 15. Jahrhundert gab es schon Künstler im Schuhmacherhandwerk. Da mußten die Schuhe fein nach dem Fuß zugeschnitten sein und eng anliegen. Man trug auch Schuhwerk aus buntem Leder, das nur den Geistlichen verboten war. Gern trugen die Leute Schnabelschuhe, oft auch mit Glöckchen daran. Gewöhnliche Leute trugen den Schnabel einen halben Fuß lang, reiche Bürger einen Fuß und Edelleute gar zwei Fuß lang.

An einem Sonntag trafen sich die Freunde wieder, und Jochen begann das Gespräch: „Martin, ich nehme den Wanderstab und reise an den Rhein. Mein Meister hat mir's in den Kopf gesetzt, daß ich die feineren Lederarbeiten noch begreife. Dort kennt der Meister große Werkstätten, in denen viel Gesellen arbeiten. Das muß auch lustig sein. Und ein Glas Wein kann man sich dort billig leisten. Es soll auch hübsche Mädel dort geben. Martin, willst du mit?“ Nun war Martin ernst geworden. „Daß Du aber auch kein Sitzfleisch hast!“ wandte er geärgert ein. „Hier ist es doch auch schön. Und wenn es Dir auf den Wein ankommt, den kannst Du hier auch haben. Jochen, bleib da; ich leiste uns beiden heut ein Schöpplein. Bleib bei Deinem alten Freunde!“ „Aber, Herr Ellenritter, die Mädel, die schönen Mädel am Rhein! Potz Wetter und Pechdraht, die werden Dir aber gefallen!“ neckte Jochen. „Ach, laß mich doch mit den Mädchen in Ruhe; ich mag nur eine, und die wohnt nicht am Rhein. Das Töchterlein meines Meisters, die züchtige Hanna, hat mir's angetan. Wir sind uns gut, und wir wollen uns heiraten; aber ich soll einmal die Werkstatt meines Meisters übernehmen,“ so beichtete Martin. „Das habe ich längst gemerkt, Martin, daß Dich schon eine an der Strippe hat. Nun, mein lieber alter Geselle und Landsmann, dann müssen wir uns trennen. Du bleibst bei Deinem Hannchen und wirst ehrsamster Meister der Schneiderzunft dieser Stadt, und ich ziehe an den Rhein! Trinken wir den Abschied. Am nächsten Sonntage geht's zum Tore hinaus.“ So tranken die beiden den Trennungsschoppen.

Wieder war es Sonntag. Im Reisegewand trat Jochen aus dem Stadttor mit Martin, seinem Landsmann, der ihn ein Stück Weges geleitete. Endlich ein Händedruck und ein herzlich Abschiedswort, und Jochen zog dahin. Am Rhein hat er in mancher Werkstatt den Pechdraht gezogen und hat manches Neue gelernt; aber er hatte kein Sitzfleisch, wie sein treuer Martin einst sagte. Er zog über den Rhein und kam nach Holland bis in die Stadt Harlem. Auch dort gab es Neues für den jungen Hirschberger. In Harlem lernte er einen Weber kennen, der feine Leinwand webte. Neben ihm saß Jochen oft, schaute ihm zu und erzählte von der Heimat, wie es in Hirschberg auch viele Weber gäbe, die harte Leinwand fertigten, die so fest sei, daß sie sehr lange hielte.

Der Harlemer Weber zeigte Jochen die feinen Garnfäden, die so weih und gleichmäßig gesponnen waren. Nur von solchen Fäden könne man so dünne, lockere Gewebe machen, die für feine, reiche Leute zu allerhand teuren Dingen gebraucht würden. Dazu könne man die harte, kratzende deutsche Leinwand nicht verwenden. „Aber es bringt viel Geld ein, dieses weiche Leinen“, sagte der Weber und zeigte dem staunenden Jochen den Webstuhl. „Sehet, junger Mann,“ sprach der Handwerker mit Stolz, „dieser Webstuhl ist auch ganz besonders dafür eingerichtet, daß der Anschlag nicht zu fest und hart geschieht.“ „Meister!“ rief Jochen nun, „nehmt mich in die Lehre! Ich will euch bald tüchtige Arbeit leisten und keine Mühe machen. Meine Augen und Ohren will ich offen halten. Ihr sollt mir nichts zweimal sagen dürfen!“ Ihm war ganz warm dabei geworden, und er schaute, rot im Gesicht, den Meister an. Dieser sagte lächelnd, weil ihm der eifrige Gesell gefiel: „Gemach, mein Freund! Ihr seid noch ein Fremder, und einen solchen darf ich nicht in meine Werkstatt nehmen. Das verbietet die Zunft. Doch tröstet Euch! Seid Ihr erst ein Jahr hier, so kann ich es tun! Aber besuchen könnt Ihr mich, so oft Ihr wollet!“ Das ließ sich Jochen nicht zweimal sagen. So oft es seine sonstige Arbeit erlaubte, war er beim Meister Weber. Da sah er still zu und sann. Gab es doch auch in seinem lieben Heimatlande Schlesien im Gebirge Weber, die ein ganz feines, weiches Spindelgarn lieferten, das als Lotgarn nach Gewicht verkauft und umso teurer bezahlt wurde, je dünner und leichter der Faden war. Mit diesem Lotgarn mußte man doch auch diese feinere Leinwand weben können.

Als Jochen in Harlem nicht mehr als Fremder galt, trat er bei seinem Freunde, dem Webermeister auf fünf Jahre in die Lehre. Da lernte er noch einmal fleißig. Das Lehrgeld hatte er sich schon als Schuhmacher verdient. Jetzt wollte er erst recht aufpassen, man lernt nie zu viel. Genau schaute er auf die Handgriffe seines Meisters und auf den Webstuhl. Ihn studierte er ganz eingehend, wie seine kunstgemäße Handhabung. Er zeichnete sich auch den Webstuhl auf, als er einmal allein war. Geheim tat er es nur, weil er wußte, daß es ihm der Meister wegen der Zunft nicht gestatten

durfte. Die Zünfte hielten damals gewisse Kunstgriffe geheim vor fremden Handwerksgenossen. Aber gute Freunde, die Jochen unter anderen Handwerkern erwarb, standen ihm bei. So erhielt er zwei messingne Webstühle und einen hölzernen angefertigt. Die waren allerdings ganz klein und sollten nur als Modelle dienen, nach denen man in der Heimat ordentliche große Webstühle anfertigen konnte. Auf diese Weise vermochte Jochen, wenn er aus dem Lande zog, die geheime Kunst der Holländer über die Grenze zu bringen. Die Modelle barg er bequem in seinem Felleisen.

Jochen war nun bald zehn Jahre in der Fremde. Von der Heimat, den Eltern und Geschwistern hatte er nie etwas gehört; denn regelmäßigen Postverkehr, Eisenbahn und Telegraphen gab es damals noch nicht, die eine Nachricht schnell in die Ferne bringen konnten. Was mag mein alter Vater machen? Er wird kaum noch imstande sein, den lieben Tag lang in der Werkstatt zu sitzen, den Rücken krumm und den Knierimen stramm zu halten. Wie gern würde Jochen den zitternden Vater seiner Arbeit überheben und ihn und die gute Mutter im Altenstübchen versorgen. Und die beiden Schwestern, wie werden die gewachsen sein und der Mutter zur Hand gehen. Ganz sehnsüchtig wurde dem Jochen da zumute. Gelernt hatte er ja viel, und er brachte auch neue Anregung mit heim für das Schuhmacherhandwerk wie für die Weberei. Da machte sich Jochen auf von Harlem, ergriff den Wanderstab, nahm sein Felleisen mit seinen Modellen auf den Rücken und zog über den Rhein zurück nach Deutschland. Niemand ahnte, daß dieser schlichte Handwerksmann eine blühende Zukunft für das heimische Städtchen mit sich führte.

So kam er auch in die Stadt, in der sein Freund noch wohnte, der lustige Schneider Martin. Ihn suchte er auf, und richtig! Da saß er als ehrsafer Schneidermeister in seiner Werkstatt. Mit einem Ruhe stand er vom Schneidersitz auf, als der einstige Reisegenoß in die Stube trat, warf Elle und Schere beiseite und stürzte auf den Gast zu. „Jochen, bist Du wieder da?“ rief er aus, umarmte ihn hoherfreut und sprach; „Gold und Silber hab ich gesehen; aber meinen guten Landsmann nicht mehr. Das Rheinland hat dich also nicht gehalten und auch der Wein nicht; aber nun komm zu meiner Frau. Sie wird sich freuen über die Heimkehr meines treuen Landsmannes.“ Er führte: ihn in das gut eingerichtete Wohnzimmer und holte seine Frau herbei. Nun gab es ein reges Erzählen. „Bist Du nun ein fertiger Korduaner?“ fragte der Freund. Da öffnete Jochen geheimnisvoll sein Bündel, entnahm ihm eines der kleinen messingnen Webstuhl-Modelle und stellte es vor sich auf den Tisch. „Was meinst Du, was, das ist?“ sagte er langsam. Martin staunte, und sein rasches Frauchen sagte: „Ein niedliches Spielzeug, wie ein Webstuhl sieht's aus!“ „Ist recht, Frau Hannchen“, sagte Jochen. Nun erklärte er das Modell, erzählte, daß er die Weberei von einer ganz feinen Leinensorte in Holland gelernt habe, die er

glaube aus heimischem Lotgarn auch herstellen zu können. Die Leinwand werde dann wie Schleier so locker und zart. Sie sei für zarte Haut gut und werde von den vornehmen Bürgerfrauen und Edeldamen viel gekauft werden. Der junge Meister, Martin schaute fast mit Ehrfurcht zu seinem Freunde auf und sprach feierlich: „Ich sehe Dich in der lieben Heimatstadt schon als ehrsamen Zunftmeister, auf den sie alle hören, mit Achtung nennen, in den Rat wählen und einst preisen werden als ersten ‘Meister der- neuen Webkunst!“ Jochen wurde mit Speise und Trank erfrischt und ruhte aus. Doch zog er bald. weiter.

In Hirschberg, in einem Hause am Markt, saß in seiner Werkstatt mit Gesellen und Lehrling am Werktische der alte Meister Girnth. Weiß war sein Haar, welk sein Gesicht und schon recht gebückt seine Haltung. Noch spannte er frisch den Knieriemen oder schnitt ein Paar Schuhe zu; aber er ermüdete doch leicht und seufzte dann. Da trat seine ebenfalls weißhaarige Gattin zu ihm, die ihn schon längere Zeit aufmerksam und ernsten Blickes gemustert hatte, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: „Beeile Dich nicht so sehr, lieber Mann, ich denke, Du bekommst noch heut einen Gehilfen: Mir träumte die vergangene Nacht, unser Sohn käme heim und sagte, wir könnten nun ausruhen; er werde nun als tüchtiger Meister Dein Werk fortsetzen, und wir könnten getrost ins Altenstübchen ziehen.“ „Könnt's brauchen, Mutter“, antwortete der Alte, der seine Frau forschend anschaute. Da stürmte auf einmal Elisabeth ins Zimmer, die jüngste Tochter, ein hübsches, hochgewachsenes Mädchen; und sagte eifrig: „Vater, Mutter, ein Fremder ist eben ins Haus getreten; Martha sah ihn kommen und sagte, es könne der Joachim sein. Sie ist ihm entgegen!“ Da öffnet sich die Tür und herein tritt, geführt von der flinken Schwester Martha, Joachim Girnth, der Weitgereiste. Er, der rüstige, gesunde Mann, von blühender Frische mit einer guten Zukunft im Felleisen, schaut die lieben Alten, die ihn mit Freudentränen empfangen, die beiden blühenden Mädchen, die schon lange der Eltern Trost und Stütze waren, und die Gesellen und Lehrlinge, grüßt herzlich und wird begrüßt. Die Werkarbeit wird abgebrochen; jetzt ist Feiertag! Mit Freude und fröhlichen Worten wird der Heimkehrende empfangen, mit Fragen bestürmt. Es gibt ein Reden und Erzählen bis in die Nacht. –

Vater Girnth ist mit der Mutter ins Altenstübchen gezogen. Joachim ist als junger Meister in die Schuhmacherzunft zu Hirschberg aufgenommen worden, nachdem er in einem herrlichen Meisterstück Zeugnis davon gegeben, was er in der Fremde gelernt hatte. Vor offener Lade hat ihn der Zunftmeister in feierlicher Tagung aufgenommen in die Genossenschaft der Meister, die seit alters in Hirschberg eine geschlossene Zunft bilden und 30 Verkaufsbänke auf dem Markte innehaben. Joachim sitzt nun als Meister an Vaters Stelle, der noch manchmal aus alter Gewohnheit die Werkstatt betritt

und eine Arbeit anfaßt. Doch legt er sie gern in des rüstigen Sohnes Hand, wenn er müde ist, mit dem glücklichen Wort: „Führ Du es weiter, mein Sohn, daß ich ausruhe!“

Aber der junge Meister Girnth hatte sich noch nicht ganz ausgegeben; ein Geheimnis bewahrte er noch vor der Welt. Mit einem altbekannten Freunde, einem tüchtigen Tischler, hatte er lange und geheime Zusammenkünfte. Da wurden die Modelle vorgebracht und probiert, da wurde gemessen und gerechnet. Und nun schnitt der Tischlermeister Holz zu und fertigte einen holländischen Webstuhl, den ersten in Hirschberg. Jet war Meister Joachim oft da und probierte und gab Anweisung, und geduldig änderte der Meister Tischler nach Joachims Angaben, bis der Webstuhl so wirkte, wie es Joachim wünschte. – Dieser Webstuhl fand seine Aufstellung in einem Erkerzimmer des väterlichen Hauses, in dem nun die geheime Weiterarbeit stattfand. Geheim mußte sie gehalten werden vor den Schuhmachern wie vor den Webern. Denn die Zunft war eine sehr strenge Richterin, die gar oft Neues als gefährlich für das Wohl der anderen Meister verwarf. Nun galt es, mit einem tüchtigen Weber, den Joachim als Gesellen angenommen und gegen Eid zum Schweigen verpflichtet hatte, das erste Webe zu fertigen. Während man die Leinwand schmal, das Stück 60 Ellen lang webte und dann ein Schock nannte, wurde das neue Gewebe viel leichter und lockerer gewebt, breiter angefertigt, nur 54 Ellen lang und als Webe bezeichnet. Das erste Webe gelang und wurde an einen vornehmen Herrn in Breslau übersandt, der es für einen hohen Preis nahm und nach Wien verkauft haben soll. Joachim Girnth wurde nun, nachdem er vor der Zunft der Weber in dem neuen Handwerk sein Meisterstück gefertigt hatte, auch als Meister anerkannt und konnte offen eine Werkstatt errichten und Lehrlinge annehmen.

Seine ersten Lehrlinge waren seine beiden Schwestern, Martha und Elisabeth. Sie mußten ihm sieben Jahre die Arbeit leisten und bekamen so lange nur Kost und Kleider. Später verdienten sie dabei ein gutes Lohn. Bald konnte Joachim andere Lehrlinge ausbilden, und das Gewerbe der Schleierweber entwickelte sich in der Stadt Hirschberg zu einem blühenden Handwerk, dessen Waren reißend Absatz fanden. Da aber damals um Hirschberg keine Bleichen vorhanden waren, die dieses Gewebe zurichten konnten, sandten die Hirschberger Weber ihre Waren nach Jauer. Dortige Kaufleute kauften die Schleiergewebe, bleichten sie, richteten sie zu und verkauften sie unter dem Namen „Jauersche Leinwand“ meist nach Wien. Die Schleierweber Hirschbergs bewahrten ihre Kunst und ließen keine Weber ihrer Zunft wegziehen. Sie wurden wohlhabende Leute. Später fanden sich unternehmende Kaufleute in Hirschberg, die eigene Bleichen anlegten und die Weiterverarbeitung und den Handel von Schleierleinen übernahmen. So kam Hirschberg später zu Wohlstand.

Kein festes Denkzeichen an den ehrwürdigen Handwerksmeister Joachim Girnth ist für die Nachwelt überliefert; nur der Volksmund hat im dankbaren Gedenken in der Sage den Namen des Mannes vor dem Vergessen bewahrt, der den Grund zur Blüte Hirschbergs als Mittelpunkt der Schleierweberei legte. Neuerdings hat man eine Straße der Stadt nach dem verdienten Manne benannt.

Das Vordringen der Ansiedelungen ins Gebirge und die ersten Gewerbe. (Industrien.)

Etwa dreißig Ortschaften haben die deutschen Siedler im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts im Hirschberger Tale begründet, die sämtlich in den Talauen lagen. Die Bewohner dieser Orte nährten sich in der Hauptsache von der Landwirtschaft. Nur ganz allmählich drangen die Dörfer, die an den Eingängen zu den höheren Tälern lagen, wie Hermsdorf, Giersdorf, Seidorf u. a., in die Schluchten vor. Die größere Rauheit der Witterung in den höheren Lagen, die Steilheit der Hänge und der steinige, bodenarme Untergrund hinderten das Gedeihen der Bodenfrüchte und deren Anbau. Langsam erst gewann der Landmann die für die Ausnutzung jener unwirtlicheren Lagen nötige Erfahrung. Zunächst mag man dort nur Viehzucht betrieben haben. Doch genügte diese unter den obwaltenden Umständen allein nicht zur Ernährung der Menschen. Sie mußten nebenher auf andere Erwerbszweige denken, die sich erst mit einer besseren Kenntnis der Bodennatur und der fortschreitenden Wirtschaft fanden. Kurz gesagt: es mußten sich neue Erwerbszweige entwickeln in jenen Hochtälern, ehe diese für die Menschen bewohnbar wurden, und diese neuen, auf gewisse Bodenschätze gegründeten Erwerbsarten öffneten dann auch der Landwirtschaft die inneren Täler. Ja, es ist vorgekommen, daß der Mensch gewisse Höhenlagen, die er vorzeitig zu besiedeln suchte, wegen Ungunst der Verhältnisse wieder aufgeben mußte. So bestand in den Vorbergen oberhalb Seidorf ein altes Dorf, das heut verschwunden ist. Seine Spuren sind so gründlich verwischt, daß heut nur verworrene Sagen davon zeugen, die der Volksmund ins Unglaubliche übertrieben hat. Der Ort hieß Bronsdorf. Eine Urkunde aus dem Jahre 1406 beweist sein Vorhandensein um jene Zeit. Doch soll Bronsdorf (etwa 1412) durch einen Wolkenbruch großenteils zerstört worden sein. Die geängstigten Bewohner bauten später ihre Häuser weiter ins Tal herab und vergrößerten dadurch den schon vorhandenen Ort Seidorf.

Ganz anders konnten sich Ortschaften in höheren Lagen entwickeln, die eine der ersten bodenständigen Industrien betrieben. Im Jsergebirge trat ein weißer Quarzfels zu Tage, den man in recht früher Zeit zur Glasbereitung verwendete. Auch an anderen Orten im Zackental mag das Vorhandensein des Quarzes dieses Gewerbe hervorgerufen haben. Eine der ältesten Glashütten soll zwischen Schreiberhau und Kaiserswaldau gestanden haben.

Schon 1366 ist eine Glashütte in „Schribirshau“ urkundlich genannt, von der es heißt, daß sie ein Sydil Molstein an einen Glaser, genannt „der alte Kunze“, verkaufte, „wie er sie selber gehabt“. Die ältesten Glashütten waren leih gebaute Holzbaracken, die nur den Zweck hatten, die Arbeitsstelle des Glasschmelzers zu überdachen. Der Glasofen bestand in der Hauptsache aus Lehm und hielt nur kurze Zeit. Die unvollkommene Verarbeitung in der ersten Zeit lieferte nur grünliches, durchschimmerndes Glas zu Trinkgefäßen, nicht etwa schon durchsichtiges Fensterglas. Die Glasbereitung forderte sehr viel Holz zum Befeuern der Öfen, zur Herstellung der Pottasche für den Schmelzvorgang und zur Anfertigung der Hütten und Geräte. Schnell war darum der Holzbestand um die Glashütte aufgebraucht. Damit man nun das Holz nicht weit herzuholen brauchte, brach man die leichtgebaute Hütte ab und errichtete eine neue näher am Walde. So soll die Glashütte in Schreiberhau siebenmal ihren Platz verändert haben.

In der Nähe der Glashütte bauten die Hüttenbesitzer und ihre Arbeiter ihre Wohnungen. Die abgeholzten Plätze boten Gelegenheit zur Anlage von Weiden und Wiesenland. Je mehr die Arbeitsstätte aus der Nähe der zusammenhängenden Ortschaften fortrückte, desto nötiger war es, in der Nähe etwas Ackerland zum Anbau einzurichten. Auch eine Mühle ließ der Hüttenbesitzer bauen. So erweiterte sich die Hüttenanlage bald zu einer kleinen Kolonie oder Dorfschaft. Mit jeder neuen Lage der Hütte war ein Anlaß zu einer neuen Kolonie gegeben. Auf diese Weise entstanden verschiedene, zumeist getrennt voneinander liegende Dorfteile von Schreiberhau, denen man noch heut diese stückweise Art des Entstehens ansieht.

Die Glasmacherei war wohl auch die Veranlassung zur Begründung des Dörfchens Quirl zwischen Hermsdorf und Petersdorf unter der Bismarckhöhe. Auch sein Verschwinden läßt sich wohl zum Teil daraus erklären, daß eine wandernde Glashütte dort nur kurze Zeit bestand und abgebrochen wurde, weil es da am rechten Material fehlte. – Auch in Seiffershau mag es eine Glashütte gegeben haben; denn in einem Kauf von 1405 wird besonders erwähnt, daß Gotsche Schoff II. im Walde zu Seifriedshau einen Glaser halten durfte. – Daß der Betrieb der Glashütten auch Ernährungsmöglichkeiten für die Bewohner anderer Ortschaften bot, ist wohl möglich. Ueberall in der Nähe der Hütten gab es Aschenbrenner, die aus Tanne oder Buche die Asche zur Glasbereitung herstellten und sie entweder roh als „Brennäsche“ oder ausgelaugt als „Pottasche“ an den Hüttenbesitzer lieferten.

Während im Isergebirge der Quarz die Grundlage einer regen Glasindustrie wurde, fand sich am Landeshuter Kamme Eisenerz in solcher Güte und Menge, daß man dort ein Bergwerk eröffnen, Pochhämmer und Schmelzwerke einrichten konnte. So entstand das langgestreckte

Dorf Schmiedeberg, in dem sich später viele Schmiedewerkstätten fanden, die das Eisen zu allerlei Geräten verarbeiteten. Auch die Ortschaften Quirl und Gansberg mögen an der Schmiedeberger Eisenindustrie beteiligt gewesen sein. Verfallene Bergstollen und Schlackenhalden beweisen, daß auch in den Tälern der Großen und der Kleinen Lomnitz bei Krummhübel, Steinseiffen, Wolfshau und Querseiffen Bergbau betrieben oder versuchsweise begonnen wurde. Ein Eisenhammer lag an der Kleinen Lomnitz unterhalb des Pfaffenberges bei Krummhübel, der Karolinenhammer. Ein zweiter bestand in der Kolonie Birkigt an der Stelle des späteren Hotels „Zum Eisenhammer“. Die Umgegend von Schmiedeberg bis gegen Arnsdorf hin erhielt viel Beschäftigung durch die Eisenindustrie. Namentlich fand sich in der Nähe der Bergwerke, der Schmelzhütten und der Schmiedewerkstätten das Gewerbe der Köhlerei, das in Wolfshau, Brückenberg, Querseiffen und namentlich in Krummhübel im sogenannten „Tannicht“ stark betrieben wurde. Krummhübel soll durch Köhler begründet worden sein, was auch von Saalberg berichtet wird und auch von Hain.

Auch die Orte Jannowitz (Johannisdorf) und Kupferberg fanden ihre Entstehung durch bergmännische Tätigkeit. Doch ist die Gewinnung des Bleies in den Bleibergen nur durch den Namen und gewisse Spuren von Berghalden bezeugt, während das Kupferberger Bergwerk schon durch eine Urkunde von 1311 genannt wird.

Ein Gewerbe, das im Gebirge sehr alt sein muß, darf nicht vergessen werden: es ist das der Kräutersammler. Im Riesengebirge gedeihen besonders viele Heilkräuter, deren Gebrauch in sehr früher Zeit bekannt war. Frauen und Männer sammelten vom Frühjahr bis in den Herbst diese Kräuter, trockneten sie und gingen damit ins Land hausieren. Solche alten Kräuterfrauen sind hier und da in unseren Gebirgsdörfern noch heut bekannt. Auch in die Apotheken der Umgegend und der weiteren Umgebung lieferte man Heilkräuter. Doch wurden diese von Gärtnern in Krummhübel und den Nachbarorten in ihren Hausgärten angebaut. Derartige Anbaupflanzen waren Eibisch, Baldrian, Angelika, Liebstöckel, Kardobenediktenkraut u. a. m. Bis in die letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts war diese Kräutergärtnerei noch Nebenerwerb verschiedener Familien von Krummhübel und Querseiffen. Auf der allgemeinen Verbreitung der beiden Gewerbe der Kräutersammler und der Wurzelgärtner beruht das im 18. Jahrhundert so blühende Gewerbe der Laboranten in Krummhübel und dessen Umgebung.

Alle diese Gewerbe, die in unserem Gebirge seit alters betrieben wurden, haben das Hineinwachsen der Dörfer in die höheren Teile der Gebirgstäler befördert. Die Besiedlung des Gebirges ist also fortgesetzt worden auch als die erste Siedlungsperiode ihr Ende nahm. Eine Verfügung Kaiser Karls IV. vom Jahre 1356 bestimmt, daß die Waldgebiete um Schweidnitz,

Landeshut, Hirschberg und Greiffenberg und anderen Orten nicht weiter ausgerodet und zu Dörfern gemacht werden sollten. Damit war den Neugründungen vom Landesherrn aus ein Ziel gesetzt. Nur die schon begonnenen Gründungen wurden weitergeführt. Wenn man aber den Ursachen nachgeht, die den Kaiser, der noch nicht einmal Herr der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer war, zu dieser Verfügung drängten, so kann man sie nach der Betrachtung der obengenannten Gewerbe leicht finden. Alle Gewerbe bedurften des Holzes in Unmenge, das bald fehlen mußte, wenn die planmäßige Besiedlung den Wald auch ferner so eingeschränkt hätte, wie bis zum Jahre 1356. So waren es wohl die Gewerbetreibenden, die einer drohenden schweren Gefahr begegnen wollten, indem sie durch einflußreiche Vermittelung den Kaiser zum Schutze des Waides veranlaßten.

Spätere Ortsgründungen geschahen unter dem Schutze der Grundherren in deren einzelnen Gebieten. Man gab nur Kleinstellen aus zur Ansiedlung solcher Gewerbetreibenden, von Forstbeamten und Waldarbeitern in den größeren Forsten. In diesen Koloniegründungen gab es natürlich feine Vollhufner, keine Schölkereien und auch keine Kirchen. Diese Kolonien fanden ihren Anschluß in kirchlicher Hinsicht an die größeren Orte im Tale. Solche Kolonien sind Seiffershau, Saalberg, Hain, Querseiffen, Teile von Krummhübel u. a. m.

Vom Bergwerk in Grunau.

Im 16. Jahrhundert war bei Grunau auf dem der Stadt Hirschberg gehörigen Grund und Boden ein Goldbergwerk im Gange. Es scheint kurz vor 1500 angelegt worden zu sein. Dies beweist eine Urkunde von 1498, in der Dipprant von Reibnitz, der Landeshauptmann von Schweidnitz und Jauer, dem Rat zu Hirschberg das Recht zur Anlage eines Bergwerks bei Grunau verleiht. 1599 vergab der Rat das Goldbergwerk an einen gewissen Franz Fröhlich mit den nötigen Freiheiten über Wege und Stege dazu und dem Recht der Entnahme von Holz aus den städtischen Wäldern zu Schächten, Stollen und Pochwerken. Die Anlage von zwei Pochhämtern zur Zerkleinerung der erzführenden Gesteine wird dabei erwähnt. Das Bergwerk führte den Namen „Der Heiligen Dreifaltigkeit“. Später fand man auch Silber, woran vielleicht der Name des Silberberges erinnert; doch weiß man den Ort des Bergwerks nicht mehr genau anzugeben. Wie lange es bestanden hat und ob es ergiebig war, darüber ist nichts bekannt.

Um 1593 war das Bergwerk noch im Gange. Der Verwalter des Bergamtes war damals Joachim Schumann, der sich beklagt, daß gewisse Bergleute ihm nicht gehorchten. Darum wurde der Rat von der Regierung aufgefordert, dem Bergverwalter polizeiliche Hilfe zu leisten. – Um dieselbe Zeit bittet der Bergmeister um eine Garküche, eine Speisewirtschaft für unverheiratete

Bergleute, weil diese nicht auf die Mahlzeiten in den anderen Wirtshäusern rechnen können. Ein Hirschberger Einwohner namens Christoph Kerner wird zur Einrichtung der Garküche vom Bergmeister vorgeschlagen. Der selbe muß schon vorher eine solche in Grunau gehabt haben, die er aber aus irgendeinem Grunde eingebüßt hatte.

Die Grunauer Bauern mochten über das Bergwerk mißvergnügt sein; denn sie mißhandelten und hinderten die Bergleute und verstreuten ihnen die Erze. Der Schichtmeister hatte bei der Regierung geklagt, um Abhilfe gebeten und hatte versprochen, sich nach Bergordnung mit den Bauern zu vergleichen. Aus dem Bericht geht hervor, daß sich der Bergbau „mit Silber und Gold wohl beweiset.“

Im 19. Jahrhundert schürfte man am Silberberge und anderen Stellen auf Kupfer, Kohle und Eisen, aber ohne Erfolg.

Unsere Heimat während der Reformationsbewegung und des Dreißigjährigen Krieges.

Ueberblick über den Zusammenhang der Ereignisse in Heimat und Vaterland. (1500 – 1650).

Die Bemühungen zur Besserung der kirchlichen Zustände im Mittelalter hatten durch Johann Huß in Böhmen eine starke Bewegung der Geister hervorgerufen, die infolge der Verbrennung des Reformators sich zu einem Haß zwischen Tschechen und Deutschen auswuchs, der in den berüchtigten Husitenkriegen zwei Jahrzehnte hindurch auch unser Heimatland Schlesien verheerte, ohne auf kirchlichem Gebiet bedeutende Änderungen zu erzielen. Da trat ein Jahrhundert später ein deutscher Reformator auf, der Augustinermönch Dr. Martin Luther, der als Schloßprediger und Lehrer an der Universität Wittenberg 1517 das Werk der Kirchenverbesserung begann, indem er gegen das Ablaßunwesen, wie es ein Tetzel betrieb, energisch auftrat. Auf beiden Seiten wurde der Kampf heftig geführt und artete wider Hoffnung und Absicht der Männer, die an der Spitze der Bewegung standen, zur Trennung des deutschen Volkes in zwei Religionsparteien aus. Hätte damals nicht die Herrschaft über Deutschland in Händen gelegen, die jenseits der Grenzen Deutschlands ihren Hauptzweck verfolgten, so hätte wohl das Unglück vermieden werden können. Leider vergrößerte es sich, bis unser deutsches Vaterland, wie auch unsere engere Heimat, in einem Kriege von drei Jahrzehnten so verwüstet und zerschlagen wurde, daß eine ebenso lange Friedenszeit bei weitem nicht genügte, die oberflächlichsten Schäden zu heilen.

Unser Schlesien hat im Dreißigjährigen Kriege mit am längsten und stärksten unter den deutschen Landen gelitten, weil es mehrmals eins der wichtigsten Kampfgebiete war, und weil gar oft das Heer des eigenen Landesherrn hier schlimmer wütete als der Feind, so daß dieser sogar als Schuß des Volkes gegenüber den rohen Horden des Kaisers auftreten mußte. Am schlimmsten hat unsere engere Heimat im Gebirge in folgenden Kriegslagen gelitten:

1. bei dem Rückmarsch der Kosaken nach Polen 1622,
2. bei dem ersten Aufenthalt Wallensteins in Niederschlesien 1626,
3. bei dessen zweitem Verweilen hierselbst und dem damit verbundenen Fall des Freiherrn von Schaffgotsch, 1633 und 1634 usw.,
4. endlich um 1640, als die Kaiserlichen Hirschberg regelrecht belagerten.

Von der Reformation im Riesengebirge.

Als Luther seine 95 Säße gegen den Mißbrauch des Ablasses veröffentlicht hatte, wurde ihr Inhalt auch in Breslau durch den Buchdruck verbreitet, Bald darauf fand Luthers Lehre durch Geistliche in Schlesien ihren Eingang. Schon 1518 soll ein Augustinermönch in Neukirch im lutherischen Sinne gelehrt haben. 1523 führte die Stadt Löwenberg die evangelische Lehre ein, 1524 auch Breslau den Prediger Heß: den Reformator Breslaus.

Im gleichen Jahre 1524 trat Hirschberg dem Luthertum bei. 1520 hatte der Rat der Stadt das Patronatsrecht über die Stadtpfarrkirche erworben. Als nun der katholische Pfarrer Stanislaus Saurus als Kanonikus nach Breslau ging, konnte der Rat die freie Stelle nach seinem Willen neu besetzen und berief den Magister Georg Langnickel aus Goldberg, der nun den Gottesdienst im Sinne Luthers einführte. Wie in Löwenberg an die Einführung der Reformation die einer Lateinschule sich anschloß, so auch in Hirschberg: Unter ihren Rektoren wird besonders Christoph Schilling genannt, der sehr tüchtig war, aber 1566 wegen seiner Neigung zum Bekenntnis des Schweizlers Calvin ausgewiesen wurde. – Die Herren von Schaffgotsch waren der neuen Lehre nicht abhold, weshalb in Hermsdorf u. K. nach dem Tode des Pfarrers Markus Meischeider († 1520) lutherisch gepredigt wurde. 1522 traten auch Warmbrunn und Herischdorf über und erbauten sich bei den Bädern die Johanniskirche. 1543 führte Hans von Schaffgotsch die Reformation auf seinen Gütern ein. Der lutherische Geistliche, der sich als Badepastor unterschrieb, hatte zur Verbesserung seiner „sonsten schwachen“ Einkünfte die Badeverwaltung in die Hand bekommen. Die Stadt Schmiedeberg wählte 1549 in dem Diakonus Laurentius Werner ihren ersten evangelischen Geistlichen. Um diese Zeit mögen nach und nach auch die anderen Pfarrstellen im Hirschberger Tale mit Lutheranern besetzt worden sein. 1564 schreibt Kaiser Maximilian II., daß fast ganz Schlesien der Augsburger Konfession zugetan sei. Christoph von Schaffgotsch, der erblicher Kanzler der Fürstentümer und auch eine Zeitlang Landeshauptmann in Schweidnitz-Jauer war, führte 1566 in Alt-Kemnitz die lutherische Lehre ein und 1599 eine lutherische Kirchenordnung auf seinen Grundherrschaften.

So hatte sich in unserer Heimat, wie auch in ganz Schlesien, das lutherische Bekenntnis ohne jeden Zwang und ohne große Veränderungen in der Kirchenverwaltung wie von selbst verbreitet. Fürsten und Stände, Land und Stadt, hoch und niedrig, hatten die neue Lehre angenommen.

Wie die Kosaken 1622 in Schmiedeberg hausten. (Nach dem Tagebuche des Pastors Werner aus Schmiedeberg.)

Donnerstag, den 17. November 1622, war in Schmiedeberg großer Jammer; auch im Pfarrhause stand es nicht besser. Die ersten Jahre des Dreißigjährigen Krieges waren ohne große Not vor übergegangen

für unsere Gebirgsheimat; doch das Jahr 1622 hatte einen regnerischen Sommer, Ueberschwemmung, Mißwachs und Teuerung gebracht und schien nun mit schweren Kriegsschrecken zu Ende zu gehen. Ein polnisches Hilfsheer aus Kosaken, wilden Steppenreitern, bestehend, war bis in die Rheinpfalz vorgedrungen und sollte nun bei der Heimkehr durch Niederschlesien nach Polen ziehen. Der Bischof von Breslau gab zwar dem Zuge einige schlesische Adelige als Führer mit, die das Land vor den wilden Kriegern schützen sollten. Diese aber erhielten keinen Sold und suchten sich daher durch Raub und Plünderung zu ernähren, ohne sich um die schlesischen Führer zu kümmern. In der Gegend von Schömberg standen die Kosaken bereit, um, wie man hörte, über Schmiedeberg ins schlesische Land zu kommen. Diese Kunde hatte den Bewohnern des Städtchens großen Schrecken eingejagt.

Da ritt der Verwalter der Herrschaften Kynast und Greiffenstein, Herr Jeremias Gottwaldt nach Schömberg und verhandelte mit den schlesischen Landesvertretern, sie möchten die Kosaken auf dem kürzesten Wege nach Glogau führen. Schon waren in der Nachbarschaft von den Feinden große Grausamkeiten verübt worden, und Flüchtlinge hatten auch in Schmiedeberg davon erzählt. Viele Einwohner machten sich zur Flucht bereit, nahmen die notwendigsten Habseligkeiten mit und versteckten Wertsachen an geheimen Orten. Vor dem Pfarrhof hielt ein Wagen mit Flüchtigen, die sich in die feste Stadt Hirschberg retten wollten. Auch die Familie des Pastors Werner sollte mit fortgenommen werden. Im Wohnzimmer standen die Gattin und die Kinder des Pastors zur Abfahrt gerüstet. Verschiedene Reisebündel lagen bereit. „Lieber George“, bat die Frau mit ängstlichen Mienen, „komm doch mit; sie werden dich grausam quälen und töten!“ „Wie kann ich so leichthin mein Amt verlassen!“ rief ernst der Gatte. „Ein Mietling bin ich nicht, der die Schofe verläßt, wenn der Wolf kommt.“ Da hoben sich die zarten Kinderhände bittend zum Vater auf. „Komm doch mit uns, lieber Vater!“ klang es weinend. Doch er blieb fest: „Kinder, quält nicht, der Herrgott verlangt, daß ich aushalte. Ich komme nach, wenn es schlimm wird.“ Schluchzend nahmen Mutter und Kinder Abschied von dem ernsten Manne und bestiegen mit ihren Bündeln den Reisewagen. „Gott behüte dich!“ klang es ihm na, als er rasch ins Haus zurückkehrte.

Nun war er allein im Hause. Eine Magd versah ihm das Hauswesen. Am Abend meldete ihm ein Nachbar: „Der Herr Gottwaldt ist zurückgekehrt aus Schömberg. Er konnte die Feinde nicht ablenken; man führt sie durch unser Tal!“ Der Pastor erschrak, ließ es sich aber nicht merken; denn er hätte es nicht für eines Geistlichen würdig gehalten, vor der ersten Not davonzulaufen. „Gott sei Dank, daß Frau und Kinder gesichert sind!“ Schon am Freitag kamen einzelne Feinde und am Sonnabend der Vortrab, 300 Pferde. Sie nahmen überall in den Häusern Quartier, ohne zu fragen, verlangten reichlich Verpflegung und öffneten gewaltsam Kasten und Truhen.

Wer ihnen dabei entgegentrat, wurde geschlagen. Die Feinde schimpften und fluchten greulich und drohten mit furchtbarer Plünderung, wenn das Hauptheer kommen würde. Da verlor noch mancher Mann den Mut und floh in schlechten Kleidern in die Berge. Auch auf den Dörfern der Umgegend standen die Wohnungen vielfach leer. Man hatte Geld, Kleider und Kostbarkeiten versteckt, im Keller vermauert, im Garten vergraben oder in Feld und Wald in Steinhaufen versteckt. Die Hausmagd des Pastors hatte nun auch Furcht und lief davon, um mit den anderen sich in Bush und Steinklüften des Gebirges zu verstecken.

Allein saß Pastor Werner beim trüben Lichtlein, schwer in Gedanken. Da klopft es ans Fenster. Es sind seine Schwiegereltern, die sich um Mitternacht noch durch die Gärten ins Pfarrhaus schlichen mit Angst und Sorge in Herz und Mienen. „Lieber George“, beginnt die Mutter, „was wollt Ihr hier noch, fliehet nach Hirschberg, an Euch werden sich die wilden Gesellen das Mütchen kühlen!“ Und als Werner noch nicht einwilligte, erzählte der Schwiegervater: „Bei unserm Nachbar haben die Söldner erzählt, daß man morgen fünf Mönche zu Euch ins Quartier legen werde, das wären gar saubere Brüder. Sie würden Euch in der Nacht erwürgen, weil Ihr ein Ketzer seid.“ Von solcherlei Greueln hatte der Pastor schon öfter erfahren, und so kam er zur Einsicht, daß es Zeit sei, nun dennoch zu entfliehen. Schon die ganze Nacht waren einzelne und kleine Gesellschaften Flüchtiger nach Hirschberg gewandert. Morgens um 4 Uhr verließ nun außer Pastor Werner sein Haus und floh.

Fünf Tage hausten die Kosaken in Schmiedeberg. Wie die wilden Tiere drangen sie ein in die Häuser und knechteten, ängsteten, quälten oder töteten die Menschen. Schlimm gingen sie mit den wehrlosen, schwachen Frauen und Mädchen um, die sich nicht hatten flüchten können. Eine Menge von Frauen, namentlich Kranke und Wöchnerinnen, wurden in den Häusern des Amtshauptmanns Prätorius und des Merten Keil versteckt, wo der Fürst Radziwill, ein Führer der Kosaken, wohnte. Diese angesehenen Männer wurden von den wilden Horden mit Achtung behandelt. Auf einem elenden Bündel Heu in einem verborgenen Kämmerlein hielten die armen Frauen tapfer ihren Sorgen und Schmerzen stand, voller Angst vor den Rasenden und doch wieder froh, in so sicherem Schutze. Später ist den beiden Hauswirten ein öffentlicher Dank ausgesprochen worden für die an den Frauen erwiesene christliche Liebe.

Die fünf Mönche, die im Pfarrhaus Quartier bekamen, konnten ihr Vorhaben mit dem Pastor zwar nicht ausführen, sie haben aber dafür in der Wohnung wie Räuber gehaust. Alle Schlosser öffneten sie gewaltsam und nahmen weg, was sie fanden. Der entstandene Schaden betrug über 500 Taler Geldeswert. Ueberall in den Häusern erbrachen die Kosaken die Schlosser, öffneten alle Kisten und Kästen und schlugen Gewölbe ein, um versteckte Gelder und Kostbarkeiten zu suchen. Auch in den Gärten und Feldern, in

Wäldern und Steinrücken wurde nach Schätzen gesucht. Mit großen Spürhunden verfolgten die Feinde die geflohenen Menschen, spürten sie auf und töteten und beraubten sie. Viele Frauen führten die Kosaken mit weg. Bis auf den Zimmerberg, die Leuschnerkoppe und die Falkenberge wurden die flüchtigen Bewohner verfolgt. In den Nachbardörfern verübten 'die Teufel ihre Grausamkeiten. In Arnsdorf, Stonsdorf, Seidorf und Berbisdorf erbrachen sie die Kirchen mit Gewalt und beraubten dieselben. Auch in Schmiedeberg wollten die Feinde in die Kirche eindringen; doch konnte der Amtshauptmann das Unheil verhüten, indem er den Fürsten durch Bitten zur Hilfe bewog und den Anführer der Mönche mit Geldspenden gewann. In der Kirche waren viele Wertsachen versteckt, für deren Erhaltung die Schmiedeberger dem Amtshauptmann 200 Taler an Auslagen vergüteten. Als die schlesischen Kommissarien zum Abzuge drängten und schließlich drohten, man würde sonst das um Jauer lagernde Donawische Regiment zu Hilfe rufen, zogen die Kosaken weiter.

Noch ließen sie ihre Wut an den schutzlosen Einwohnern aus, ehe sie gegen Hirschberg weiterzogen. Um Mitternacht des 21. Novembers erschienen sie vor den Toren dieser Stadt. Die Wache drohte den Ankommenden, die dringend Einlaß begehrten, mit tapferer Gegenwehr. Da die Kosaken die starke Befestigung Hirschbergs erkannten und die Stadtmauern voller Verteidiger sahen, zogen sie weiter und verlangten, die Stadt solle ihnen Wein, Fische und Rosse ins Hauptquartier nach Lähn liefern. Hirschberg war voll Menschen; es sollen über 20 000 Leute aus den Dörfern der Umgegend in Hirschberg Zuflucht gefunden haben, so daß oft ein Haus von 100 Menschen bewohnt war. Für diese alle war es eine große Freude, als die Feinde „still und ohne Schaden“ am Schildauer Tore vorüberzogen, den Boberberg hinab auf der Straße über Grunau und Langenau nach Lähn. Auf den Wällen standen die Bewohner Hirschbergs mit ihren flüchtigen Gästen auch aus Schmiedeberg und sahen die Räuber ziehen. Pastor Werner stand unter ihnen und sah, wie die Kosaken weiße Weibermützen auf den Köpfen trugen und allerhand gestohlene Kleider und Sachen offen mit wegführten, Mäntel, Leinwand und anderes. Der eine der Feinde trug die Laute davon, die er im Pfarrhaus zu Schmiedeberg entwendet hatte. 11 000 Mann stark soll das Kosakenheer gewesen sein, das damals durch unsere Gegend zog.

Leichteren Herzens kehrte Pastor Werner mit den Seinen wieder heim, ebenso alle die Flüchtlinge, die sich bei dieser rauen Jahreszeit in den Gebirgswäldern versteckt gehalten hatten. Aber in welcher Verfassung trafen sie ihre Wohnungen an! Alle Türen standen offen, ebenso alle Schränke und Kästen. In Unordnung lagen alle noch ' vorhandenen, weniger wertvollen Gegenstände durcheinander und zeigten sich zerrissen und beschmutzt. Die besseren Sachen waren alle fort. Und was die Feinde zurückgelassen hatten,

das war von „einheimischen Kosaken“, diebischen Nachbarn, gestohlen worden. Das schlimmste übel aber war der: jammervolle Zustand der armen verängsteten Menschen. Überall fanden sich Leichen von Leuten, die schrecklich zu Tode gemartert, und jammervoll Verstümmelte, die durch Angst und Schmerz wahnsinnig geworden oder in entsetzlicher Lage dem Tode nahe aufgefunden worden waren, Viele Menschen waren erschöpft vor Hunger und Entbehrung und krank nach den im Freien zugebrachten falten Nächten. Viele starben an den Folgen der durchlebten Schreckenszeit. Da hatte Pastor Werner viele Gestorbene zu Grabe zu geleiten, viele Kranke und Leidende zu trösten. Zwischen manchen Nachbarn war viel Argwohn, Groll und Feindschaft entstanden, weil sie sich als falsche Freunde erwiesen hatten.

Von den Kriegsleiden der Gemeinde Seiffersdorf.

Wie Schmiedeberg durch seine Lage an dem Paß nach Landeshut so manchen Kriegsleiden ausgesetzt war, so waren Kupferberg und Seiffersdorf zu gleicher Ungunst verdammt, weil dort die bequemen Übergänge in das Hirschberger Tal sich befinden. Was Seiffersdorf durch seine Lage an einer Paßstraße im Dreißigjährigen Kriege zu leiden hatte, das hat ein dortiger Einwohner, Jeremias Ullmann, wahrscheinlich ein Wirtschaftsbeamter auf dem Rittergut, in seinem Tagebuch aus ‘den Jahren 1625 – 54 verzeichnet, dem die folgenden Ereignisse aus den Jahren 1633 und 34 entnommen: sind. 1633, den 28. Februar, gingen neun Kompagnien kurfürstlich sächsischer Reiter durch Seiffersdorf und bezogen Quartier in Hirschberg. Es folgte das Löfersche Regiment, bestehend aus zwölf Kompagnien zu Fuß. „Damals ward S. so ausgeheeret, daß den meisten Wirten nicht ein Bissen Brot übrig geblieben.“ Den 31. März kam das Löfersche Reg. zurück, um nach Schweidnitz zu gehen, erhielt aber unterwegs anderen Marschbefehl und wollte allhier logieren. Daß dies nicht erfolgte, mußte man dem Oberssten 60 Taler geben. Am 18. April kam das Regiment nun wirklich durch das Dorf, wobei man durch Zahlung von 40 Talern eine Einquartierung verhinderte. „Am 10. und 11. Juli plünderten Kursachsen Seiffersdorf und die umliegenden Orte rein aus, und die Leute mußten sich vor diesen üblen Gästen durch die Flucht retten. Darauf kam der Obrist Sparr mit vielem Volk und plünderte um Hirschberg alles aus. Endlich wurden kaiserliche Schutzgarden an die Ortschaften verteilt, und man mußte etliche Wochen viel nach Fürstenstein liefern, wiewohl sich das Volk fast ganz zerstreut und verlaufen hatte. Vom August bis Michaelis waren Kroaten im Quartier, und im November hatte Seiffersdorf die Colloredische Einquartierung in Fischbach mit zu versorgen.

1634, am 12. Januar, rückten Colloredos Truppen auf 18 Wochen nach Seiffersdorf ins Quartier. Von den Wirten, deren Häuser

der Leutnant nicht mit Reitern belegen wollte, mußten jede Woche außer allem anderen 60 Taler gezahlt werden, also in den 18 Wochen 1080 Taler. Nach dem Abzug dieser Gäste kam abermals ein großes Plündern und Rauben im Mai, daß man sich in die Städte und Büsche retten mußte. Die Kaiserlichen legten sich nun ins Bolkenhainische und Landeshuter Weichbild und kamen von da her plündern. Dabei brannten sie Hirschberg aus, weil es die Plünderung nicht zulassen wollte. Am 23. Juli brannte eine Partei 11 Wohnungen in Seiffersdorf nieder. Nachher quartierten zwei Regimenter Kosaken hier und hieben das Sommergetreide zumeist als Pferdefutter ab. Den 1. August zogen die Seiffersdorfer aus den Büschen wieder nach Hause. Weil sie aber so viel gefroren und so übel gegessen, getrunken und gelagert hatten, starben viele an der Ruhr, wozu sich hernach noch die Pestilenz gesellte, die bis in den Winter anhielt.

1635 im März marschierten Dragoner durch Seiffersdorf nach Kupferberg. Den 22. März lag ein Leutnant mit etlichen Reitern in Ketschdorf, dem Seiffersdorf nur an Geld 28 Taler geben mußte. Am 15. April fiel gegen Abend eine starke Partei Uhlefeldscher Reiter ein. 1636, den 25. Mai, zogen etliche Kompagnien kaiserlichen Fußvolks nach Schmiedeberg, denen man mittags hier Essen geben mußte. Am 27. Mai quartierten sich eine ziemliche Anzahl Offiziere und 70 Reiter hier ein und lagen zwei Tage. Den 9. Und 10. Juni zogen die brandenburgischen Truppen von Kupferberg fort. Die von Schmiedeberg ankommenden Kriegsscharen lagen zu Jannowitz, Waltersdorf und Rohrlach. Den 2. Juli kam der Leutnant, der zu Kupferberg gelegen, mit 35 Musketieren hierher auf Exekution und nahm den Leuten Pferde und Kühe aus dem Stalle, weil ihm der Kriegskommissar die schuldigen Portionen Gelder nicht entrichtet hatte. Denselben Tag zog ein Teil vom Lioni-schen Regiment, den 4. Juli das Winzische Regiment hier durch, auch kamen aus den Quartieren von Herischdorf und Cunnersdorf zwei Kompagnien Li-onische, denen man 8 Taler geben mußte, damit sie nicht Quartier nahmen. Den 12. Juli plünderte ein durchmarschierendes Regiment den Ort rein aus. Den 23. Juli ging der Marsch des brandenburgischen Kriegsvolks erst recht los, so daß sich jeder durch die Flucht retten mußte. Das hörte erst am 31. Juli auf, daß die Flüchtlinge wieder heimkehren konnten. Den 17. No-vember mußten die Seiffersdorfer vor einer großen Anzahl Polen flüchten, die von Zittau nach Kupferberg kamen, und konnten am 21. November erst wieder heim, wo sie alles ausgeplündert fanden.

Das Elend der Seiffersdorfer war hiermit nicht beendet; doch brechen wir die Schilderungen des Ullmannschen Tagebuchs hier ab. Jeder Leser wird begreifen können, in welcher Verfassung das arme Dörflein samt seinen Bewohnern sich damals befand. Gott behüte das liebe Vaterland fernerhin vor solchem Elend!

Der Brand von Hirschberg im Jahre 1634.

Im Jahre 1634 belegte der General Colloredo das Weichbild Hirschbergs mit seinem Corps, zu dessen Verpflegung die Stadt 18 000 Taler in wöchentlichen Raten zahlen mußte, um von Einquartierung frei zu bleiben. In dieser Zeit war die Not in Stadt und Land groß. Der schlimmste Tag war der 19. Juli.

Auf drei verschiedenen Straßen nahten der Stadt am Morgen etwa 2000 Mann, die rauben und plündern wollten. In einer Landwirtschaft vor der Stadtmauer standen sechs mit Getreide beladene und schon bespannte Wagen im Hofe. Sie sollten eben in die Stadt gebracht werden. Die Räuber nahmen diese Gespanne samt dem Getreide sofort weg und erschienen dann vor den Toren und forderten Einlaß, den man verweigerte. Nun trugen sie Leitern an das Langgassentor, um es zu ersteigen. Da begab sich ein Trompeter von der Sicherheitswache, die Colloredo in der Stadt gelassen hatte, zu den Angreifern und warnte sie vor Gewalttätigkeiten; es würde ihnen übel ergehen, wenn sie die Stadt schädigten, die unter des Generals Schutze stände. Doch die Angreifer wollten dem Trompeter zu Leibe, der sich eiligst wieder in die Stadt flüchten mußte.

Dort angekommen, ermahnte er die Bürger, die Stadt tapfer zu verteidigen; er aber wollte nach Landeshut reiten, um von dort Hilfe zu holen. Die Räuber feuerten auf die Torwache, der aber das Schießen vom Magistrat verboten worden war. Da brannten die Angreifer ein Vorwerk an, eine vor der Mauer gelegene bürgerliche Landwirtschaft. Nun gebot der Rat, auf die Mordbrenner zu schießen, die sich aber hinter den Gebäuden verbargen. Jetzt zündeten die Feinde noch andere Gebäude vor dem Burg- und Schildauer Tor an und auch das Hospital. Sie schossen mit Brandkugeln in die Stadt, und der Wind führte Flugfeuer aus den brennenden Gebäuden hinein, so daß es nun innerhalb der Mauern zu brennen anfing.

Der Wind erhob sich und verbreitete rasch das Feuer durch die ganze Stadt, das in dem vielen Holzwerk der Häuser und den Schindel- und Strohdächern so reichlich Nahrung fand, daß bald die Stadt über und über in Flammen stand. Die Hitze war entsetzlich. Die Menschen verließen die Häuser und flüchteten auf den Markt oder in den Schuß der Gewölbe und Keller. Dabei war die Stadt wieder voller Flüchtlinge von allen Seiten her. Jammervoll erklang das Schreien, Weinen und Beten von groß und klein. Die Löschhilfe war gegen das rasende Feuer, das überhandnahm, zu schwach. Etliche Menschen, darunter eine adelige Frau, stürzten sich voller Verzweiflung von der Mauer herab in den Stadtgraben. Einige verunglückten dabei, andere wurden von den Angreifern gefangen genommen und mußten sich durch hohe Geldsummen freikaufen oder wurden mit weggeführt. Der Pfarrer Kretschmar hatte in seinem Hause eine Menge jammernder Leute versammelt und betete

inbrünstig mit ihnen. Man fand die Leichen dieser Menschen später im Schutt des niedergebrannten Hauses und den Pfarrer mit dem Gebetbuch.

Drei Stunden hatte das Feuer gewütet; da lag die Stadt in Asche. Alle Türme waren eingestürzt und die Glocken geschmolzen, Das Gewölbe der Stadtpfarrkirche hatte ausgehalten, und so war deren Inneres verschont geblieben. Aber die Marien-, die Heilige-Geist- und die Annenkirche waren zerstört. Auch das Rathaus war völlig verbrannt und mit ihm die wertvollen Privilegien und Schriften und die Ratsakten. 341 Häuser, 4 Vorwerke samt 51 Scheunen in den Vorstädten, die Obermühle, drei Hospitäler, die Schulen und die Malz- und Brauhäuser lagen in Asche. 36 Menschen und 2000 Stück Vieh waren in den Flammen umgekommen. Die Leute wohnten nun meist in den Kellern. Da die Marketender viel Lebensmittel weggeführt hatten und andere in Menge verbrannt waren, lebten die Leute tagelang fast nur von Wasser und behelfen sich mit ungewöhnlicher Speise.

In diesem Jammer forderten die Mordbrenner Einlaß in die Stadt und drohten, sie würden sonst stürmen und viele Einwohner hinrichten. Doch der Rat blieb fest und erklärte, man werde sich bis auf den letzten Mann verteidigen. Der Bürgermeister fragte, auf wessen Geheiß kaiserliche Truppen eine königliche Stadt so zurichten. Ferner erklärte er, daß ihm General Colloredo befohlen habe, keine Soldaten in die Stadt aufzunehmen und daß die Sicherheitswache bereits Hilfe herbeiführe. Da wurden die Bedränger zaghaft und zogen ab.

Eine Stunde darnach kam die erbetene Hilfe, doch leider zu spät. Es wurden nur 15 Mordbrenner eingefangen, die den Tod durch den Strang fanden. – Erst im Jahre 1635 konnte man langsam den Aufbau der Stadt beginnen. Nur Kirche, Schule und Pfarrwohnung wurden zunächst vollendet. Doch dabei gingen die Kriegslasten weiter. Wöchentlich mußte die Stadt 350 Taler an die Besatzung das Kynasts liefern.

Freiherr Hans Ulrich von Schaffgotsch.

An die Burg Kynast knüpft sich die Sage vom Wolf und vom Lamm. Diese hat das Andenken an einen Mann aus dem Geschlecht der Schaffgotsche im Volk erhalten, den “ein unglückliches Schicksal, das gleichzeitig unserer Heimat schwere Zeiten brachte, in einen unverdienten, jähren Tod riß. Der Eindruck, den uns die Sage von dem Freiherrn Hans Ulrich von Schaffgotsch bewahrte, ist derselbe, den auch’ seine traurige Lebensgeschichte hervorruft!”

Im Jahre 1601 wurde ihm als einem sechsjährigen Knaben das scheinbar große, aber doch zweifelhafte Glück zuteil, einer der reichsten und größten Grundherren Schlesiens zu werden. Durch den Tod des Vaters, Christoph Schoff II., kam er in den Besitz der Herrschaften im Riesen- und Jsergebirge,

und von einem Vetter Adam Schoff erbte er die Güter Trachenberg und Prausnitz. Er war lutherisch erzogen, studierte in Tübingen und Leipzig und sammelte weitere Erfahrungen auf seinen Reisen durch Tirol und Italien, wo er unter anderen Städten Venedig, Rom, Neapel, Genua und Mailand besuchte. Auch Nimes, Madrid, Paris und London sah er und kehrte im Jahre 1614 über Holland in die Heimat zurück. Während seiner Unmündigkeit verwalteten seine Mutter und nach deren zweiter Verheiratung der Stiefvater, Johann Georg von Hohenzollern, die Güter. 1614 empfing er die Huldigung seiner Erbuntertanen aus den Städten und Dörfern seiner Gebirgsgüter zu Kemnitz und leistete 1617 dem Kaiser den Treueid für Trachenberg auf dem Breslauer Fürstentage. 1620 vermählte er sich mit Barbara Agnes, einer Piastin aus dem Fürstenhause von Liegnitz und Brieg, die ihm 1631 schon der Tod entriß. Eine Tochter und vier Söhne waren aus der Ehe hervorgegangen.

Das niedergebrannte Schloß Alt-Kemnitz baute der junge Erbherr schöner wieder auf. Besonders sorgte er für das Aufblühen der Stadt Greiffenberg, indem er ihr zwei Jahrmärkte erwirkte und den Leinenhandel förderte. Bei einer Teuerung im Jahre 1617 versorgte er die Armen, indem er wöchentlich zweimal auf dem Greiffenstein Brot verteilen ließ. Auch für das Glasgewerbe im Zackental soll er fördernd eingetreten sein durch Einführung von Neuerungen, die er in Italien kennen gelernt hatte. Im Dreißigjährigen Kriege war Hans Ulrich Führer von Truppen, die er im Dienst der schlesischen Stände und später im Dienste des Kaisers sammelte.

Sein Verhängnis war Wallenstein, der Feldherr des Kaisers. Als dieser 1633 nach Schlesien kam, zog er den rührigen schlesischen Kriegsführer näher an sich. Mit ihm erfocht Wallenstein den Sieg über die Schweden bei Köben, und Schaffgotsch wurde General. Trotzdem er Protestant war, bedrängte er seine Schwäger, die Herzöge von Liegnitz und Brieg, Wallenstein zu Liebe und verfeindete sich mit ihnen. So löste er sich mehr und mehr von den schlesischen Fürsten und kam ganz unter den übermächtigen Einfluß des gewaltigen Mannes, der vom Kaiser nicht nur die Vollmachten eines Feldherrn, sondern fürstliche Rechte bekommen hatte.

Die Pläne Kaiser Ferdinands II. gingen dahin, die Rechte der schlesischen Stände zu beschneiden und an die Stelle der protestantischen Mitglieder des Fürstentages Katholiken zu setzen, die ihm genehmer waren. Es ist nicht zu leugnen, daß namentlich unter den Generälen Wallensteins Männer waren, die darnach trachteten, den Oberfeldherrn beim Kaiser zu verdächtigen, dann zu stürzen und sich selbst in den Besitz seiner einflußreichen Stellung zu setzen. Diese und andere gingen auch mit dem Plane um, den als Protestant unbequemen. Freiherrn von Schaffgotsch beim Kaiser in Ungnade zu bringen, wodurch sie dann selbst in den Genuß von dessen reichen

schlesischen Besitzungen zu kommen glaubten. Leider fand sich bald für solche Pläne günstige Gelegenheit.

Wallenstein erkannte, wie man ihm beim Kaiser das Grab zu graben versuchte. Das Kriegsglück war ihm nicht immer hold. Um zu einem Ziel zu kommen, verhandelte er selbst insgeheim mit den Schweden. Seine Generale berief er alle nach Pilsen in Böhmen und ließ sie bei einem Gelage ein Schriftstück unterzeichnen, in dem sie dem Obergeneral Treue versprachen. Auch Hans Ulrich hatte seine Unterschrift gegeben. Außerdem hatte der Freiherr in einer Denkschrift verschiedene Punkte über schlesische Verhältnisse niedergesetzt, aus denen der Kaiser feindselige Absichten herauslas. Da wurde Wallenstein plötzlich am 25. Februar 1634 auf Befehl des Kaisers zu Eger in Böhmen ermordet.

Schaffgotsch hatte in Schlesien nichts gegen den Kaiser unternommen, hatte auch den Pilsener Vertrag den schlesischen Heerführern nicht zur Unterschrift vorgelegt, doch wurde er von Wien aus mißtrauisch beobachtet und von Colloredo überwacht. In Ohlau, wo Hans Ulrich sich befand, wurde er am Tage vor Wallensteins Ermordung auf kaiserlichen Befehl durch Colloredos Abgesandten verhaftet und in Glatz gefangen gesetzt. In Wien wurde er dreimal verhört; aber man war mit seinem Geständnis nicht befriedigt. Im Februar 1635 brachte man ihn mit anderen Angeklagten nach Regensburg vor das Kriegsgericht, dessen Vorsitzender der Freiherr Johann von Götz war. Man klagte Schaffgotsch an, er habe an einer Verschwörung gegen den Kaiser teilgenommen.

Sogar die Folter wandte man gegen den Freiherrn an. Am 4. Juni nachts 10 Uhr führte man ihn im Rathaus zu Regensburg in die Folterkammer, wo man Verbrecher unter fürchterlichen Qualen zum Geständnis zwang. Die Folterknechte banden dem Freiherrn mit starken Leinen die Beine zusammen und ebenso die auf dem Rücken zusammengelegten Arme. An die Füße band man ihm Steine von zwei Zentnern. Ein starker Eisenhaken wurde ihm unter den Armen durchgesteckt und an einer Leine befestigt, die mit einem Winderade hochgezogen werden konnte, so daß der Gefolterte frei herabhing und durch die zentnerschweren Steine gewaltsam ausgerekkt wurde. Während man den armen Freiherrn hochzog und peinigte, mußte er auf verschiedene Fragen, die ihn beschuldigten, Antwort geben. Auf diese Weise wollte man ihn zwingen, Untaten zu gestehen, die er nicht begangen hatte. Drei Stunden dauerte die Folter, und doch brachten die Henker nicht die erwünschte Aussage heraus, trotzdem der Gefolterte in seiner Pein mehr bejaht hatte, als der Wahrheit entsprach. Als man ihn dann wieder auf sein Zimmer brachte, rief er seinem getreuen Leibdiener Konstantin von Wegerer zu: „Sieh, wie die henkermäßigen Schelme mich armen Wurm für meine dem Kaiser treu geleisteten Dienste zugerichtet haben!“ Fast drei Wochen konnte er seine verrenkten Arme nicht brauchen und mußte sich wie ein

kleines Kind speisen und tränken lassen.

Er sollte unter allen Angeklagten allein den Tod erleiden. Das Kriegsgericht hatte schon am 31. März das Urteil gesprochen; doch hatten es die Räte am Kaiserhof als schlecht begründet und des Kaisers Würde schädigend hingestellt. Als auch die Folter keine schwerer wiegenden Gründe zur Rechtfertigung der Todesstrafe herausbrachte, stellte man die vom Freiherrn auf Wallensteins Befehl verfaßte Denkschrift als vollen Schuldbeweis hin. Nachdem man ihm das Todesurteil bekannt gegeben hatte, schrieb er Abschiedsbriefe an seine Kinder und Freunde, nahm das Heilige Sakrament und bereitete sich wie ein ernster Christ und mutiger Mann auf den Tod vor. Am Morgen seiner Hinrichtung, dem 23. Juli 1635, wurde der Freiherr, begleitet von seinem getreuen Konstantin, in einem Wagen nach dem Richtplatz gebracht, nachdem er den Ratsherren gedankt hatte, daß sie seinem Leibe an der Dreifaltigkeitskirche eine Ruhestätte zugesichert hatten. Die Menge der Zuschauer beweinte ihn laut. Als ihm das Todesurteil vorgelesen worden war, in dem ihm das im ersten Urteil geforderte Abhauen der Schwurhand erlassen wurde, rief er: „Ich bin kein Rebell und sterbe unschuldig als ein treuer Diener des Kaisers. Diejenigen aber, die an meinem Tode Ursach, absonderlich Dich, Götz, will ich an jenem Tage der Auferstehung vor das Jüngste Gericht zitiert haben!“ Unter Trommelschlag bestieg der Dulder das Blutgerüst und kniete nieder zum Gebet. Wegerer bereitete ihn zum Empfang des Schwertstreichs vor. Nun trat der Scharfrichter hervor und tat sein Werk. Ein Blutstrahl schoß auf, und Wegerer nahm das abgeschlagene Haupt auf, küßte und verhüllte es. Ein Vaterunser betete er noch an der Leiche seines Herrn, und dann legte er sie mit Hilfe anderer Diener in den Sarg, der am Abend des nächsten Tages unter Fackelschein mit Gesang und Teilnahme der Geistlichkeit und eines großen Trauergesanges auf dem Kirchhofe bestattet wurde.

Ein Zeitgenosse des so hart behandelten Freiherrn sagte: „Wenn ich des Schaffgotsch Vermögen und Güter gehabt, so stünde mein Haupt nicht mehr auf dem Rumpfe; da ich aber nur ein armer Kavalier bin, hat man mich mit dem Kopf laufen lassen.“ Schon am 11. März, ehe noch ein Urteil über das Vergehen des Freiherrn feststand, nahm eine vom Kaiser angeordnete Kommission seine Güter in Besitz. Die Herrschaft Kynast erhielt eine von der Umgegend zu erhaltende Besatzung von vier Kompanien zu Fuß. Auf die Burg Kynast legte man 42 Mann Garnison. Am 12. März mußten die Untertanen der Herrschaft Kynast und Giersdorf für den Kaiser den Eid leisten. Am 13. geschah das auch in Schmiedeberg. Graf Stahremberg und zwei schlesische Kammerräte vollzogen die Handlung. Eine Kommission unter von Knobelsdorf stellte ein Verzeichnis des gesamten Besitzes des Freiherrn auf. Am 14. März erfolgte die Versiegelung auf dem Kynast. Colloredo

behandelte die Burg wie sein Eigentum und ließ sich im Mai und Juni nicht nur allerhand Kriegsmaterial, sondern auch vielerlei Sachen für seinen persönlichen Bedarf vom Kynast in sein Hauptquartier führen. Viele Truhen und Kisten voller Wertsachen und Ausstattungsgegenstände wurden nach Glatz geführt. Sogar Ferdinand III., des Kaisers Sohn, ließ sich zwei schwere goldene Ketten persönlich schicken. Die Herrschaft Schmiedeberg verkaufte der Kaiser 1639 an den Grafen Tschernin, Trachenberg 1641 an Melchior von Hatzfeld, und Kemnitz kaufte Graf Palfy.

Diese empörende Behandlung des Eigentums erfuhren auch die Kinder des Freiherrn, die zunächst unter dem Schutze der Tante Anna Ursula in Kemnitz waren. Überall auf den väterlichen Gütern waren sie unbequem und wurden endlich nach Olmütz gebracht in katholische Erziehung. Durch den Herzog Rudolf von Liegnitz richteten die Kinder Bittgesuche an den Kaiser, daß ihnen die Herrschaften Schmiedeberg, Kynast und Greiffenstein verbleiben möchten. Nachdem der Uebertritt der Kinder des gerichteten Freiherrn zum katholischen Glauben im Jahre 1636 vollendet war, setzte ihnen der Kaiser einen Vormund und bewilligte ihnen 260 000 rheinische Gulden aus den Einkünften der väterlichen Güter und die Herrschaft Greiffenstein für den Preis von 46 000 Gulden; 1649 endlich erhielt der inzwischen großjährig gewordene älteste Sohn Christoph Leopold auch die Herrschaft; Kynast zurück.

Die Belagerung und Zerstörung Hirschbergs im Jahre 1640.

Die Leiden des Krieges hatten sich seit dem Tode des Freiherrn von Schaffgotsch in unserer Heimat schrecklich vermehrt. Zwar begann die Stadt Hirschberg sich nach dem Brände von 1634 langsam und mühselig zu erholen. Die Häuser waren teilweise wieder aufgebaut worden. Trotz der immer höher steigenden Kriegsnot hielten die Bürger fest an ihrer Vaterstadt. Hatten sich früher die Schmiedeberger und die Bewohner anderer Orte nach Hirschberg geflüchtet, so geschah nun bald das Umgekehrte. Hirschberger Kaufleute und Handwerker zogen nach Schmiedeberg oder in abgelegene Dorfschaften, um den häufigen Belästigungen zu entgehen, denen die Stadt Hirschberg um 1640 ausgesetzt war. Der schwedische Feldherr Stahlhantsch stand mit seinem Heere in Niederschlesien und suchte die evangelischen Bewohner für sich zu gewinnen, indem er ihnen Befreiung von der religiösen Bedrückung versprach und auch verschaffte. Aber die Schweden machten bei ihren Plünderungen keinen Unterschied und behandelten beide Religionsparteien gleich schlecht. Auch fürchteten die Bewohner die Rache der Kaiserlichen, die dann solche Städte und Dorfschaften, die dem Feinde zugetan waren, als Verräter behandelten. So schwankte das Schicksal unserer bedauernswerten Vorfahren immer hin und her; sie waren gleichsam

Spielbälle bald in kaiserlichen, bald in schwedischen Händen. Im Jahre 1640 wurde nun Hirschberg einer regelrechten Belagerung unterworfen, um es den Schweden zu entreißen. General Golz hatte schon im Juli die Stadt acht Tage lang eingeschlossen, war aber durch das Herannahen der Schweden bis Löwenberg vertrieben worden. Doch begann die höchste Not der Stadt erst im Herbst des Jahres.

Es war am 5. September, in der 10. Morgenstunde, als der Türmer der Stadt das Nahen eines kaiserlichen Heeres meldete. Die Bürger erschraken, als sie die Kunde erhielten. Der Führer der wenige hundert Mann starken schwedischen Besatzung hatte den Rat zusammenrufen lassen. Der mutige und umsichtige Bürgermeister erklärte die drohende Gefahr, daß der Kaiser mit Ernst die Stadt in die Hand zu bekommen versuche, und daß die Kaiserlichen, wenn sie Herren der Stadt würden, den Uebergang derselben an die Schweden furchtbar rächen würden. Sodann rief der schwedische Oberst Tschirnhaus, der die Stadt verteidigte: „Der General Golz liegt mit 18 000 Mann auf den Straupitzer Feldern. Wir sind etwa 200 Schweden hier. Wenn die Bürgerschaft das Ihre nicht tun würde, wären wir bald verloren. Es ist ein Kampf auf Leben und Tod! Haltet ritterlich stand, ihr Herren!“ Die bewegte Ratsversammlung beschloß, tapfer das Möglichste zu tun. Im schlimmsten“ Falle würde ja der schwedische General neue Kräfte heranführen. Gesagt, getan! Hirschberg hielt sich tapfer.

Die Feinde warfen eiligst vor der Stadt Schanzen auf, um aus diesen auf die Stadt zu schießen. Auf den Feldern von Straupitz, bei der Marienkirche und am „Samuel Opitz“ erstanden die Erdwälle der Kaiserlichen. Die Beschießung der Stadt begann, und General Golz forderte zur Uebergabe auf. Tschirnhaus wies das Verlangen energisch ab. Da wurde die Beschießung immer ärger. Täglich und ständig drohte den Bürgern Tod und Verderben. Von der Schanze am Hirtenhaus, die dem Schildauer Tor nahe lag, schoß man 136 schwere Geschützkugeln nach und nach gegen einen bestimmten Teil der Mauer am Schildauer Tor. Eine Bresche, eine große Mauerlücke, entstand. Kalk und Steine flogen mit den Kugeln um die Wette. Durch solche Lücken konnte der Feind in die Stadt dringen. Aber jung und alt, Mann und Weib achteten der Gefahr nicht, und schafften Baumaterial heran, um schnell die Lücke wieder zu schließen. Auch von einer Schanze bei der Obermühle schoß man auf die Stadt und beschädigte die Mauerkrone stark. Ein Seidenhändler namens Krause erschoß sich aus Verzweiflung: in diesem schrecklichen Ringen, und sein Leib wurde nach damaliger roher Sitte über die Stadtmauer hinausgeworfen. Schon waren die Feinde draußen zum Sturm angetreten, als: sie die Mauerlücke sahen; doch ließ Golz vom Sturm noch ab, als Tschirnhaus seine abermalige Aufforderung zur Uebergabe so trotzig beantwortete. Hätte General Golz gewußt wie schwach die schwedische Besatzung in der Stadt war, so hätte er den Sturm gewiß gewagt.

Am 11. September sahen die Belagerten, wie die Feinde ihre entfernten Schanzen räumten und eifrig näher an der Stadt neue Erdwälle aufwarfen, so von der Gegend des heutigen Bahnhofes, am Kuhberge, bis zum „Samuel Opitz“, auf dem das feindliche Hauptquartier war. Jetzt grub man auch Laufgräben nach der Stadtmauer zu, in denen die Feinde, geschützt vor den Kugeln der Verteidiger, an die Mauer herankommen konnten. Besonders an der Nord- und an der Westseite der Stadt, von der Obermühle bis zum Hospital, entstanden schnell viele solche Laufgräben.

Etliche Häuser, das Hospital und die Obermühle, wurden mit Feldschanzen umgeben. Von da aus grub der Feind unterirdische Gänge nach der Stadtmauer zu, um Pulver unter diese zu bringen und die Mauer in die Luft zu sprengen. Unterdessen versuchte man, die Aufmerksamkeit der Städter auf andere Schanzarbeiten am Zacken und auf dem Sande zu lenken, die mit großem Lärm betrieben wurden, während man in der Nähe der Stadt ganz still und möglichst ohne Aufsehen schanzte. Die Verteidiger machten Ausfälle aus der Stadt und zerstörten einige feindliche Arbeiten. Doch nützte das wenig, weil die Feinde eine Unmenge Arbeiter aus der Umgegend beschäftigten.

Am 20. September, während der Betstunde, sprengten die Feinde in der Nähe des Burgtores durch eine Mine ein großes Stück der Stadtmauer und wollten sofort mit 1000 Mann stürmen. Schon rief ein Offizier der Eindringenden: „Bursche, gewonnen!“; doch trieb ein Leutnant der Besatzung mit wenigen Stadtsoldaten die Feinde hinaus und machte Gefangene und Beute. Ein Gefangener erzählte, daß noch mehrere Minen unter der Stadtmauer liegen, jede zu neun Tonnen Pulver; doch konnte man nicht finden, wo sie liegen. Dann wollten die Belagerer durch einen Spion, einen gezwungenen Mann aus Schildau, erkunden lassen, ob Hirschberg noch viel Pulver und Nahrungsmittel habe. Er sollte sich in der Stadt für einen Spion des Generals Stahlhantsch ausgeben, der der Stadt helfen wolle. Doch wurde die Wahrheit verraten, und der Spion erreichte seinen Zweck nicht. Da gruben die Feinde wieder eifrig an den Minen vom Hospitalkeller aus. Dabei drang aber so viel Wasser in den Gang, daß drei Arbeiter ertranken, und so mußte die Fortsetzung des Minenganges unterbleiben. In der Nacht vom 5. zum 6. Oktober ließ Stahlhantsch durch eine Abteilung Schweden die Belagerer der Stadt unversehens überfallen, um bei dieser Gelegenheit eine Menge Pulver in die Stadt zu bringen. Stahlhantsch stand mit dem schwedischen Hauptheer, das zu einem entscheidenden Angriff auf die Kaiserlichen zu schwach war, bei Liebenthal. Das Pulver wurde in den Stadtgraben geworfen, von wo es die Besatzung hereinholte.

General Golz, der inzwischen noch Verstärkung erhalten hatte, setzte die Belagerung mit allem Ernst fort. In der Nacht vom 31. Oktober zum 1. November sprangen am Hirschgraben drei

Minen, von denen zwei den Belagerern entgegenflogen und nur eine hinter der Kirche eine enge Lücke in die Stadtmauer riß. Sofort drangen über dreihundert Feinde in die Stadt und bis auf die Schildauer Straße vor. Die von dem Krach der auffliegenden Minen erschreckten Bürger gingen den Feinden zu Leibe und vermochten sie nach tapferem Kampfe teils gefangen zu nehmen oder zu töten, teils aber hinauszudrängen. Die Lücke wurde streng bewacht und eiligst wieder geschlossen.

Doch war bei all diesen Kämpfen der Bauzustand der Stadtmauer immer elender geworden. Die Aussicht der Belagerer auf besseren Erfolg ihrer wiederholten Sturmversuche wurde immer größer, und die Anzahl der schwedischen Besatzungstruppen und deren Mut verringerten sich immer mehr. In einer Versammlung eröffnete der Kommandant Tschirnhaus der Bürgerschaft die verzweifelte Lage, die eine Uebergabe der Stadt erzwinge. Schon gehorchten die schwedischen Soldaten nicht mehr und fingen an zu plündern. Die Bürger aber baten, die Stadt zu halten bis zur Hilfeleistung durch General Stahlhantsch; denn sie fürchteten vom kaiserlichen Belagerungsheere eine furchtbare Rache. Tschirnhaus hoffte nicht auf starke Hilfe von seinem General, sandte ihm aber schnell einen Eilboten mit der Kunde, daß er die Stadt nur noch wenige Tage halten könne. Nach langem, bangem Warten hörte man am Abend vom schwedischen Lager her drei Kanonenschüsse, das verabredete Zeichen naher Hilfe. Da strömte neuer Mut in die verzagten Herzen der Bürger wie der Soldaten, und man griff mit neuer Kraft die Verteidigung an, trotz der ungeheuren Ermattung nach zwei Monaten Belagerungszeit.

Am 9. November erschienen auf Höhen westlich der Stadt 8000 Schweden mit starkem Geschütz und beschossen die feindlichen Schanzen vor dem Burgtore. Da man die Feinde auch von der Stadt aus angriff, verließen sie bald diese Stadtseite, und General Stahlhantsch konnte nach Freilegung des Burgtores in die Stadt einziehen. Er wurde als Retter begrüßt. Am Sonntag, den 11. November, besuchte der General mit seinen Offizieren den Gottesdienst in der Stadtkirche und kehrte dann beim Bürgermeister ein. Zunächst wurde die schwache Besatzung abgelöst, und eine frische Abteilung Schweden trat an ihre Stelle. Als der General die Hungersnot der Stadt erkannte, ließ er sofort 20 Wagen voll Korn und Mehl hereinführen. Da den Bürgern keine Mühlen mehr zur Verfügung standen, weil sie alle in Feindeshand waren, mußte man die Körner zerquetschen, um sie zu Brot und Mehlspeisen benutzen zu können. Das fehlende Salz wurde durch Schießpulver ersetzt. Nachdem der General die Wälle und Mauern gesehen hatte, erklärte er den Bürgern, daß die Stadt nicht länger verteidigt werden könne, weil die Mauern nicht mehr hielten. Er schlug daher vor, die Bürger möchten die Stadt verlassen und mit ihm davonziehen. Das gab bei den ärmeren Bürgern großes Wehklagen; da ließ der General austrommeln:

„Wer nicht willens ist, in der Stadt zu bleiben, der soll sich binnen drei Stunden im schwedischen Lager einfinden; wer aber Lust hat zu bleiben, dem steht es frei.“ Auf Bitten der Bürger unterblieb die anfänglich geplante Einäscherung der Stadt. Der General wollte nämlich den Kaiserlichen den Aufenthalt darin unmöglich machen; die Bürger ‘aber schmerzte es, ihre Heimatstadt selbst zu zerstören. Dabei konnten sie es aber nicht hindern, daß der schwedische Feldherr alle Türen und Tore sprengen, alle Mauern niederreißen und alle erreichbaren Habseligkeiten, die die Bürger nicht selbst mitnehmen konnten, plündern ließ.

Der 12. November 1640 war der denkwürdige Tag, an dem die Bürger Hirschbergs die liebe, altgewohnte Heimstätte verließen. Ein kalter, trüber Spätherbsttag wär es. Da zog zum Burgtor hinaus eine jammervolle Menschenchar. Durch eine Belagerung von zehn Wochen zermürbt, abgehärmmt, ausgehungert und entkräftet, meist auch in dürftigem, armseligem Gewand, dem Frost preisgegeben voller Schmerzen und mit Tränen im Auge wankten hinaus Greise und Kranke, Männer und Frauen. Auf dem Rücken trugen die Väter und Mütter ihre Kinder oder wenige Habseligkeiten. Andere “führten solche auch auf Karren mit. Einer der Schwachen ritt’ auf einem Pferde und hatte kaum Kraft, sich aufrecht zu erhalten. Schon an der nächsten Anhöhe fiel er tot vom Tiere. Er wurde als Leiche nach Löwenberg gebracht. Hier und in Greiffenberg fanden die Flüchtlinge Aufnahme. 60 Bürger soll das flüchtige Häuflein gezählt haben, und nur 8 Familien, sagt man, blieben in der Stadt zurück, die von den eindringenden, erbitterten Soldaten des Kaisers, des eigenen Landesherrn, grausam gepeinigt wurden. Die Kaiserlichen zerstörten nun vollends, was übrig geblieben war. Von den Armen wurden nun noch Gelder erpreßt. Der Obrist Fritsch soll 30 Wagen voll eiserner Türen, Fensterladen, Gitter, Betten, Tischzeug und allerlei Geräte aus der Stadt wegeföhrt haben. Lange lag die liebe Stadt Hirschberg in Trümmern.

Die Buschhäuser und andere Zufluchtsorte.

„(Was die Großmutter ihren Enkeln von dem bösen Kriege berichtet.)

Lange schon saß die Großmutter, rüstig spinnend, in der Wohnstube; sie hatte trotz ihrer siebzig Jahre das Ausruhen noch nicht gelernt. „Wenn wir werden gestorben sein,“ sagte sie lächelnd schon öfter zu ‘ihren Enkelkindern, „da haben wir viel Zeit zum Ausruhen.“ Neben ihr stand der schön geschnitzte und bemalte Rockenständer mit dem darauf gesteckten Bündel gereinigter, gelber Flachsfasern, die ein bunter Rockenbrief einhüllte und um den das festhaltende“ Band geschlungen war. Mit der einen Hand zupfte sie eine geringe Anzahl Fasern aus dem Flachsbündel und formte daraus mit feuchtem Finger eine runde Wulst, die sie mit der

kreisenden Spindel in der andern Hand zu einem Faden zusammendrehte, der so gleichmäßig dünn, weih und fein war, daß ihn alle Leute bewunderten. Großmutter war eine geübte Spinnerin. Alles war sauber an der alten Frau, auch die frischgemangelte Schürze, die sie heut früh umgebunden hatte, und die Finger, die den Faden formten. „Finger waschen, Kinder!“ rief sie den Kleinen oft zu, ehe sie zur Arbeit antraten. Heut ist es noch früh; die Kinder schlafen noch, die rüstige Hausfrau, die Mutter der Kleinen, geht eifrig der Hausarbeit nach, und Großmutter summt ein Liedchen: Immer sieht man sie heiter, oft singend, wenn auch das Alter oder gar die unvermeidlichen Leiden höherer Lebensjahre drücken. Manch: mal steht die Hausfrau vor der lieben Mutter voller Bewunderung und fragt: „Mutterchen, du singst wie ein jung Ding; Dir sieht man Dein Reiben nicht an!“ Da sagt die Gute: „Leiden währt nicht immer, Ungeduld macht's schlimmer!“ Nur an der Weise, die sie summt, merkt man öfter, ob es frohe oder ernste Stimmungen sind, die sie ausdrückt; einmal singst ein launiges Volkslied, das andere Mal ein ernstes Kirchenlied. Mancherlei Gedanken und Erinnerungen aus einer langen Vergangenheit mögen hinter ihrer weißen Stirn lebendig werden, wenn sie so dasitzt. Sie war einmal in ihrer Jugend hübsch, man sieht es noch an ihren feinen, gebleichten Gesichtszügen. Aber am schönsten ist Großmutter, wenn sie erzählt.

Jetzt aber das kleine Volk gesprungen. Die Schule drückt sie noch nicht sehr. Da wurden wegen häuslicher Verhältnisse viele Ausnahmen erlaubt, und so sammeln sie sich um die liebe Großmutter. der sie alles Liebe antun wollen, alle Wünsche von den Augen absehen und aufs Wort folgen. O, wie schön ist es, wenn Großmutter erzählt. Schon lacht sie lieb den Ankommen den entgegen, haut nach, ob Wäsche und Anzug sauber und in Ordnung, Haare gekämmt, Gesicht und Ohren sauber sind. „Hände hoh!“ kommandiert die straffe Zucht liebende Frau, und drei Paar Hände, sauber und rosig, strecken sich ihr entgegen. Sie klatscht lachend der Kleinsten die Patschhand und sagt: „Nun zur Arbeit, kommt!“ Da wird der Rocken aus der Erde genommen und die Spindel zur Hand. Die Stühle rücken im Kreise um den Sitz der Großmutter. Dabei gibts einen kleinen Streit unter den Mädchen, wer am nächsten bei der Großmutter sitzen darf. „'s ist meine Großmutter!“ ruft die dicke Grete und faßt diese zärtlich um die Hüften. Doch Friedel will nicht einverstanden sein. Da kommt die Mutter ins Zimmer und sagt: „Kinder, Ruhe! Die Großmutter langt für euch alle drei!“ Nun ist Ruhe, und die Spindel kreist. Der zwölfjährige Heiner spinnt schon ganz gut, aber die 10 und 9 Jahre zählenden Mädchen können es noch nicht. Sie werden auf den ernster arbeitenden Bruder hingewiesen. Damit sie nicht kostbaren guten Flachs verderben, spinnen sie ihr knotiges, unregelmäßiges Fädchen aus Resten von Rockenbündeln.

„Großmutter,“ fragt Heiner, „erzählst Du uns heut wieder vom großen Kriege? Bitte!“ „Ach, ja, Großel, bitte, bitte! Da spinnt sich's noch einmal so gut!“ betteln die anderen. Großmutter antwortet freundlich: „Gerne, wenn Ihr fleißig seid!“ Eifrig wird ein festes Versprechen von rascher Kinderzunge gegeben, und die Großmutter räuspert sich und beginnt:

„Als ich ein Mädchen von etwa zwanzig Jahren war, hatte der große Krieg begonnen. Wir waren in Schmiedeberg noch ziemlich ruhig geblieben. Da hieß es: Die Kosaken rücken ein! Wir erschraken des Todes! Viele Leute flohen schon damals in den Busch auf den Ochsenberg, auf die Höhen beim Bergwerk und auf andere Berge. Wir Mädchen und Frauen waren am meisten in Angst, weil wir uns nicht wehren konnten wie die Männer, und wir hatten gehört, wie grausam die Kosaken seien.

Ich konnte aber nicht entfliehen; denn meine Schwester war krank und konnte nicht vom Bett auf. Die Angst im Hause! Schon waren die Häuser in der Oberstadt voll einquartierter Feinde. Da sagten uns die Nachbarn: „Morgen kommen noch mehr und besetzen auch euer Haus!“ In meiner Angst lief ich zum Herrn Pastor und fragte ihn um Rat. „Wart nur, Rosel, Dir muß ich helfen, junges Blut; o, wie würden Dir die Grausamen mitspielen.“ Er lief in das Haus eines vornehmen Bürgers, der hieß Keil. In dem Hause wohnte der Führer der Kosaken, ein Fürst Radziwill. Vor dem mußten die Feinde Achtung haben. Und weil sie in das Haus des Bürgers Keil nicht plündern kamen, flohen viele Frauen und Mädchen dorthin und wurden dort geschützt. Nach einiger Zeit kam Pastor Werner und sagte: „Rosel, wir bringen deine Kranke zu Keils ins Hinterzimmer; dort ist sie sicher, und du kannst sie ungestört pflegen.“ Wir trugen beide zusammen die Schwester hin. In der großen Stube nach dem Garten lagen schon viele Kranke auf Stroh. Auch meine Schwester wurde auf ein Strohbündel gebettet. Wir waren froh, als wir geborgen waren. An Lebensmitteln hatte ich mitgenommen, was ich noch im Hause hatte. Ich schlief auf harter Diele. Wir hörten immerfort das Lärm und Schreien der wüsten Soldaten und die Angstrufe der gequälten Bürger, das Krachen der aufspringenden Türen und Schlösser. Denn die Kosaken zerschlugen alles und raubten Geld, Kleider und andere Dinge. Fünf lange Tage brachten wir zu. Da zogen die Feinde fort, und wir waren gerettet!“ So schloß die Großmutter, und ein Seufzer der Erleichterung drang aus den Herzen der Kinder, die bei ihrer Arbeit gespannt aufgehorcht hatten.

Weiter erzählte die Großmutter: „Eine Tante von mir, die Frau Ullmann aus Seiffersdorf, eure Mutter hat sie auch gekannt, kam einmal im Winter zu uns auf Besuch. Wir wohnten damals schon hier im Baudenwinkel. Die erzählte uns viel vom Bolzenwalde. Als der Wallenstein in den dreißiger Jahren in Schlesien mit seinem Heere stand, da zogen fast alle Tage Soldaten durch Seiffersdorf

und forderten Essen und Trinken und Geld über Geld, und wenn es die Leute im Dorf nicht gutwillig hergaben, wurde es ihnen mit Gewalt genommen. Oft wurde die Plage so schlimm, daß sich die Leute feinen Rat mehr wußten. Da flohen sie alle in den Bolzenwald, der um das Bolzenschloß herum liegt. Da sind viele Felsenhöhlen und Verstecke. Dort blieben die Menschen tagelang verborgen. Manchmal waren es Hunderte. Die schickten in der Nacht Boten heimlich ins Dorf, um zu sehen, ob der Feind noch da war. Wenn das Dorf leer war, zogen die Seiffersdorfer wieder heim. Meistens war ja alles ausgeplündert, wenn sie heimkamen. Da fanden sie oft keinen Bissen Brot mehr im Hause, aber sie hatten doch ein Dach über dem Kopfe. Als die Leute von Seiffersdorf, Jannowitz, Kupferberg und Rudelstadt immer wieder in den Wald fliehen mußten, bauten sie sich Reisighütten, in denen sie auch bei Regenzeiten wohnen konnten. Aber es war ein jämmerliches Dasein, was sie da hatten. Wenn die mitgebrachten Eßvorräte verbraucht waren und die Menschen wochen- und monatelang in den Buschhütten leben mußten, da suchten sie sich Beeren, Wurzeln, Pilze und Kräuter zur Stillung des Hungers. Wenn die Flüchtlinge noch in dünnen Kleidern in Regenzeiten und in den rauhen Herbstnächten die Nächte hindurch froren, da wurden viele schwer krank. Dann waren sie froh, wenn sie wieder heimkamen in die ausgeleerten Häuser. Viele starben an der Pest. Auch die wilden Soldaten, die aus allen Ländern zusammen kamen, brachten solche Krankheiten mit und steckten die Bewohner an, bei denen sie Herberge nahmen. Da sind an manchen Orten viele hundert Menschen gestorben. So geschah es auch in Hirschberg, in Kupferberg, in Fischbach und in Schmiedeberg.“

„Großel, sieh mal meinen Faden!“ unterbrach die Kleinste die Erzählung, und die Großmutter mußte den Faden mit den vielen Knoten, den die kleine Spinnschülerin gedreht hatte, zurecht bringen. Als nun die Sache in Ordnung war, erzählte die Großmutter weiter: „Im Jahre 1634 lagerten viele, viele Leute aus den Dörfern und auch aus Rudelstadt im Bolzenwalde. Es war im Juli. Da wurden etliche krank, und ein Mann starb im Walde. Er hatte gebeten, seine Verwandten möchten ihn nicht im Walde begraben, sondern auf dem Rudelstädter Friedhofe. Als nun das Begräbnis war, hielt der Pastor die Leichenrede im Walde. Erst in der Nacht trug man den Sarg mit der Leiche auf Umwegen heimlich nach Rudelstadt auf den Kirchhof und senkte ihn still in ein Grab, füllte es mit Erde zu und schlich heimlich und traurig wieder davon.“ „Aber, Großmutter,“ sprach da der ernste Heiner dazwischen, „warum bauten sich denn die Leute nicht ordentliche Häuser im Walde wie hier bei uns. Da hätten sie auch einen Kirchhof im Walde haben können und brauchten sich nicht so zu ängsten.“

„Das haben die Leute später auch getan“, setzte die Großmutter ihre Erzählung fort. „Als um das Jahr 1640 die Plage mit den Feinden hier im Gebirge überhandnahm, da bauten sich die Leute

tief im Walde und im Gebirge feste Häuser. Die nannte man „Puschhäuser“. Besonders die vornehmen Leute bauten zuerst fest, und andere nach ihnen. Aber die großen, festen Häuser waren im Walde leichter zu finden, und da sind auch die Schweden manchmal in den Bolzenwald gedrungen und haben sogar solche Waldhäuser geplündert. 1645 hatten die Schweden auch das Bolzenschloß erobert und ausgebrannt. Da war auch die sichere Zeit für die Häuser im Bolzenwalde aus. Die Bewohner der Gegend mußten weiter fliehen. Und doch wohnten in Zeiten großer Not Leute aus mindestens 15 Dörfern um das Bolzenschloß. Viele Adelige bis aus Probsthayn hatten ihre Frauen und Familien auf das Bolzenschloß in Sicherheit gebracht. Das war nun alles zu Ende.“

„Unsere Häuser hier auf dem Ochsenberge haben die Bürger von Schmiedeberg gebaut als Zufluchtsort im Kriege, ebenso das Städtel weiter unten am Grenzwasser, unseren Baudenwinkel hier und die Finkenbauden, die ein Schmiedeberger, namens Finke, anfing zu bauen. Hier sollte auch ein richtiges Dorf und eine Kirche gebaut werden. Der Kirchenplan ist ja noch da.“ „Ja, Großel,“ sagte Grete, „warum habt Ihr denn die Kirche nicht gebaut? Daswär doch fein, wenn wir im Winter nicht nach Schmiedeberg zur Kirche müßten.“ Großmutter erzählte: „Jawohl, mein Kind, das wäre wohl fein; aber zum Kirchbau gehört Geld, und das kann nur eine große Gemeinde aufbringen. Außerdem findet sich kein Mann, der als Richter die Gemeindesachen ausführt, wie es in Schmiedeberg unten ein Bürgermeister tut. Und weil wir doch Protestanten sind, so hat es unsere katholische Herrschaft nicht gern, wenn hier eine evangelische Kirche gebaut würde. Es sind zwar etliche 70 Häuser hier oben, die könnten wohl eine Gemeinde bilden mit ihren hundert Familien; aber der Herr Graf verlangt, daß die Häuser weggerissen werden und daß wir wieder nach Schmiedeberg ziehen.“

„Nun,“ sagte die liebe Großmutter, die da merkte, daß die Kleinen genug getan hatten, „geht ins Freie und spielt im Garten und im Walde. Heut Abend erzähle ich euch noch von einigen Buschdörfern, die die gute Herrschaft in Warmbrunn auf ihrem Gebiet erbauen ließ, und in denen viele arme Flüchtlinge aus Böhmen Schuß und Ruhe fanden, wie die Frau Pluche in Marienthal, die drei Brüder Martin in Kiesewald, die Marksteiner in den Baberhäusern und andere Geängstete in Agnetendorf, Saalberg und anderen Orten.“ Die Kinder stellten ihre Arbeitsgeräte beiseite und verließen die Stube.

George Andreas Schwinghammer, der Erbherr von Hain.

Wo heut an den sonnigen Berghängen auf grünen Matten die Sommerfrische Hain ihre Villen ausbreitet, da lagen vor dreihundert Jahren nur wenige bescheidene Wohnhäuser, in denen Köhlerfamilien lebten. Weiter oben im Walde, wo in üppiger Fülle das Nadelholz wuchs, lag in der Nähe des rauschenden Wässerleins ein

freier Platz. Der kohlengeschwärzte Boden und die von Brandgeruch erfüllte Luft verrieten bald dem, der in die Nähe kam, daß hier Köhler ihre schwere Arbeit verrichteten. Unter den Bäumen stand die Mooshütte mit dem Dach aus Holzknüppeln und mit Erde und Steinen überdeckt. Der ganze Platz darin bot nur Raum für ein Mooslager und wenige Vorräte an Speise und Trank für den Köhler und seine Gehilfen. Auf dem schwarzen Plate vor dem Hüttchen bauten rüstige Hände einen Holzschober von runder, kegelförmiger Gestalt. Das Holz dazu führte ein stämmiger Gehilfe aus dem Walde in der Nähe herbei, dort war es geschlagen und in Haufen zum Trocknen aufgestellt worden. Der ältere Köhler und sein Sohn ordneten den Meiler. Mehrere in der Mitte senkrecht aufgestellte Stangen deuteten den Feuerschacht an, der wie eine Esse den Luftzug regeln sollte. Von seinem unteren Ende führten wie Radspeichen nach dem Kranze leergelassene Kanäle zwischen den aufgeschichteten Holzmassen durch die den gleichen Zweck hatten. So wurden beim Aufschichten überall Luftkanäle durch den Meiler gebildet. Als derselbe schon ziemlich hoch war, wurde eine Leiter zum Aufsteigen angelegt, die der rührige Sohn erstieg, um die Kappe des Meilers in rundlicher Form vollends auszubauen. Dabei mußte Andreas, so hieß der Sohn, behutsam auftreten, um den locker gebauten Meiler nicht zu zerstören, Vater und Sohn bedeckten dann den ganzen Meiler mit schwarzem Kohlenstaube und mit Erde, wobei sie nur die Öffnungen der Windkanäle unbedeckt ließen. Dann führte der Sohn durch den Schacht brennende Holzstücke in die Mitte des Meilers ein, wo kieniges Holz und leicht brennbare Stoffe bald ein starkes Feuer entwickelten, das durch alle Windfugen drang und den Meiler in Rauch hüllte. Dann wurden auch die Windöffnungen größtenteils geschlossen, und der Meiler konnte brennen.

Jetzt begab sich der Vater müde nach Hause, um vom schweren Tagewerk auszuruhen. „Andreas, achte gut auf den Meiler, wenn es die Nacht stürmisch werden sollte, daß mir das Feuer nicht in den Wald kommt!“ ermahnte der Alte, als er Abschied nahm, Andreas reichte dem Vater mit liebevollem Blick die Rechte und sagte: „Gehe mit Ruhe zu Bette, Väterchen; ich werde schon wachen mit dem Christian, mache dir keine Sorge!“ Tag und Nacht mußte nun am Meiler gewacht und geordnet werden, solange er brannte. Wurde das Rauchen des Meilers zu schwach, dann war das ein Zeichen, daß das Feuer nicht genügend Zug hatte und auszugehen drohte. Da wurden mit der langen Schürstange die Zuglöcher geöffnet, daß die Entwicklung des Feuers gefördert werde. Manchmal aber, besonders bei recht starkem Winde, kamen die Flammen durch, zuckten hoch aus dem Meiler und drohten, in die Umgebung überzugreifen. Da mußte man ihn dichter mit Erde eindecken: Dabei war das Hinaussteigen gefahrvoll, weil man leicht in den Meiler einbrechen und sich elend verbrennen konnte. So hatten Andreas und Christian tüchtig zu tun. Damit sie aber nicht vom

Schlaf überrascht wurden, teilten sie sich in die Nachtwache. Einer wachte die erste Nachthälfte, während der andere das Mooslager in der Hütte bezog. Dann wurde gewechselt, damit jeder etwas von der Nachtruhe genießen konnte. Doch mußte der Schlafende immer bereit sein, zur Hilfe zu eilen, wenn der andere ihn anrief.

Andreas übernahm die erste Nachtwache. Den Knecht hatte er in die Hütte geschickt. Der Meiler brannte regelrecht; Andreas legte die Schürstange beiseite und streckte sich ins Gras, um den Anblick des schönen Sternenhimmels zu genießen, doch lag er seitlich so, daß er leicht jede Veränderung am Meiler bemerken mußte. Friedlich zogen Mond und Sterne ihre Bahn, und das Wässerlein murmelte wie im Schlafe. Andreas aber war zum Schlafen nicht aufgelegt. Seinen wachen Geist beschäftigte etwas sehr lebhaft. Gestern waren zwei blitzblanke Reiter an seiner Arbeitsstätte vorbei nach dem Kynast geritten. Der eine war ein guter Bekannter, ein Dorfgenosse, der in den Kriegsdienst getreten war. Seit kurzer Zeit war nämlich der Krieg ausgebrochen zwischen den Anhängern und den Gegnern des Kaiserhauses. Der Freund hatte Andreas gleich erkannt und ihn aufgefordert, mit in den lustigen Krieg zu ziehen. Schöne Pferde und kecke Reiter hatte Andreas schon immer gern gehabt. Und nun war sein Freund so einer, den er beneiden möchte. „Komm mit mir! Du glaubst nicht, wie schön das freie Reiterleben ist!“ so hatte der Freund gerufen und dem Andreas war es, als riefe ihn auch eine innere Stimme.

Diesen ruhigen Abend wollte er nun benutzen, um mit sich allein zu sein und sih> die Sache gründlich zu überlegen. Ja, die Heimat hielt ihn fest mit tausend Ketten, ebenso der liebe alte Vater, dem er eine treue Stütze war, und der ihn so nötig brauchte bei seiner schweren Köhlerei. Wer sollte den Meiler bewachen, wenn der Vater seine Kohle hinabführte ins Tal zum Verkauf? Wer sollte Mutter und Schwester betreuen, wenn der Vater am Meiler sein Handwerk versah? Und der altbekannte Arbeitsplatz in der lieben Natur der freien schönen Heimatberge, wo ihn jeder Baum und Stein als Bekannter grüßte! Und dieser Frieden ringsum trotz des Tobens der Kriegsfurie da draußen in der Welt! Selbst der treue Christian, der in der Hütte schnarchte, als ob er schwer arbeite, er war ja auch ein lieber Genosse. – Und dennoch! Wie konnte es kommen, daß Andreas sich oft hinaussehnte nach ‘Taten. Es war ihm zu eng hier; er fühlte, daß sein reger Geist zu anderem geschaffen sei, als nur am Kohlenmeiler zu wachen. Der brannte auch ohne ihn; der rauchte so friedlich und in Ordnung, als wenn er nie eines Wächters bedurft hätte. Was könnte Andreas draußen alles erleben? Was für Taten würde er vollbringen, und vielleicht könnte er gar ein bedeutender Mann werden! Sein blaues Auge schaute sehnüchsig nach den Sternen, als könnten die ihm Rat geben am Scheideweg. Wähle ich des Vaters Gewerbe im Frieden des Heimattals? Stürze ich mich in das brodelnde Kriegsfeuer? Da

kamen wieder die beiden Reiter vorbei. Der Freund hatte ihn bald erspäht. „Andreas“, rief er, „in acht Tagen ziehen wir weiter; es geht ins Feld! Komm mit mir, ich hole dich ab!“ Nach kurzem Gruß ritt der prächtige Reiter dahin. Das schlug durch bei Andreas. „Ich ziehe mit! Ich werde ein Reiter!“ so rief es in ihm, und er winkte dem Davonreitenden nach und rief: „Ich komme mit in den Krieg; hole mich ab!“ Nickend wandte sich der Reiter um und war bald verschwunden.

So war Andreas Schwinghammer ein Reiter geworden. Schwer zwar wurde der Abschied; aber bald war er fort über alle Berge. Im Heere des Tilly standen die beiden Freunde aus dem Riesengebirge, und manche Schlacht schlugen sie mit, manch heiteres Reiterstücklein erlebten sie. Nicht in Mord und Brand suchten die beiden sich auszutoben, sondern in lustigen Taten. Bald war Andreas als tapferer Kriegsmann geachtet und wurde sogar zum Hauptmann befördert im Heere des Wallenstein. Als gewandter Reiter und höflicher Kavalier wurde er einst mit wichtiger Botschaft an den Fürstenhof nach Ungarn gesandt.

Da sah er eine junge Hofdame bei der Fürstin, die ihm gar sein und lieblich erschien. Ihr Blick war so treu, wie der seiner lieben Schwester. Auch ihr gefiel der schmucke Hauptmann mit den blauen Augen und dem starken blonden Bart. Die beiden jungen Leute lernten sich während des kurzen Aufenthalts am Hofe der Fürstin kennen und lieben. Als Hauptmann Schwinghammer ins Lager Wallensteins zurückreiste, begleitete ihn seine Braut. Schon standen die Verlobten kurz vor der Hochzeit. Da kam es zur Schlacht bei Lützen. Im heißen Kampfe fiel Schwinghammer schwer verwundet zu Boden und ging seiner Reiterschar im Schlachtgetümmel verloren. Er galt als tot. Seine Braut weinte Tag und Nacht und war untröstlich. Er aber lag schwer verletzt auf dem Schlachtfelde. Da kamen Leute am Abend, um die Toten und Verwundeten aufzuheben. Sie mochten darunter einen lieben Verwandten suchen, das Stöhnen des schwer Verletzten zog sie herbei. Sie sahen den hübschen blonden Reiter; er tat ihnen herzlich leid, und sie holten ihn in ein Haus und pflegten ihn. Lange lag er krank; doch endlich wurde er wieder gesund, und seine Wunden heilten. Als er sich bei den guten Leuten herzlich bedankt hatte, zog er dem Lager Wallensteins nach und erfuhr, daß seine Braut aus Verzweiflung über den vermeintlichen Verlust ihres Liebsten ins Kloster gegangen war und das Gelübe als Nonne abgelegt hatte. Das war nun nicht mehr zu ändern; aber ein tiefes Weh brannte dem jungen Manne im Herzen.

Wallenstein zog ihn zu sich, und Schwinghammer tat sich hervor im Kriegswesen. Da traf den Helden ein neues, schweres Schicksal. Sein Gönner, der Feldherr Wallenstein, wurde in Eger in Böhmen ermordet. Nun war für Andreas die Lust am Kriege aus. Zwar wollte man einen solchen tüchtigen Offizier nicht vermissen; doch

alle Versuche, ihn zu halten, schlugen fehl. Er sehnte sich nun nach dem Frieden der Heimat. Da nahm er Abschied, wurde vom Kaiser in den Adelstand erhoben, und mit seinem Heimatsort Hain belohnt, das sein Ritterlehn wurde. Er war nun Grundherr oder Erbherr von Hain, und verlebte sein Alter im Frieden der Heimat. Sein Wohnhaus ist noch heut bekannt. Noch gibt es Käufe, die seinen Namen tragen, und auch sein Schwert soll vor nicht gar langer Zeit noch vorhanden gewesen sein. Doch hat nur die Sage sein trauriges Schicksal vor dem Vergessen bewahrt.

Hans Rischmann, der Prophet des Riesengebirges.

Der Prudelberg bei Stonsdorf, der jetzt auf seinem Gipfel eine granitene Bismarcksäule trägt, ist mit Felsgruppen und riesigen Granitblöcken übersät. Wer am Fuß des Berges steht, empfängt den Eindruck, diese Felsen könnten sich einmal lösen und beim Herabstürzen die untenstehenden Häuser des Dorfes zermalmen: Eine Felsenkluft auf dem Berge heißt die Rischmannshöhle, weil darin zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges der allbekannte Prophet des Riesengebirges, Hans Rischmann, einige seiner Weissagungen gesprochen hat. Noch heute kann man aus dem Munde eines älteren Bewohners unserer Berge den Ausspruch vernehmen: „Das hat der alte Rischmann schon vorhergesagt.“

Diese sagenhafte Person soll 1590 in Lomnitz geboren und dort als Hausbesitzer gelebt, Bleicharbeiter gewesen sein und später auch in Glausnitz gewohnt haben. Nach seinem Tode 1642 soll er auf dem alten Lomnitzer Kirchhofe begraben worden sein. Im Jahre 1630 hat ein Reisender den Propheten auf dem Prudelberge gesehen und gehört und von ihm etwa folgende Schilderung entworfen:

Auf dem Berge hörte man ein eigenständliches Geheul. Jedermann wußte, daß es von Rischmann herröhre, der dort oben weissage, und zahlreich lief das Volk hinauf. In einer Steinkluft lag der Prophet auf dem Rücken mit bleichem Gesicht und aufgetriebenem Leibe, als wenn Maulwürfe oder Schlangen darin wären, die ihm denselben in die Höhe trieben. Nach kurzem Schweigen begann der Geist in Rischmann „mit dessen Munde wie mit einer Trommel eine gute Weile wie zu Felde zu blasen, wozu er schließlich auch noch innerhalb die Pauken zu schlagen anhub.“ Darnach sprach er mit starker Stimme, die man sonst bei ihm nicht wahrgenommen hatte:

„Wahrlich, wahrlich, ich der Geist, so von Anno 1617 aus diesem Menschen geredet, sage Euch, daß jetzt das Jahr angehen wird, was zuvor prophezeit worden, und derowegen der arme, stumme Mensch, aus welchem ich jetzt rede, so zuvor geredet, um Eures Unglaubens willen aber stumm bleiben muß, bis alles geschiehet, nach Erfüllung alles dessen aber wie ein anderer Mensch reden wird; und ob Ihr ihn wohl für ‘einen Zauberer, Schwarzkünstler oder Lügner“ halten wollet, sollt Ihr doch endlich erfahren und mit Eurem Schaden und

Verderben inne werden, wie Gott wegen des Unglaubens strafen wird Es werden auch von allen vier Orten der Welt, als Morgen, Abend, Mittag und Mitternacht, in Deutschland, Ungarn, Polen, Böhmen und Mähren kommen Türken, Tataren, Spanier und Franzosen und andere Völker, die Länder ganz und gar zu verwüsten. Betet, liebe Leute, betet!“ Hierauf habe es wieder im Leibe des Daliegenden angefangen wie zu orgeln. Dann habe er unter Ausruf sinnloser Fremdwörter Bewegungen ausgeführt, die das Fahnen schwenken oder das Abhauen von Köpfen andeuteten. Schließlich stand er auf und ging stumm davon. Alle weiteren Fragen ließ er unbeantwortet, seufzte nur und wies gen Himmel.

Alle seine Weissagungen waren Ausdrücke eines verdüsterten Gemütes; sie deuteten stets auf eine schwere Zukunft. Erscheinungen am Himmel und auf der Erde, wie das geheimnisvolle Stillstehen des Zackens, waren ihm Anzeichen schlimmer Ereignisse. Kriegsschrecken, Religionsdrangsale und Unglücksfälle weissagte er, wie den Brand von Hirschberg, den Einsturz des Rathau sturmes usw. Ansammlungen von Menschen bei Familienfeiern und Begräbnissen boten ihm öfter Anlaß zu seinen Aussprüchen. So verkündete er aus einem offenen Grabe des „Heiligen-Geist-Kirchhofes“, daß die Evangelischen in Hirschberg eine Kirche erhalten würden. An politische Dinge erinnert sein Spruch: „O Polenland, o Polenland, du schwarzes Loch; durch dich kommt alles Unglück heraus. Schlesien, du wirst es mit der Zeit zu genießen haben. Und du, Breslau, wirst brauen ein böses Bitterbier, und du, Schweidnitz und Jauer, wirst müssen die Hefe aussaufen dafür.“

Solcher Unglücksraben hat es im Dreißigjährigen Kriege in Deutschland viele gegeben, die immer noch Schlimmeres in Aussicht stellten. Rischmann ist uns ein Beweis dafür, daß der Dreißigjährige Krieg auch im Hirschberger Tale die Gemüter zur Verzweiflung und in düstere Schwermut geführt hat. Solche Gemüter, wie sie uns auch die wirtschaftlich schwere Zeit nach dem Weltkriege brachte, sind zu bedauern. Auch Rischmann ist eher ein bedauernswerter Mensch als ein Lügner.

Uebrigens sollen seine prophetischen Aussprüche später niedergeschrieben und wahrscheinlich von einem, der Kapital daraus schlug, vermehrt worden sein.

Wie sich in unserer Heimat die Leinenweberei entwickelte.

In der Zunftstube der Weber in Hirschberg ging es lebhaft zu. Die streng förmlichen Handlungen vor offener Lade, die der würdige Zunftmeister geführt hatte, waren beendet. Unter den neu aufgenommenen Meistern befand sich auch ein älterer Mann vom Dorfe. Er hatte einst als junger Sohn eines kleinen Bauern die Weberei in der Stadt erlernt und dann bei einigen Meistern als Geselle gearbeitet. Später war sein Bruder, der das väterliche Gut

übernommen und längere Zeit bewirtschaftet hatte, plötzlich gestorben, und der noch lebende alte Vater hatte von seinem jüngeren Sohne verlangt, nun die Landwirtschaft zu übernehmen. Gehorsam war der junge Weber wieder Landwirt geworden und lange Jahre geblieben, bis ihm die drückende Last der gutsherrlichen Abgaben und Dienste überhand nahm. Er konnte in seinem Erwerbe nicht vorwärts kommen. Da verkaufte er mit Einwilligung der Herrschaft sein Gütchen, kaufte sich los, ließ sich vom Grundherrn seine ehrliche Geburt schriftlich bescheinigen und zog wieder in die Stadt, wo er als freier Handwerker lebte und in die Zunft eingetreten war.

Nun war die Sitzung geschlossen, die Meister hatten die Zeichen der feierlichen Zunfthandlung von sich gelegt und saßen bei Bier und nachbarlichem Gespräch. „Euer Meisterstück, Nachbar Ende“, begann der eine der Prüfungsmeister den neuen anzureden, „ist eine gute Arbeit. Hätte nicht geglaubt, daß ein Dorfweber solches Leinen liefern kann.“ Der Nachbar lächelte geschmeichelt und erzählte: „O, ich habe ja in der Stadt gelernt. übrigens haben wir auch auf dem Dorfe tüchtige Weber, die sich im Winter ihren Hausbedarf für die ganze Familie an sogenanntem Hausmacherleinen herrichten. Fast bei allen Bauern auf dem Lande klappt der Webstuhl und kreist die Spindel, und alles wird von selbstgebautem Flachs bereitet. Jeder Knecht, jede Magd bekommt ein Beet zur Leinsaat, das sie sich am Sonntag selbst bestellen.“ „Und alle die Arbeiten, die wir Weber unseren Garnspinnern überlassen, macht sich der Bauer selbst: das Rösten, Brechen, Hecheln des Flachs vor dem Spinnen“, fügte ein behäbiger Meister ein, der bisher schweigend dabeigesessen hatte. „Ihr wollt also sagen, daß der Dorfweber alle Arbeiten selbst erledigt, die mit dem Flachspflanzen anfangen und bei dem Gewebe aufhören“, erwiderte Ende. Der Prüfungsmeister aber wendete ein: „Dafür bleibt aber der bäuerliche Weber mit seiner Kunst auf einem Fleck stehen, während wir Züchner und Parchner allerhand bessere Sorten fertigen mit den verschiedensten Mustern.“ „Und dann sollt Ihr erst einmal unsere Schleierweber arbeiten sehen, die das lockere, weiche Gewebe fertigen!“ meinte wieder der Behäbige, „dagegen nimmt sich das graue, feste Dorfleinen aus wie ein Holzbrett, und ein Hemd aus Bauernleinen trift die Haut, wenn man es frisch anlegt.“ Ende sagt: „Das stimmt, was Ihr da sagt; aber dafür hält es auch desto länger.“ „Und beim Bauer,“ lachte da ein dritter Nachbar des Ende, „muß auch alles eine Ewigkeit halten. Mein Vetter auf dem Dorfe hat noch das Gezähe seines Großvaters. Es ist eines der ältesten Modelle; beim Bauer halten Fortschritte schwer.“

An einem andern Tische unterhielten sich die Meister lebhaft über eine neue Erscheinung in dem Garn- und Leinenhandel. In Jauer und Liebenthal und in vielen anderen Städten Schlesiens hatten sich ausländische, namentlich holländische Kaufleute eingefunden, die für Handelsgeschäfte der Heimat bei uns in Schlesien die

städtischen Garnmärkte besuchten und die feinen schlesischen Spindelgarne aufkauften, die in Holland zu zarten Geweben verwendet wurden. Namentlich Greiffenberger Kaufleute verkauften ein feines Lotgarn, von dem man 4800 Fäden in einem Bündel durch einen Fingerring ziehen konnte. „So lange die fremden Händler auf den Märkten vom Kaufmann die Garne entnahmen, waren sie wohlgelitten; aber jetzt trachten sie darnach, den Markt zu umgehen,“ erzählte einer, der jüngst mit Leinwand in Jauer gewesen war, „um Jauer ist die Sache schon stark im Gange.“ Da trank ihm sein Nachbar zu und meinte: „Die fremden Schleicher kaufen das Garn auch auf, weil es die Landleute billig abgeben; die Spinner sind den Vorteil des Handels noch nicht gewöhnt, und wir Städter werden bald das Nachsehen haben; denn uns fehlt dann das Garn am Markte, und bald wird es recht teuer sein.“ Und ein anderer, der gleich heftig wurde, wenn ihm etwas wider den Strich ging, schlug erregt auf den Tisch und rief: „Ja, die verwünschten Neuerungen, die den ruhigen Meister so in seinem Verdienst stören, sie müssen durch die Zunft verpönt werden. Das Handwerk muß eben den fremden Aufkäufern gelegt werden!“ „Beruhigt Euch, Nachbar,“ rief da der erste, „das fängt in Jauer schon an. Dort haben die Kaufleute den Kaiser um ein Gesetz gegen die Fremden gebeten, worin auf schlesische Ware nach dem Ausland ein doppelter Zoll gelegt, den Ausländern der Aufenthalt auf fünf Nachtlager während der Marktzeit beschränkt wird, und daß Ausländer das Bürgerrecht nur für ein Jahr erhalten, wenn sie hier nicht heiraten und sich nicht seßhaft machen.“ „Das dauert nur zu lange, ehe der Kaiser sich zu solchen Privilegien entschließt und meistens muß sie der Städter teuer bezahlen“, schimpfte der Heftige. „Das muß die Zunft in die Hand nehmen und selbst ein Statut darüber aufsetzen. Es wird noch so weit kommen, daß auch der Bauer Leinwand für den Verkauf webt, und dann haben's wir Stadtweber wieder schlecht!“ Da mengte sich ein junger Meister ein, der unlängst aus der Schweidnitzer Gegend gekommen war: „Schon vor ein paar Jahren hat die Ritterschaft im Glatzer Lande dem Bauer dieses Recht verschafft, damit er im Winter lohnende Beschäftigung habe, und grade die kleineren Besitzer, die sich immer noch vermehren, brauchen solchen Nebenerwerb.“ „Und das könnt Ihr noch gutheißen, junger Mann?“ fuhr ärgerlich der Heftige herum. Da sagte ruhig der andere: „Ich meine, daß es an der Zeit ist, den Zwang der Zünfte etwas zu dämpfen; sonst weiß man bald nicht mehr, was dem Meister eigentlich noch frei bleibt für den eigenen Willen. Wenn auch der arme Kleinbauer noch etwas durch Weben verdient, so geht Ihr gewiß noch nicht zugrunde dabei.“ „Bloß gut, daß Ihr nicht Vorsteher der Zunft seid, sollt's auch mit meinem Willen nie werden!“ schrie krebsrot vor Zorn der Verteidiger des Zunftzwanges. Doch der andere meinte ruhig: „Die Zeit kommt schon

noch, in der man die Nachteile des Zunftzwanges einsehen und ihn beseitigen wird, damit der tüchtige Meister desto freier die Arme röhren kann.“ Da erhob sich der Geärgerte und lief hinaus.

Nach dem Kriege.

Es war im Mai des Jahres 1650. Nach einem dreißigjährigen Kriegselend hatten endlich, endlich die Friedensglocken geläutet. Da trafen sich auf der Straße, die von Hirschberg nach Stonsdorf führt, ein Bauer aus Schwarzbach und ein sonderbares Ehepaar. Dem jungen Manne sah man es an, daß er im Kriegsdienst gestanden hatte. Noch trug er die schweren Reiterstiefeln mit den klingenden Sporen, den großen Hut mit der Feder und die Wehr an der Seite. Das dunkeläugige, üppige Weib war zwar nicht besonders schön zu nennen, machte aber mit ihren frischen Wangen und in der auffälligen Kleidung der Soldatenweiber keine schlechte Figur. Dennoch war etwas unangenehm an ihr für das Auge des ernsten älteren Dorfbewohners; sie hatte ein so auffälliges, freches Benehmen, wie es der biedere Bauer an den Frauen und Mädchen seines Dörfchens nicht gewöhnt war. Sie übte die Sprache und Sitte des kriegsgewohnten Soldaten. Als Christoph Finger, so hieß der Bauer, dem Kriegsmann ins Gesicht schaute, erkannte er ihn als einen Bauernsohn aus Stonsdorf. „Merten Veit“, redete er ihn an, „sehe ich recht, daß Ihr es seid, der Sohn des alten Veitbauern in Ober-Stonsdorf?“ „Potz Wetter, Mann! Ja so ist es, und Ihr seid doch der Christoph Finger aus Schwarzbach!“ Sie begrüßten sich herzlich. „Und seh ich recht, so seid Ihr schon beweibt, scheint ja eine recht forsch Person, Euer Ehgemahl!“ fragte der Bauer weiter. Sie lachte den Sprecher dreist an, und ihr Mann sagte: „Recht geurteilt, Gevatter Finger, ist auch eine forsch Person, wäre auch nicht mehr am Leben, wenn sie es nicht wäre.“ Und er erzählte, daß er sie bei der Plünderung eines Dorfes bei Löwenberg kennen gelernt habe. „Komme ich da auf einen stattlichen Bauernhof, wo meine Genossen gerade das Unterste zu oberst kehren, den Alten und sein Weib erschlagen haben und nun Kisten und Kasten leeren. Da liegt diese schmucke Maid, die Tochter, schluchzend zum Herzbrechen über den Leichen von Vater und Mutter und hat sie nicht schützen können. Eben faßt sie ein herzloser Haderlump am Knöchel, um sie mit sich fortzuziehen, sie solle sein Kriegsweib sein. Da fliegt ihm die „schwarze Trine“, so nannte man sie im Dorfe, ins Gesicht und kratzt den Bengel, daß er blutet. Jetzt wäre es um ihr Leben geschehen, hätte ich nicht zugegriffen und den wütenden Kameraden weggerissen. „Bursche, die überläßt du mir!“ herrschte ich ihn an, und er erkennt in mir seinen Korporal und trollt sich. Da schlügen die Flammen aus dem Gehöft. Die schwarze Trine hatte alles verloren: Vater, Mutter, Haus und Heimat. Das Herz blutete mir, als ich das junge Ding so allein sah. Ähnliches

war ja damals in Stonsdorf auch geschehen, als ich davonging mit den Schweden, „Komm, Mädel, ich will nun deine Heimat sein!“ sagte ich. Da stutzte sie und konnte solches von einem harten Kriegsmann gar nicht glauben. Schwarz und voll Schmerz funkelten mich ihre Augen an; dann rief sie: „Ja, du hast mich gerettet, du bist noch ein Mensch! So nimm und schütze mich!“ Sie ging mit mir, wurde in Ehren mein Weib und das Kriegslager ihre Heimat.“ Eine schöne, warme Menschengüte sprach aus harten Kriegermienen. Trine hatte Tränen an den Wimpern, als sie an ihr Elend erinnert wurde und sah nun schon in den Augen Fingers nur noch halb so schlimm aus wie vorher. „Trine“, sagte der Soldat, „das ist mein Pate und alter Freund, begrüße ihn nun auch als Verwandten!“ Mit feuchtem Blick reichte sie dem Bauern die Hand: „Grüß Euch Gott, Gevatter Finger, so fasset auch Vertrauen zu dem Kriegsweib Eures Paten und denket nicht schlecht von mir. Unter den Schlacken des Kriegslebens blieb das Herz gut, und wenn mir mein Merten statt des wüsten Heerlagers eine Bauernwirtschaft als Heim anbietet, so soll auch eine tüchtige, ehrliche Bauernfrau aus mir werden!“ Christoph, den das Schicksal des jungen Weibes rührte, reichte ihm die harte, breite Bauernhand und sagte schlicht: „Sei willkommen, braves Weib meines Patenkindes im Frieden der neuen Heimat! Warst ein tapferes Mädel; arg hat dir der Krieg mitgespielt; doch tröste dich! Dir hat der Herrgott einen braven Mann beschert, die Veite sind unter der Bauernschaft in Stonsdorf ein wohlbenamt Geschlecht!“ Guter Pate“, bat nun Merten, indem er Christophs Hand ergriff, „stehet mir bei, den guten Namen und Ruf meines Weibes in ihrer neuen Heimat aufzurichten; denn Ihr wisset, wie auf dem Dorfe eine Fremde mit Mißtrauen aufgenommen wird. Katharina Neumännin ist ihr ehrlicher Mädchenname, von echter Bauernart stammt sie, und ich habe das Zeugnis ihrer ehrlichen Abkunft von ihrer gnädigen Herrschaft empfangen. Ich will es nach unsrer Heimkehr gleich dem Pfarrer zeigen und um seinen Segen zur Kriegsehe bitten.“ „Merten!“ sprach Finger, „für heut besuchst du mich in Schwarzbach, wo wir noch mancherlei über dein väterlich Erbe besprechen werden. Es ist, wie du weißt, einstweilen in fremder Hand zur Bewirtschaftung gewesen.“ So gingen sie nach Schwarzbach zu.

Das Gespräch wendete sich nun zu anderen Sachen. Merten erzählte: „Ich habe eben die Stadt gesehen. Zum Erbarmen sieht sie aus. Die stolzen Mauern, die starken Tore sind ärmlich zusammengeflickt, und der Stadtgraben liegt noch voller Trümmer. Und erst die elenden Wohnungen darin. Seltten steht ein Haus richtig fertig da. Noch viele, viele liegen in Trümmern. Hier ist nur ein elend Strohdach auf die Ruine gestülpt, dort sieht man ein Haus im Bau. Am Markte hin mag es noch gehen; aber die kleinen Hintergassen, wie sieht es da jämmerlich aus! Ich frage Bekannte und meinen Herbergswirt, warum das noch nicht besser

sei. Da wurde mir erzählt, daß noch viele begüterte Hirschberger auswärts wohnen und nur ganz allmählich zurückkehren. Die da sind, das sind meist Arme. Groß sind die Schulden der Stadt vom Kriege her. Wer soll sie bezahlen? Auch die Abgaben, die man von diesen armen Menschen fordert, sind kaum zu erschwingen. Die leite Besatzung ist erst kürzlich abgezogen. Der Herbergswirt erzählte mir, daß er bei seiner Rückkehr von der Flucht ein leeres Nest angetroffen habe. Türen und Fenster waren ausgehoben, die Rahmen herausgerissen. Es hätten gerade die Kaiserlichen schlimmer gehaust wie die Räuber, und ganze Wagenreihen von Hausrat, Türen, Eisengeräten, Leinen u. a. m.. hätten sie fortgeführt aus der Stadt. Nur allmählich hätte man sich das Haus wieder wohnlich herrichten können. Als Landesväter haben unsre Kaiser an Schlesien nicht gehandelt, namentlich nicht an den Protestant, das vergelte ihnen Gott! Ich sah die paar Bewohner der Stadt; es sollen reichlich zweihundert sein. Viele sind krank und elend. Freude sieht man nirgends, nur Jammer und Klagen hört man. Ich sah auch Verstümmelte, Leute mit Handstumpfen usw. Ja, arg ist Hirschberg zugerichtet. Wird es wieder einmal so stolz dastehen wie in meinen Kindertagen, wenn wir hierher zum Jahrmarkt kamen?“

Finger war langsam ausgeschritten und hatte mit ernsten Mienen die Trauereipistel des Verwandten über Hirschberg angehört und oft mit Nicken begleitet. Nun setzte er fort: „Und was ist erreicht worden mit dem himmelschreienden Wüten und Morden und Plündern? Während andere deutsche Länder ihre Religionsfreiheit bekommen haben, sind wir Schlesier auf den Friedstagungen gar nicht vertreten gewesen; ja man hat unsre Unterhändler sogar verhindert und arg bedroht. Nur die wenigen schlesischen Landschaften, die einen protestantischen Fürsten haben, sind so glücklich, frei zu ihrem Gott beten zu können. Aber bei uns im Jauerschen Fürstentum, das dem Kaiser erblich gehört, hat der Protestant kein Recht, er ist nur geduldet und darf in der Stadt kein Amt verwalten. Im Rat der Stadt sind nur katholische Bürger, die ihr Amt mit Unbehagen führen; denn sie haben nur ein ganz geringes Einkommen bei vieler Arbeit und Verantwortung und tragen schwer an dem Mißtrauen ihrer evangelischen Mitbürger.“

Als die drei über den Hügel hinaufkamen, der ihnen das Dörfchen Schwarzbach bisher verdeckt hatte, und dieses sich nun vor ihren Blicken ausbreitete, sprach Finger weiter: „Nun, lieber Vetter, schau dir unser Dörflein an in seinem Elend. Ich will dir den Jammer zeigen, aber vorher muß ich aufs Gut, um dem Herrn Verwalter eine Nachricht aus der Stadt zu bringen, die ich gelegentlich erledigen sollte. Wenn wir Dörfler nach auswärts gehen, müssen wir auf dem Hofe jedesmal anfragen, ob etwas für die Herrschaft zu besorgen sei. Merten und Katharina standen und schauten auf das Dörflein. Auch hier sah es sehr elend aus. Noch lagen Ruinen und Brandstätten da und unbebaute, verstrauchte

Ackerflächen. Man sah, daß es an Händen fehlte, die Ordnung wieder herzustellen.

Bald war der Vetter Finger wieder an Mertens Seite, und nun ging es durchs Dorf. Schüchtern schauten die Leute aus den Haustüren. Eine Frau erschrak, als sie den Kriegsmann sah, sie dachte, es kämen nochmals Feinde, schrie und wollte weglaufen, doch rief ihr Finger zu: „Mutter Wehnern, seid doch kein Hasenfuß; wir haben Frieden, und dieser Kriegsmann tut Euch nichts; er ist ein Bekannter, mein Patenkind aus Stonsdorf!“ Da kam sie langsam herbei, haute dem guten Merten ins Gesicht und rief, die Hände zusammenschlagend: „Gott sei Dank! Ein Schwed seid Ihr nicht! Das ist ja ein Veitgesicht; seid Ihr etwa der junge Veitbauer aus Stonsdorf?“ „Recht geraten, Mutter Wehnern“, sagte lachend Merten, „Ihr kennt doch den Merten, den Stonsdorfer Bauernbengel, der hier beim Oheim Veit in Eurer Nachbarschaft manchmal in den Kirschen war!“ Sie nickte lächelnd. Nach kurzer Begrüßung ging es weiter.

Finger zeigte nun dem Verwandten die wüsten Bauerngüter. „Siehe, das Menzelgut ist noch eine Ruine, das Bessersche auch und da deines Oheims Gut ohne Hand zur Arbeit, verstraucht. Daß dein Onkel nach Sachsen floh, hast du wohl gehört?“ Recht trübselig haute Merten drein. Da lag des Oheims Haus in Asche, die Äcker standen wüste. Die schönen Obstbäume, auf denen einst der Knabe Merten süße Früchte fröhlich naschen durfte, waren schwarze, verbrannte Stümpfe. „Es wird kein Merten mehr auf diesen Bäumen Kirschen essen!“ sagte er langsam und feuchten Auges. „Und wie wird es auf meinem väterlichen Gut im Lande drunten aussehen?“ sagte Katharina weih. „Kommt Kinder!“ lenkte Finger ein, „wir gehen weiter, kommt zu mir ins Haus, damit ihr Fröhlicheres sehet!“ Sie kamen am Kretscham vorbei. Finger hatte etwas beim Kretschmer zu bestellen, und lud die beiden Heimkehrenden ein, mit ihm ein Glas zu leeren.

In der großen aus Holz gezimmerten Gaststube, deren schwarze Holzdecke von dunklen, starken Balken getragen wurde, deren mittelster auf einer runden Säule ruhte, sah man rechts vom Eingang den Schenksims mit Flaschen voller Getränke aller Art und davor den Kretschmer stehen. Links neben dem Eingang zur Küche stand der große, grüne Kachelofen und links an der Wand eine etwas erhöhte, Bühne mit Geländer. Dort musizierte bei Tanzmusik die Dorfkapelle, während sich flinke Tänzer und Tänzerinnen um die die Säule im Tanz bewegten. Hohe Sprünge durften die lustigen Burschen hier nicht wagen, wenn sie sie nicht an das niedrige Gebälk der Decke stoßen wollten. Heute standen noch der runde Tisch um die Säule und einige Tische an der Außenwand in der Tanzstube; es war schon einiges geräumt; denn am Nachmittag war hier Gerichtstag. Beim Tanz aber waren alle Tische fortgeräumt, und nur die Holzbänke an den Wänden entlang standen für müde Tänzer bereit;

auf ihnen prangten dann in langer Reihe die bunt gekleideten Tänzerinnen. Finger trat an den Schenktisch und sprach mit dem Kretschmer, während Merten mit seiner jungen Frau an einem der Tische Platz nahm.

Beim Eintreten hatten die drei eine lärmende Stimme vernommen. Am vordersten Tisch saß allein ein Gast mit beiden Ellenbogen aufgestützt vor einem leeren Glase. Wie Merten war er gekleidet, also auch ein Soldat, der wahrscheinlich heimkehrte. Das Wehrgehäng hing leer an seiner Seite; denn er hatte die Waffe beim Eintritt dem Kretschmer zum Aufbewahren übergeben müssen, wie es Brauch und auch von Merten befolgt worden war. Das gedunsene Gesicht des Gastes zeigte den Gewohnheitstrinker an, und seine wütenden, blutunterlaufenen, wässerigen Augen, seine gereizte Stimmung und rohe Gemütsart. Merten beachtete ihn nicht, und der Kretschmer hatte den Bauer Finger gebeten, falls der Betrunkene nicht Ruhe hielte, sofort den Gerichtsmann zur Festnahme herbeizuholen. Jetzt setzte sich Finger zu seinen Gästen, und der Kretschmer brachte drei Gläser voll schäumenden Bieres. Man trank und plauderte.

Da ließ ein furchtbarer Schlag auf den Tisch die ruhig Plaudernden aufschrecken. Der Säufer war aufgestanden. „Kretschmer, bring er ein Neues! Bin ich etwa schlechter als diese da? Sonst will ich ihm zeigen, was Kriegerbrauch ist!“ schrie er und griff nah seiner Waffe, wie es seine Gewohnheit war. Er hatte vergessen, daß er sie abgab. „Ihr wißt, daß hier nur Hirschberger Bier ausgeschenkt wird, und Ihr waret damit vorhin nicht zufrieden. Auch habt Ihr genug getrunken!“ So lautete des Kretschmers bestimmte Antwort. Doch der Wütende lärmte weiter und wollte auf den Wirt eindringen. Ein Blick der Verständigung genügte, und Finger holte den Gerichtsmann, während Merten dem Kretschmer beistand. Als der Gerichtsmann kam, hatten alle vier Männer zu tun, den wütenden Säufer hinwegzuführen und im Ortsgefängnis in den Stock zu legen. Bald darauf ging Finger mit seinen Gästen heim; denn am Nachmittage mußte er zur Versammlung der Gemeinde am Dreiding erscheinen, und er hatte mit Merten und dessen Frau noch mancherlei zu besprechen, ehe diese weiter nach Stonsdorf gingen.

Am Nachmittag war Dreiding. Im Kretscham stand noch der Tisch um die dicke Säule. An ihm saßen der Gerichtsverwalter vom Gute, der die Stelle des Gerichtsherrn, der Stadt Hirschberg, vertrat, der Gemeindevorsteher oder Gerichtsscholz und die sieben Schöppen. Der Schulze trug als Zeichen seiner Würde einen langen Stab mit silbernem Knauf. Vor dem Gerichtsverwalter lag ein Buch, die Dreidingordnung, nach deren Festsetzungen die Verhandlungen stattfanden. Rings in der großen Kretschamstube waren nicht nur die Männer aus der Gemeinde anwesend, sondern auch die Frauen, die Kinder, Knechte, „Mägde und Hausleute.. Der Schulze stand auf, klopfte mit seinem Stabe auf die Diele, und das leise Stimmengesurr

der Anwesenden schwieg. In einem durch alte Gewohnheit festgelegten Zwiegespräch zwischen Scholz und Schöffen wurde ausgesprochen, daß der Schulze die Sitzung leiten, „Ding hegen“ wolle, wie es gesetzlich bestimmt sei, daß er Recht gebiete und Unrecht verbiete. Zu diesem Zwecke gebot er Ruhe oder „Frieden“ im Namen des Königs, des Rates oder der Herrschaft, im Namen der Schöppen und aller, die Frieden lieben und Unrecht leiden. Sodann riefen die Schöppen den Frieden aus. Jetzt verlas der Gerichtsverwalter die Rechtsforderungen der Dreidingordnung mit den auf die Uebertritung gesetzten Strafen. Diese Verordnung beginnt also:

„Demnach durch die – Erbherrschaften und Obrigkeit auf diesen heutigen Tag allhier in diesen ländlichen Gerichten ein christlich Ordnung und Dreiding zu halten, publiziert und angestellt worden, so ist an mich Scholzen, Schöppen, gesessene Pauern, Gärtner, Hausgenoß und ganze Gemeine, gar niemand ausgenommen, auch derselben eure Weiber, Kinder und Hausgesinde, jung und alt, unser ernstlich Benehmen, daß ihr euch dieser Ordnung des Gehorsams verhaltet und darnach lebet bei Verlust Leibes und Gutes und einer Pöna, wie klarlich von Artikel zu Artikel hernach folget, damit sich nachmals niemand der Unwissenheit zu entschuldigen und jedermann sich vor Schaden zu hüten wisse.“

Aus der sehr großen Anzahl von Geboten sollen folgende genannt sein: Verachtung und Entheiligung des heiligen Sakraments wird bestraft mit Gefängnis, Leibesstrafe und Verlust an Gut.

Lästerung des göttlichen Namens ist verboten bei Pön von einem schweren Schock.

Ehebruch und Unzucht wird mit des Schwertes Schärfe gesühnt.

An Sonn- und Feiertagen soll jedermann vor- und nachmittags zur Kirche gehen und bleiben, bis der Segen gesprochen. Strafe an Leib und Gut. Die Eltern sollen den Kindern den Katechismus beibringen (Vaterunser, Glaube, 10 Gebote) und die Kinder zur Schule und Kinderpredigt schicken. Kinder, die mit 6 ½ Jahren vom Katechismus nichts wissen, werden von der Herrschaft abgehört und müssen an drei Sonntagen während der Predigt im Halseisen an der Kirchtür stehen. Die Eltern zahlen einen Malter Hafer und erhalten Leibesstrafe.

Bei schwerer Leibesstrafe sind häusliche Zusammenkünfte für Wiedertäuffer, Rottengeister, Schwenkfelder, Winkelprediger verboten. Wer unter der Predigt auf dem Kirchhofe, in der Halle oder auf der Gebühn schwatzt, wird gefänglich eingezogen Kinder stehen im Halseisen. Während der Kirche darf der Kretschmer nicht Branntwein oder Bier schenken. Strafe: ein weiß Schock.

Unbefugtes Belauen unrechter Gänge über Gärten, Wiesen, Äcker wird bei Strafe von einem weißen Schock verboten.

Die Herrschaft verlangt, alle Waffen (Messer, Zeuge, Spieße, Büchsen, Kanonen, Würfe, Schläge) niederzulegen. Zu widerhandlungen

werden mit einem weißen Schock bestraft. Wer mit Waffen gegen andere vorgeht, soll gefänglich eingezogen werden. Scholze oder Kretschmer sollen alle des Verbrechers Gerechtsame angeben. Bei Aufruhr im Kretscham oder im Gericht kann der Scholze, der Kretschmer oder ein Schöpfe anwesende Gemeindeglieder zu Hilfe rufen. Angerufene, die nicht helfen, verfallen doppelter Strafe.

Das Spielen um Geld in Kretscham und Privathäusern wird bei einem Reichstaler Strafe verboten, usw.

Nach Verlesung der Ordnung wurden alle Anwesenden aufgefordert, Uebertretungen, von denen sie wüßten, zur Bestrafung zu melden. Mancher wurde verklagt und zu leichterer oder schwererer Strafe verdammt. Der Kretschmer klagte den in den Stock gesetzten unbotmäßigen Gast an. Finger und seine Verwandten zeugten der Wahrheit gemäß. Er wurde vorgeführt und zu einem Schock Groschen verurteilt. Da er die Strafe aber nicht zahlen wollte, auch nicht konnte, mußte er Gefängnisstrafe leiden. Und weil er sich gegen das Gericht unbotmäßig erwies und mit Rache drohte, mußte er Urfrieden schwören und wurde des Ortes verwiesen. Die Schwurformel lautete: „Ich, N. N, schwöre zu Gott einen christlichen Urfrieden, wie Urfriedens Recht ist, daß ich der gefänglichen Verhaftung und Bestrafung, womit ich, NN, wegen Ungehorsam und böser Gewalttätigkeit vor Gericht belegt worden, gegen die Gemeinde Schwarzbach, die Löblichen Gerichte, gegen ihre Verwandten, Mitbürger und Untertanen weder selbst persönlich, noch auch durch andere in Argem nicht äußern noch gedenken, auch von dato der Erledigung an vor der Sonne Untergang die Gemeinde, die Stadt und ihr Gebiet räumen und in zukünftigen Zeiten meines Lebens meiden soll und will, wo das aber im einen oder andern nicht geleistet würde, soll mir kein Recht, kein Geleite oder sonst andere Begebenheit helfen auf Wegen, noch auf Stegen, zu Wasser und zu Lande, in Städten, Dörfern, Schlössern, weder geistlichen noch weltlichen Freiheit, sondern man soll und mag mi nehmen ohne alles Recht und mir widerfahren lassen als einem Uebertreter eines christlichen Urfriedens, so wahr mir Gotte...“

Merten und Katharina traten, nachdem sie ihr Zeugnis bei der Gerichtsverhandlung abgelegt hatten, den Heimweg nach Stonsdorf an, und Vetter Finger geleitete sie noch ein Stück. Da fragte Merten nach den Gründen, warum sein Oheim Veit in Schwarzbach geflohen sei. Finger erzählte: „Er war samt seiner Gattin so entmutigt durch die Kriegsleiden, daß er meinte, er könne bei den schwer drückenden Steuern, den Hofdiensten und der vernachlässigten Wirtschaft nicht vorwärts kommen. Er hatte kein Geld zum Aufbau der Gebäude. Nach dem großen Brande in Schwarzbach, der (1623) das Schloß und über dreißig Bauernhöfe, Stellen und Häuser in Asche legte, hatte er frisch aufzubauen begonnen. Da kamen 1640 die Soldaten, die Hirschberg belagerten, rissen uns die neuen Häuser wieder ein

und verbrauchten das Holz zum Lagerbau. Nun mußte natürlich jedes Bauen unterbleiben; genußt hätte es uns nichts. Es fehlte auch der Mut dazu. Außerdem kommen noch die Quälereien wegen des Glaubens, und es wird bei uns die Meinung vielfach ausgesprochen, daß es damit noch schlimmer werden wird jetzt nach dem Kriege. Die Leute sind ja alle hier, wie meistens in der Gegend, Protestanten und so mutlos, daß noch viel mehr davonlaufen werden, wenn der Druck ärger wird. Der Bauer hängt oft gar nicht mehr fest an der Scholle, und wenn die gnädige Herrschaft auf der Bezahlung der im Kriege nicht entrichteten Steuern streng besteht, macht sich der Bauer bei Nacht und Nebel fort. Es gibt ja, Gott sei Dank, noch Gegenden, wo die Obrigkeit auch die verachteten Protestanten leichter leben läßt, als es in Schlesien meistens der Fall ist.“ So wanderten die drei in schweren Gedanken weiter auf dem Wege nach Stonsdorf.

Unsere Heimat in der Zeit von 1648 bis 1740.

Allgemeine Übersicht.

Im Dreißigjährigen Kriege und in der Folgezeit hatte Schlesien zur Genüge erkannt, daß es als Nebenland der Krone Böhmens auch Nebensache war. Als Landesväter erwiesen sich die Fürsten aus dem Hause Habsburg in sehr geringem Maße; durch eine tyrannische, herzlose Verfolgung ihrer einseitig religiösen Interessen brachten sie ihre schlesischen Untertanen fast zur Verzweiflung und verschlossen sich den beweglichsten und gerechtesten Wünschen. So wendeten sie die Herzen des Volkes von sich ab, daß die Schlesier 1740 überraschend schnell sich dem jungen Preußenkönige zukehrten.

Die furchtbaren Quälereien der verrohten Kriegshorden, die den Namen Soldaten nicht mehr verdienten, brachten die Leute nicht nur um Hab und Gut, sondern auch um ihre Menschenwürde. Der einst so freie Bauer, der dem Lande den Segen einer besseren Bewirtschaftung des Bodens und somit die Grundlage für Wohlstand und Gesittung gebracht hatte, beugte sich nun dem Sklavenjoch der Erbuntertänigkeit, das sich wenig mehr von der völlig abhängigen, unfreien Stellung der polnischen Hörigen unterschied. Die verarmte Landbevölkerung war nicht mehr imstande, die Abgaben an den Staat und an den Gutsherrn neben den kirchlichen zu leisten. Viele Bauern erklärten, freiwillig auf ihren einstigen schönen Besitz verzichten zu wollen. Sie entzogen sich dem Sklavenjoch und wanderten aus. Viele verwüsteten Güter blieben unbebaut liegen; der Grundherr fand keine Abnehmer dafür und mußte sie entweder in kleinere Ackerstellen aufteilen und den neuen Besitzern zum Aufbau Freijahre gewähren oder die herrenlosen Ländereien zu seinem Rittergut schlagen. Die Gutsuntertanen bewirtschafteten nun das größere Rittergut mit und kamen vor überhand nehmenden Hofearbeiten nicht zur rechten Bearbeitung ihrer eigenen Ländereien. Daß dabei die Gutsherren, wenn sie nun ihren Untertanen ein so hartes Sklavenjoch auferlegen mußten, meist in einer unerbittlichen Zwangslage handelten, darf nicht vergessen werden. Auch von ihnen wurde Schweres gefordert und geleistet.

Wenig anders war es in der Stadt. Der Rat, der jetzt nur aus katholischen Bürgern gewählt wurde, hatte viel Arbeit und Verantwortung, aber wenig Einnahmen. Die Ämter besetzte der Landeshauptmann.

Es ist zum Bewundern, daß sich das arme Volk unter solchen Verhältnissen wieder auf einen grünen Zweig emporschwingen konnte. Aber das Wunder geschah. Die Weberei hob sich und warf einen schönen Verdienst ab, besonders für den Handel. Hirschberg wurde, nachdem Jauer seine Stellung als Hauptleinenplatz verloren hatte, neben Landeshut, Geiffenberg und Schmiedeberg Mittelpunkt des Leinwandhandels; besonders durch das Schleiermonopol erreichte es sogar den Vorrang vor diesen Städten und übernahm durch die Gründung der Kaufmanns-Sozietät die Führung des Gebirgshandelsstandes. Bedeutende Kaufherren erhoben sich, gründeten reihe Handelshäuser und sorgten für das Wohl der Stadt, die sich nach und nach schöner aus der Asche erhob, als sie vorher gewesen war. Ein herrliches Denkmal der Fürsorge dieser Kaufherren für die Stadt ist die Gnadenkirche.

Während der Krieg die Eisengewinnung bei Schmiedeberg und die daran sich knüpfende Industrie stark geschädigt hatte, so daß beide ihre alte Höhe nie mehr erreichten, gewann dort auch die Leinenindustrie größere Bedeutung. Im Zackental erhob sich die Glasindustrie zu künstlerischer Ausgestaltung. In Schreiberhau hielt das Geschlecht der Glasmeister Preußler die Glasbereitung auf der Höhe und gewann sogar die Vorhand vor Böhmen. Warmbrunn wurde der Mittelpunkt der Glas-, Stein- und Wappenschneidekunst, wozu das Bad mit seinen Besuchern aus vornehmen Kreisen der günstige Ort war. Auf dem karg bemessenen Boden Krummhübels entstand das Laborantentum, das diesem Orte eine erste Blüte brachte.

Hatte der Krieg die Städte und Dörfer an den Pässen und Heeresstraßen meist verwüstet und menschenleer gemacht, so hatte er aber anderseits verschiedene Gegenden mit Flüchtlingen gefüllt und neue Ortschaften entstehen lassen. Nach Seiffershau soll kein Soldat im Kriege gekommen sein, weshalb es sich vergrößerte und wohlhabend wurde, namentlich durch die Leinenindustrie. Auch Schreiberhau mag wenig Feinde gesehen haben; doch erlebte es 1639 im Juni eine Plünderung. – Neu erstanden im Kriege und nach demselben Saalberg, Agnetendorf, Baberhäuser, Brückenberg, Wolfsbrunn und die Forstbauden, während Schreiberhau und Krummhübel sich durch Zuzug um neue Ortsteile vergrößerten.

Die Gegenreformation im Hirschberger Tal.

Am 16. Februar des Jahres 1654 war in Arnsdorf große Aufregung. Pastor Johann Emrich, der seit 1641 in der Gemeinde wirkte, saß still in seinem Studierstübchen und überdachte, was er als tüchtiger Seelsorger seiner Gemeinde zu tun verpflichtet sei in diesen schweren Zeiten. Er wußte, daß der heutige Tag sein letzter im Arnsdorfer Pfarramt war; denn die kaiserliche Kommission, die ihn vertreiben sollte, war schon unterwegs. Da flog an seinem geistigen Auge das Schicksal der Gemeinde, die er so liebgewonnen, nun aber verlassen mußte, nochmals vorüber.

Ganz friedlich war die lutherische Lehre in Arnsdorf eingezogen, als die Herren von Reibnitz den ersten lutherischen Prediger 1552 beriefen. Die ganze Gemeinde war ausnahmslos lutherisch geworden. Die meisten anderen Orte des Tales hatten es schon früher getan. In den schweren Zeiten des Dreißigjährigen Krieges war Emrich in sein hiesiges Amt eingetreten und hatte manche Not hier durchlebt. Da hatten ihn 1646 die Kaiserlichen vertrieben. Als aber die Schweden wieder die Herren der Gegend wurden, konnte auch er seine Amtspflichten wieder ruhig ausüben. Vor einem Jahre hatte der Landeshauptmann Otto von Nostitz, ein gar strenger Herr, alle lutherischen Geistlichen des Hirschberger Tales nach Warmbrunn berufen, um ihnen ihre Entlassung auf Befehl des Kaisers auszusprechen. Doch hatte der Grundherr Hans von Reibnitz dem Pastor Emrich den Gang nach Warmbrunn sehr ernst widerraten. So hatten es auch alle Grundherren in der Gegend getan, und der Landeshauptmann konnte seine Botschaft nicht anbringen. Nun war seit dem 8. Dezember des vorigen Jahres ein wirksames Verfahren zur Entfernung der Geistlichen eingeleitet worden. Eine Kommission aus etlichen adligen und geistlichen Herren fuhr von Ort zu Ort, vertrieb die lutherischen Prediger und setzte sofort neue katholische ein, die gleich zur Stelle waren. So hatte man in Profen bei Jauer begonnen. Pastor Emrich wußte, daß die Herren bereits in Fischbach waren und bald auch nach Arnsdorf kommen würden.

Doch ihm bangte nicht für seine Person, sondern für seine Gemeinde, von der er ahnte, daß sie sich der Kirchenwegnahme nicht ruhig fügen würde. Aber was würde das nützen? Nur Strafen und Lasten würde man der Gemeinde auferlegen. Zwar hatten die Arnsdorfer schon im Kriege erfahren, daß des Kaisers Soldaten Schlesien nicht schonten. Als sich 1640 die Arnsdorfer am Schützenberge verschanzt hatten und sich zur Wehr setzten, hatten ihnen die Soldaten das Dorf in Brand gesteckt und die Felder verwüstet. Der Gedanke, die Gemeinde würde sich durch ihre Widersetzlichkeit schaden, er, der Pastor, müßte sie verlassen und würde sie im Unglück nicht mehr trösten können, brachte ihn zu einem schnellen Entschluß. Er wollte noch einmal, das letztemal, die Kanzel betreten, die Gemeinde zur Ruhe ermahnen und trösten. Schon öfter hatte er an dem Tumult, der von der Straße zu ihm drang, erkannt, wie aufgeregt die Vorübergehenden miteinander sprachen.

Der alte Kantor Christoph Göldel, der auch als Küster, Lehrer und Gerichtsschreiber in Arnsdorf wirkte, ließ die Glocken läuten. Alles lief zur Kirche von der Arbeit weg. Alle Bänke waren besetzt. Da bestieg Pastor Emrich die Kanzel, während der Kantor Göldel einen Liedervers auf der Orgel spielte. Mit ernster, gütiger Stimme sprach Emrich von dem bevorstehenden schweren Ereignis und bat die Gemeinde herzlich, dem Willen der von Gott gesetzten Obrigkeit nicht mehr zu widerstreben. Gott werde selbst Mittel und Wege finden, die Gemeinde zu erhalten. Und als er nun Abschied

nahm, da klang ein Weinen und Klagen durchs Gotteshaus. Während die Frauen und Kinder weinten, sahen die Männer ernst und finster drein. Zum Schluß erklang aus aller Munde „Erhalt uns, Herr, bei deinem Wort!“

Während die Gemeinde das Gotteshaus verließ, traf der Pastor seinen alten Kantor Göldel in der Sakristei. „Lebet wohl, Vater Göldel, manch Jahr haben wir zusammen hier gewirkt an den Herzen dieser Gemeinde. Ich muß nun fliehen und mein Amt verlassen. Ihr könnt als Kantor und Gemeindeschreiber nicht weggeschickt werden. Versehet meine armen Verwaisten noch manchmal mit einem Trost! Hier nehmet dieses Andachtsbuch zum Vorlesen. Wie ein Fuchs muß ich mi davonschleichen; aber ich werde noch einige Zeit bei guten Freunden hier verweilen, um zu sehen, wie es Arnsdorf ergeht!“ Herzlich nahmen sie beide Abschied voneinander, und der Pastor ging fort. –

Am Nachmittag fuhren einige Wagen in den Schloßhof zu Arnsdorf. Mehrere Herren, einige im geistlichen Gewande, stiegen aus und gingen in das Schloß. Der Führer der Herren, Christoph von Churschwandt, ließ beim Herrn von Reibnitz die Kommission zur Kirchenwegnahme melden. In kurzer Sitzung mußte nun der Grundherr und Kirchenpatron auf genaue Fragen die Verhältnisse der Kirchengemeinde erklären. Alles wurde sofort aufgeschrieben, daß der Patron nichts einwende gegen die Zurücknahme der Kirche, daß der Prediger fortgegangen sei, wohin, wisse niemand, daß aber Frau und Kinder noch da seien, wie es mit dem Bauzustande der Kirche und Pfarrrei, dem Kirchenvermögen, den Einkünften des Pfarrers stehe und welche Gemeinden eingepfarrt seien. Der Patron mußte nun den Schlüssel zur Kirche und den Pfarrhof übergeben. Man ging zur Kirche, um sie neu zu weihen und den Pfarrer Lemgauer einzuführen.

Als Göldel den Herren die Kirche aufschloß, strömte mit ihnen eine ungeheure Volksmenge hinein, Männer und Frauen, die ein Weinen, Jammern und Bitten anhuben. Die Männer aber drohten und schrieen, man solle der Gemeinde die Kirche lassen; es sei kein einziger Katholik in Arnsdorf. Der eine der geistlichen Herren mahnte zur Ruhe, bat, ließ auch die schlimmsten Schreier mit Gewalt wegbringen. Doch damit hatte er gründlich ins Wespennest gestochen. Die Haltung der Männer wurde so drohend und zornig, daß die Kommission den Gottesdienst unterbrach und die Flucht aus der Kirche ergriff. Schimpfreden und Spott begleiteten sie auf ihrem Rückwege zum Schloß. Heimlich in der Nacht fuhr sie weiter nach Lomnitz. Aber der Landeshauptmann, bei dem sich die Kommission beklagte, ließ acht Personen von den Aufrührerischen nach Jauer ins Gefängnis führen, und die Gemeinde hatte 500 Gulden Kosten zu bezahlen. Am nächsten Sonntag erfolgte die Einführung des neuen Pfarrers Lemgauer im leeren Gotteshause. Doch

ist er nicht lange dagewesen; die Schmiedeberger Geistlichen versahen später die geistlichen Amtshandlungen in Arnsdorf.

Aber Pastor Emrich war noch im Orte und hielt seinen Gottesdienst, wenn kein katholischer Geistlicher da war, verrichtete auch die anderen Amtshandlungen bis zum Anfang des Jahres 1655. Der Grundherr ließ die Dinge gehen, wie sie liefen. Später allerdings mußte der Pastor, da man von der Seite der Obrigkeit strenger verfuhr, die Kirche meiden. Nun versammelten sich die Protestanten heimlich in entlegenen Waldgegenden, wo ein geeigneter Fels sich als Kanzel bot. Pastor Emrich mag so noch einige Zeit seiner Gemeinde gedient haben, bis er es nicht mehr wagen durfte und nun als Pastor nach Gebhardsdorf ging.

Die Gemeinde verzweifelte fast bei der Not. Viele Leute aus derselben entliefen nach der Lausitz, wo sie ein besseres Los hatten. 1656 kam Arnsdorf durch Verkauf in katholische Hände, an den Freiherrn von Zierotin, und 1659 starb auch der alte Kantor Göldel, der letzte Halt der evangelischen Gemeinde, der immer noch alle Sonntage mit derselben einen Lesegottesdienst gehalten und in der Schule die Kinder unterrichtet hatte. Auch der milde Freiherr von Zierotin und die katholische Geistlichkeit in Schmiedeberg ließen den armen Gedrückten diesen letzten Trost und hatten Mitleid mit ihnen. Nach dem Tode des Kantors Christoph Göldel trat sein Sohn Hans Georg Göldel in sein Amt und führte es in des Vaters Sinn weiter. Doch kam nach einer Visitation der Obrigkeit dies zu Ohren, die nun eine schleunige Entlassung des Lehrers forderte. Die Leute fürchteten, man werde sie mit Gewalt zum Uebertritt in die katholische Kirche zwingen und wanderten massenhaft aus. Mit Mühe nur konnte die Herrschaft die Rückkehr eines Teils der Flüchtlinge erreichen. Für die Herrschaft wie für die Gemeinde waren diese Verhältnisse auch wirtschaftlich unerträglich in den schweren Zeiten der Armut nach dem Kriege; der Grundherr verlor mit den Fliehenden die schaffenden Hände zur Hofarbeit, und für die zurückbleibenden Gemeindeglieder vermehrten si diese Dienste, da sie für die fehlenden Arbeitskräfte mit eintreten mußten. Ganze Gemeinden sind damals ausgewandert und haben sich in der Lausitz, in Polen, der Mark und Pommern angesiedelt. Die schlesischen Stände klagten beim Kaiser: „Alle Nahrung und Gewerbe, besonders der im Gebirge allhier gepflogene Garn-, Leinwand- und Schleierhandel, wodurch die vornehmsten Geldmittel zur Kontribution (Steuer) suppeditieret werden (eingebracht w.), bleibt stecken und wird aus dem Lande in andere Örter dadurch transferieret (übertragen) werden. Die Herrschaften werden ihrer Untertanen ganz entblößet, müssen bei bevorstehender Ernte ihrer Dienste entraten und an ihren Wirtschaften den größten Verlust und Abgang empfinden.“

Da der Kaiser kein Erbarmen hatte, mußten sich die Herrschaften selbst zu helfen suchen. So blieb in Arnsdorf Hans Georg Göldel noch zwei Jahr im Amt, bis er 1668 auch vertrieben wurde. Die

Evangelischen besuchten nun die Buschgottesdienste, die namentlich in unserer an Verstecken so reihen Heimat sehr häufig wurden. In einem Erlaß des Landeshauptmanns, der solche Zusammenkünfte bei Androhung von Leibes- und Lebensstrafe verbietet, werden allein neun solcher Orte bezeichnet. Außerdem besuchten die Bedrängten ie Kirchen jenseits der Grenzen in Friedersdorf, Volkersdorf, Nieder-Wiesa in der Lausitz, in Propsthayn bei Goldberg und die Friedenskirche in Jauer. Dabei bezahlten die Armen die kirchlichen Handlungen an das katholische Pfarramt des Ortes und an der Stelle, wo sie vorgenommen wurden. Diese traurigen Verhältnisse dauerten für unser Tal, bis die Gnadenkirche in Hirschberg Gelegenheit darbot, die lange Kirchfahrt etwas abzukürzen. Doch brachte erst Friedrich der Große die völlige Abstellung dieser Leiden.

Wie Hirschberg als Mittelpunkt des Leinenhandels im Gebirge erblüht.

Im Dreißigjährigen Kriege soll in Hirschberg (ob 1622 oder 1624 ist ungewiß) das Weben dünnen Schleierleinens aufgekommen sein. Eine Stiefenkelin von Joachim Girnth, Martha Moyban geborene Laußmann, setzte bei ihrem Manne, dem Goldschmied Jonas Moyban, die Schleierweberei fort, zuerst in Hirschberg, dann in Breslau. Ein Breslauer Domherr von Falkenberg (oder Frankenberg) gab der Weberin den Austrag, für seine Rechnung ein Webe dünner Schleier anzufertigen, wie man es in Holland bereite. Sie hatte noch nie ein solch Gewebe gesehen, nahm aber das Muster von dünnem Flor und versuchte darnach ein Gewebe in einem Hause vor dem Langgassentor, das einem gewissen Kallinich gehörte. Beim Bleichen verschoben sich aber die Fäden, und das Gewebe verdarb. Bei einem zweiten Versuch nahm sie einen Weber, der früher bei ihr gelernt hatte, mit Namen Schwanitz, zu Hilfe. Als der Versuch diesmal gelang, setzte Christoph Schwanitz die Anfertigung dieses Gewebes fort, und so kam die Weberei der dünnen Schleierleinen auf, die später für den Handel der Stadt Hirschberg von großer Bedeutung wurde.

Als Hirschberg im Kriege schwer litt, zog Schwanitz nach Grunau und setzte dort die Weberei fort. So kam diese Kunst auf das Land und verbreitete sich rings um die Stadt in den Dörfern des Zackentals, des Bobertals, im Maiwaldauer Tal und bis weit in den Schönauer Kreis. Die Hirschberger Kaufmannschaft sah das mit großer Besorgnis und bat den Landeshauptmann, ihr beim Kaiser ein Privilegium für den Schleierhandel zu erwirken. Im Jahre 1630 erhielt die Stadt Hirschberg folgende Urkunde:

„Wir Ferdinand III. bekennen für uns, unsere Erben und Nachkommen öffentlich, daß bei uns Königsrichter, Bürgermeister, Ratmanne und ganze Gemein unsrer Stadt Hirschberg untätig anbracht, was maßen noch vor siebenzig Jahren der

Schleierhandel einzig und allein bei selbiger Stadt angefangen und bisher beständig geführet worden, außer daß durch jüngste Kriegsquartierungen, kontinuierliche (fortgesetzte) Belegung der Soldaten und andrer Beschwerisse und sonderlich aber vorübergangener Religionsänderung bürgerliche Inwohner, welche sich freiwillig von dannen wegbegeben, in denen um gemeldete Stadt herumliegende Marktflecken und Dörfern niedergelassen und des Ortes einen berührter Stadt höchst schädlichen Bruch und Eintrag machen wollen, indem sie solchen Schleierhandel nichts weniger auf dem Lande, als wenn sie noch in der Stadt seßhaft wären, fortan unaussetzlich getrieben, die fremden Kaufleute von der Stadt weg an sich gezogen, wodurch denn auch mit Verschwärzung der Mautgebühren unserm landesfürstlichen Einkommen merklicher Schaden zugefügt wird; derowegen uns (die Stadt) untertänig und gehorsamst angeflehen und gebeten, wir geruhen ihnen gemeldeten, von so vielen Jahren her gehaltenen Schleierhandel aus Gnaden dergestalt zu bestätigen und darüber einen gewöhnlichen Freibrief ausfertigen zu lassen, daß für das

Erste hinfüro keinen des allein seligmachenden katholischen Glaubens oder andrer Ursachen halber gewichen oder andere des Landes Schlesien Einwohnern anjetziges Schleiertuch an denen Grenzstädten soll passiert werden, es hätte denn derselbe an dem Königlichen Zollamt von gedachter Stadt Hirschberg Zeugnis oder Schein, daß solcher Schleier allda in Hirschberg gebleicht, zugerichtet und eingekauft, vorzuweisen.

Zum Andern, daß keinem Faktor oder sonst jemandem, der nicht selbst als ein katholischer, wirklicher Bürger angesessen, solche Schleierware einzukaufen oder zuzurichten vergünstigt und erlaubt.

Und zum dritten, daß dergleichen Schleierhandlung auf den umliegenden und anderen Dörfern, Markt- und Flecken gänzlich aufgehoben, kassiert und nicht passiert werden solle. Wenn wir denn ihre Bitte angesehen und daneben in acht genommen haben, daß solches nicht allein zur Erweiterung der katholischen Bürgerschaft, Abstellung der Unordnung, sondern auch zum Nutzen der Stadt gereicht, so haben wir gedachter Stadt Hirschberg und ihren Nachkommen dieses Privilegium hiermit bestätigt und zugelassen Mit Urkund dieses Briefes gegeben in der Stadt Regensburg den 30. September 1630 Ferdinand.

Von nun an mußten die Schleierweber alle ihr Gewebe nach Hirschberg zu Markt bringen. Auf hohem Stuhl unter den Lauben saßen die Kaufherren und ließen sich von den in langen Reihendurchkommenden Dorfwebern die Leinwand hinaufreichen. Die Kaufleute prüften das Gewebe und schrieben den Preis darauf. Dann brachten es die Weber in das Haus des Käufers, wo die Ware abgenommen und bezahlt wurde. Der Kaufmann war Besitzer von einer oder mehreren Bleichen, in denen die Leinwand gebleicht,

gemangelt und appretiert, d. h. feingemacht wurde. Die fertige Ware wurde dann verpackt und in großen Planenwagen versendet.

So hatte die Zeit, namentlich von 1600 an, eine tiefgreifende Änderung im Wirtschaftsleben hervorgebracht; die geschlossene Stadtwirtschaft hatte sich zur Volkswirtschaft erweitert, zunächst in dem engeren Gebiete eines Gau, wie des Hirschberger Tales, später über eine ganze Volksgemeinschaft. Die Stadt Hirschberg betrieb nun in ihrem eigenen Gebiet nicht mehr allein Handel und Handwerk, sondern beide wurden auch auf den Dörfern als Ernährungsarten verwendet. Es gab zwar immer noch einen Kampf der städtischen Zünfte um ihre Vorrechte, die sich über den unrechtmäßigen Dorfhandel beschwerten, aber es nutzte nichts. Namentlich die Kriegszeit hatte viel zur Verbreitung von Handel und Handwerk auf dem Dorfe beigebracht. Die oft von Truppenmassen bedrängte und ausgesogene Stadt war dem Handwerk nicht mehr zuträglich; die Handwerker zogen auf die ruhigeren Dörfer ringsum, hatten die schweren Lasten nicht zu tragen und wurden ihre Waren gut los; denn der Händler folgte ihnen aufs Land. Bei der großen Menge neuer Dorfgründungen in höheren, im Gebirge versteckten Lagen und der Vermehrung der Menschen in schon vorhandenen hochgelegenen Dörfern fand sich nicht hinreichend Nahrung in Land-, Vieh- und Forstwirtschaft, auch nicht in den bereits geübten Industrien. So war die Verbreitung der Spinnerei und Weberei auf dem Dorfe eine Notwendigkeit, damit sich genügend Broterwerb darböte. Zugleich änderte sich das Dorfbild bedeutend, indem sich zwischen den großen Bauergütern kleinere Ackerstellen einfanden, die durch Teilung großer Güter oder Abzweigung davon gebildet wurden. Auch auf der Aue entstanden die kleinen Auen- und Weberhäuschen mit ganz wenig oder gar feinem Landbesitz.

Die Zünfte mußten sich ändern und die Arbeitsweise im Handwerk. Auf dem Dorf war zuerst in der Hofwirtschaft jedes Wirtschaftserzeugnis für den eigenen Bedarf hergestellt worden; der Erzeuger war zugleich Verbraucher. So fehlte der Warenaustausch, den die Stadtwirtschaft brachte, indem sie ländliche Produkte in Tausch nahm gegen städtische. Dafür genügte der Wochenmarkt, der nur dem Verkehr im Stadtgebiet diente. Doch hierbei traten Erzeuger und Verbraucher in verschiedenen Personen auf, die einander gegenseitig versorgten. So fehlte noch der vermittelnde Händler oder Kaufmann, der sich nach und nach immer mehr als drittes Glied zwischen die beiden früher vorhandenen einschob. Dieser kam nun bei der Erweiterung der Stadtwirtschaft zur Volkswirtschaft immer mehr in Tätigkeit.

War bisher im Handwerk der Auftrag eines Kunden der Anlaß zur Herstellung einer Arbeit gewesen, so wurde das nun anders; man arbeitete auf Lager, irgendein Abnehmer, ein Händler, würde darnach fragen. Das gab den Vorteil stetiger, gleichmäßiger Beschäftigung. Der Kundenarbeiter hatte viel zu tun, wenn einmal

viele zu gleicher Zeit Arbeiten bestellten, wenig oder gar keine Beschäftigung, wenn es an Bestellungen fehlte. Jetzt wurde Massenarbeit geliefert, die eine bessere Ausnutzung von Material, Arbeitskraft und Zeit erlaubte und daher billiger geliefert werden konnte. Zugleich war eine Beschäftigung von einer größeren Anzahl Händen möglich. Es konnte ferner eine weitgehende Arbeitsteilung eintreten. Hatte bisher der Bauer im Sommer seinen Flachs mitgebaut, im Herbst nach der Ernte denselben geröstet, gebrüht, gehechelt und das Werg zum Spinnen vorbereitet, und hatte er im Winter gesponnen, und gewebt, also alle Arbeiten bis zur fertigen Leinwand selbst besorgt, so konnte man nun die Sache praktischer gestalten. Das Hecheln und Brechen verrichtete jetzt die eine Gruppe Arbeiterinnen, die es darin bald zu großer Fertigkeit brachte; die Arbeit wurde schneller und vollkommener erledigt und wurde dadurch preiswerter. Dann trat der Spinner sein Werk an und brachte es, da auch er nur diese eine Tätigkeit verrichtete, bald zu einem feineren, gleichmäßigeren Garn als vorher. Hatte nun der Weber bessere und vollkommenere Vorarbeiter, dann konnte auch seine Arbeit besser gedeihen. Mit der Massenarbeit, die der Handel hervorrief, kam also ein bedeutender Fortschritt ins Handwerk. Die handwerksmäßige oder zünftige Arbeit wurde nun zum Teil durch die fabrikmäßige Herstellungsweise abgelöst; doch blieb für viele Dinge die handwerksmäßige Herstellung neben der fabrikmäßigen bestehen.

Bei dieser Entwicklung der Dinge, nicht bloß im Leinengewerbe, trat die Notwendigkeit der Jahrmärkte in Hirschberg hervor, deren erster 1519 anfing, um auswärtigen Kaufleuten den Absatz fremder Waren, die hier nicht angefertigt wurden, zu ermöglichen. Zugleich führten unsere Kaufleute ihre Waren in die Ferne. Der Warenaustausch zwischen Schlesien und den böhmischen und österreichischen Landen war ein reger. Schlesisches Leinen ging nach allen Ländern Europas und über Holland, England und Spanien bis nach Afrika und Amerika, wo die Plantagenbesitzer ihre Neger-skaven damit kleideten. Die Billigkeit der schlesischen Massenarbeit verbürgte den weithin reichenden Absatz.

Bürgermeister Flade, ein Förderer des Hirschberger Handels.

Der Gasthof „Deutsches Haus“ am Markte zu Hirschberg zeigt das Wappen einer berühmten Bürgerfamilie namens Flade, die unter dem Namen von Ehrenschild in den Adelsstand erhoben wurde. Der Bürgermeister Gottfried Georg Joseph Flade hat sich um die Hebung des Hirschberger Schleier- und Leinwandhandels sehr verdient gemacht. Im Jahre 1676 reiste er nach Holland, um Handelsbeziehungen anzuknüpfen und den Absatz von Schleierleinen zu fördern. Nochmals unternahm er 1682 eine Reise nach Holland, den spanischen Niederlanden, Frankreich und England und lernte dort

die Weberei genau kennen, um mancherlei Verbesserungen in derselben auf die Heimat zu übertragen. Im Jahre 1684 stellte ihm der Rat der Stadt ein Zeugnis aus, daß er durch drei große Sendungen von Schleier und Leinen jedesmal 115 000 Gulden bar ins Land gezogen habe. Um seine Verdienste zu würdigen, wurde er in den böhmischen Ritterstand erhoben. Sein Sohn, der in Hirschberg Ratsherr war, schrieb sich Flade von Ehrenschild.

Mit den Bemühungen des verdienten Bürgermeisters von Ehrenschild mag es zusammenhängen, daß sich am Ende des siebzehnten Jahrhunderts in der Hirschberger Schleierweberei die neue Verbesserung zeigte, gestreifte und gepunktete Schleier nach französischen und schweizerischen Mustern anzufertigen. Ein geschickter Grunauer Weber soll damit den Anfang gemacht haben. So hatte die Schleierweberei Hirschbergs den Höhepunkt in ihrer Entwicklung erreicht, so daß seine Gewebe sehr berühmt wurden und guten Absatz fanden.

Die Familie der Glasmeister Preußler.

Die Entwicklung der Schreiberhauer Glashütten hängt mit dem Namen der Glasmeister Preußler zusammen, in deren Händen sich diese Werkstätten vom Anfang des siebzehnten Jahrhunderts befanden, bis zu dem Zeitpunkte, als die Glasfabrikation im Zackental von der reichsgräflich Schaffgotsch'schen Verwaltung selbst übernommen wurde. Diese Glasmacherfamilie stammt aus Nordböhmen. Deutsche Glasmacher aus dem sächsischen Erzgebirge gründeten verschiedene Glashütten in Böhmen, die sich in die südlichen Ausläufer des Riesengebirges erstreckten, bis in die Gablonzer Gegend. Von dorther kam 1617 ein Glasmacher namens Wolfgang Preußler nach Schreiberhau und begründete auf dem Gebiete des Freiherrn Hans Ulrich von Schaffgotsch mit dessen Genehmigung die Glashütte an der Weißbach. Damals war Wolfgang schon ein Mann in vorgerücktem Alter und hatte erwachsene Söhne, von denen der jüngste, Hans Preußler, nach des Vaters Tode 1620 die Glashütte übernahm. Er erhielt 1644 eine schriftliche Genehmigung vom Kaiser Ferdinand III. zur Erbauung einer Mühle, einer Brauerei und einer Böttcherei. (Die Urkunde ist im Museum des RGV. in Hirschberg aufbewahrt.) Sein jüngerer Sohn, Johann Christoph Preußler, der 1668 nach des Vaters Tode die Hütte an der Weißbach übernahm, legte höher hinauf am Zacken eine neue Hütte unter dem Weiberberge an und betrieb das Gewerbe in beiden Hütten abwechselnd. Dessen gleichnamiger Sohn leitete den Betrieb bis um 1740 und übergab ihn dann seinem Sohne Georg Sigmund Preußler.

Die alten Glasmeister waren freie Leute, die entweder auf eigenem Grund und Boden oder auf dem einer Grundherrschaft gegen Erbzins saßen und ihr Gewerbe auf eigene Rechnung betrieben. Gewöhnlich wurden ihnen die Rechte des freien Holzschlagens zum Glas- und Aschebrennen und des Jagens und Fischens eingeräumt,

die letzten beiden meist unter gewissen Einschränkungen. Auch das Privileg von 1644 läßt erkennen, daß die Glasmeister Preußler die Vorrechte freier Leute genossen. An Meß- und Markttagen brachten sie ihre Waren zur Stadt und hielten sie feil. Das Feilhalten der Glassachen in Bauden und das Hau-sieren mit denselben durch das Land war ebenfalls üblich. Glasmacher waren noch nicht häufig, da im 16. Jahrhundert wohl nur Kirchen und Rathäu-ser, Privathäuser ganz selten, Glasfenster besaßen. Noch 1469 hatte die kö-nigliche Burg in Breslau Pergamentscheiben in den Fenstern. Im Anfang des 17. Jahrhunderts bezeugt der Name „Glasefenster“, daß es neben Fenstern aus Glas damals auch noch solche aus anderen Stoffen gab. Noch lange fan-den sich in Bauernhäusern neben Glasfenstern auch solche aus engen Holz-gittern namentlich im Oberstock mit Ausnahme der dort gelegenen Ober-stube. – Die Preußler müssen tüchtige Glasmeister gewesen sein, denn sie haben dritthalb Jahrhundert lang die Schreiberhauer Glashütten auf der Höhe erhalten. Andere Söhne, die den Betrieb der Glasbläserei nicht über-nahmen, wurden Glasmaler, Glasschleifer oder Vergolder, oder sie wandten sich auch anderen Gewerben zu.

In der hölzernen Hütte standen zwei oder drei Öfen, ein Fritt-, ein Schmelz- und ein Kühlofen, von denen der letzte manchmal mit einem der anderen beiden vereinigt war. Der Frittofen diente zum Herstellen der Glas-masse, die dann im Schmelzofen zur Verarbeitung fertiggestellt wurde, an dem die Arbeitsöffnungen für die Glasbläser sich befanden. Der Ofen be-stand zuerst aus Lehm und war bienenkorbartig geformt. Die Materialien zur Herstellung des Glases blieben in der Hauptsache Quarzsand und Holzasche. Drei Glassorten wurden meistenteils hergestellt: gemeines Glas, das grüne Waldglas, zu Glastafeln, gewöhnlichen Flaschen und Trinkgeschrirren, auch zu Gefäßen für Apotheker, gewöhnliches weißes Kreideglas, Wirtschafts-glas genannt, woraus Weinflaschen, Gläser, Kelche, Bier- und Branntwein-gläser und Kreideglastafeln gearbeitet wurden, und feines Kreideglas zu ge-schliffenen und vergoldeten Gläsern. Später fertigte man auch farbiges Glas.

Von der Glasveredelung im Zackentale.

Unter den Veredelungsarten des Glases ist die Glasschneiderei beson-ders hervorragend im Hirschberger Tal betrieben worden. Diese Kunst be-gann mit dem Schleifen und Schneiden von Edelsteinen. Edle Quarze wur-den in unseren Bergen von den sagenhaften Walen gesucht, die durch die Walenbüchel und die Walenzeichen an verschiedenen Felsen im Gebirge bekannt sind. Man vermutet, daß sie diese farbigen Quarze zu verschiedenen teuren Glasflüssen für die Glasfabrikation in Italien sammelten. Es ist mög-lich, daß sie den Anstoß zur Steinschleiferei im Gebirge gaben, denn dieses Gewerbe ist in unserer Heimat schon im 15. Jahrhundert geübt worden. Man schliff die Steine mit dem Tretrade und später

mit Wassertriebswerken. Doch hat man bei uns den Übergang vom Schleifen zum Schneiden nicht selbständig gefunden, sondern mit Hilfe der Italiener. Es wird erzählt, daß Hans Ulrich von Schaffgotsch einen italienischen Steinschneider ins Hirschberger Tal brachte und auf der Herrschaft Kynast ansetzte mit der Verpflichtung, Lehrlinge auszubilden und die edle Kunst zu verbreiten. Im letzten Viertel des 17. Jahrhunderts gab es in Hirschberg, Warmbrunn, Hermsdorf, Petersdorf und Schreiberhau so viele Schleifer und Glasschneider, daß die Herrschaft 1685 die Annahme von Lehrlingen erschwerte.

Die Burg Kynast ist nicht im Kriege zerstört worden; sondern ein Blitzstrahl entzündete 1675 die hölzernen Gebäudeteile. Sie brannten aus und blieben als Ruine stehen, da die Burg weder als befestigter Platz, noch als Wohnung für die Herrschaft eine Rolle spielte. Von nun an lebte ein Verwalter auf der Burg. Der Graf Christoph Leopold von Schaffgotsch setzte als solchen den Korporal und Glasschneider Friedrich Winter in die Burg, der bei dem Grafen und seiner Gemahlin in hohem Ansehen stand und ein tüchtiger Mann in seiner Kunst gewesen sein muß. Winter benutzte seine Stellung bei der Herrschaft, um sich einen Vorrang vor den andern Glasschneidern der Gegend zu verschaffen. Er schrieb einen Beschwerdebrief an den Grafen, worin er klagte, daß der Glasschneider und der Schleifer so viele würden, daß keiner so recht sein Brot dabei fände. Das käme daher, weil jeder Handwerker zwei bis drei Lehrlinge ausbilde, die nach einem Jahre etwa, wenn sie etwas kritzeln gelernt hätten, aus der Lehre liefen und nun selbst eine Werkstatt einrichteten. So ginge die Kunst immer mehr zurück, und es vermehre sich die Stümperei. Dadurch erreichte Winter das Verbot der Lehrlingshaltung ohne Erlaubnis und die Einräumung eines Monopols für sich im Jahre 1687. Der Graf ließ für Winter auf dem Kynast eine Schleiferei einrichten und später ein Haus am Mühlgraben erbauen. Jedoch wehrten sich die Glasschneider gegen Winters Übergriffe. Durch einen Beamten der Herrschaft wußte nun Winter den Grafen auf den Gedanken zu bringen, ein herrschaftliches Schleifwerk zu gründen, unter die Leitung Winters zu stellen, es mit 10 bis 12 Schleifern zu besetzen und eine Verkaufsbaude für die Erzeugnisse des Werkes in Warmbrunn zu errichten. Das Werk wurde am Petersdorfer Mühlgraben 1690 für Wasserbetrieb erbaut, konnte aber nicht mit den nötigen Arbeitskräften besetzt werden, weil sich die Glasschneider in Hermsdorf und Petersdorf wie die in Warmbrunn gegen Winters Vorgehen mit allen Kräften wehrten. Sie scheutest selbst das Verbot des eigenen Handwerksbetriebes seitens der Herrschaft im Weigerungsfalle nicht. Ein Bürger und Glasschleifer Preußler in Hirschberg erbot sich, das Werk mit geübten Kräften zu besetzen, wenn er das Monopol bekäme, doch ging die Herrschaft auf das Angebot nicht ein, und so mußte das herrschaftliche Werk mit Steinschleiferei beschäftigt werden.

Die Edelstein- und Glasschneiderei entwickelte sich im Zackental in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zur Blüte. In Hermsdorf, Petersdorf, Voigtsdorf und Schreiberhau gab es solche Künstler; doch befand sich ihr Hauptsitz in Warmbrunn, wo auch der Stapel- und Verkaufsplatz war. Fremde, die zur Kur dort weilten, wie auch Besucher des Riesengebirges kauften in den Glasbauen Erzeugnisse dieses Kunsthandwerks. Böhmen war damals in der Glasfabrikation auf Massenartikel eingerichtet und besaß nur wenige Glasschneider und -schleifer. In Warmbrunn lebten diese Kunsthandwerker nicht im Zwange einer Zunft, sondern als freie Meister. Während 1733 noch sechs Glasschneider genannt werden, sind es 1743 über 40. Die österreichische Regierung hatte eifersüchtig darüber gewacht, daß die Kunst der Kristallglasfabrikation sich nicht in andere Länder verbreite und die Auswanderung der Glaskünstler verboten. Die Lehrlinge lernten in vier Jahren den Glasschnitt, dann in zwei weiteren Jahren den Steinschnitt. Die tüchtigsten Meister in der Blütezeit dieses Kunsthandwerks waren Christian Schneider in Warmbrunn († 1782), Gottfried Kahl in Voigtsdorf, Benjamin Maiwald und dessen Sohn Johann Gottfried Maiwald in Warmbrunn, die als Glas-, Stein- und Wappenschneider sehr gerühmt wurden.

Bergbau und Handwerk in Schmiedeberg.

Im Landeshuter Kamme gibt es Magneteisenstein, der in abbauwürdiger Menge vorhanden und frei von Phosphor ist. Das Schmiedeberger Erz ist hochprozentig und enthält 76 bis 79 % reines Eisen. Diesem Umstande ist es zu verdanken, daß Schmiedeberg seit alters Bergbau betreibt. Eine Urkunde von 1355 bezeugt das Vorhandensein des Bergwerkes schon um die Mitte des 14. Jahrhunderts. Wenn damals Herzog Bolko II. der Weichbildstadt Hirschberg verbürgt, daß das Erz nicht in andere Weichbilder und Länder geführt werden dürfe, so ist zu erkennen, daß die Neigung vorhanden gewesen sein muß, Schmiedeberger Eisenerz nach auswärts zu verkaufen. Demnach muß der Bergbau schon einige Zeit in der Gegend bekannt und die Güte des Erzes erprobt gewesen sein. Der Ort wird mit den Namen „das Eisenwerk und das Schmiedewerk“ bezeichnet. Demnach müssen damals schon viele Schmiede am Ort gewesen sein, daß man das damalige Dorf nach diesen Handwerkern benannte. Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts schon hatten die Kemnitzer Gotschen Anteil am Besitz von Schmiedeberg, das im 15. Jahrhundert ganz in die Hände dieser Adelsfamilie kam. Sie war es, die Schmiedeberg zur Stadt erhoben hat.

Die starke Bevölkerung des Ortes und seiner an der Eisenindustrie beteiligten Umgebung verursachte gar bald einen Kampf gegen die Weichbildstadt, deren Vorrechte den regen Industrieort in seinen natürlichen Bedürfnissen zu sehr einschränkten. Schmiedeberg richtete selbst einen Landmarkt ein und verkaufte Salz, Bier und Kleiderstoffe,

um den Weg nach Hirschberg und Zeit zu ersparen. Die Übertretungen der Weichbildrechte durch Schmiedeberg und die Bemühungen Hirschbergs, diese Uebergriffe abzustellen, führten zunächst zu dem Vergleich von 1454 unter dem Grundherrn Hans Schoff vom Kynast, worin beide Gemeinwesen sich gegenseitig gewisse Vorrechte einräumten. Doch konnte es naturgemäß auch hiermit nicht genügen; Übergriffe und Abwehrmaßnahmen führten endlich dazu, daß Schmiedeberg 1513 durch Kaspar Gotsche Schoff von Fischbach, den damaligen Grundherrn, das Stadtrecht erhielt und von den Einschränkungen durch das Weichbildrecht Hirschbergs frei wurde. König Wladislaus von Ungarn und Böhmen bewilligte das Stadtrecht wohl auch unter dem Einfluß des Sohnes vom Grundherrn, der damals königlicher Kämmerer war und bei Hofe in Ehren stand.

Der König Ferdinand I. ließ 1550 die Ritterdienste in Schlesien schriftlich feststellen. Aus diesem Verzeichnis gewinnt man einen Einblick in die reichen Einkünfte, die das gewerbereiche Städtchen seinen Grundherren gewährte. Das Einkommen des Hans Gotsche von Ober-Schmiedeberg und Pusch-Kretscham (heut Buschvorwerk) betrug 2875 ungarische Gulden (fl.), worin von sieben Hämmern 2500 fl. enthalten sind. Wenzel Gotsche nahm von Mittel-Schmiedeberg ein: 7425 fl., worin von Schneidern und Kürschnern 30 fl., von Schmieden über 101 fl., vom Brauzins 5000 fl., vom Salzmarkt 100 fl., vom Hammermeister 500 fl. stecken. Wenzel, Christoph und Balthasar Gotsche zu Fischbach erhielten von Nieder-Schmiedeberg 1411 fl., worin als Schleifwerkzins 12 fl., als Hammerzins 50 fl. und als Hammermeisterzins 1200 fl. verrechnet sind. Das ganze Berg- und Eisenwerk brachte damals 4479 fl. Auch der Buchwälder Herr von Zedlitz ist noch mit 80 fl. von Hammer- und Schleifwerk an Einkünften beteiligt, die Schmiedebergs Eisenindustrie lieferte.

Bis zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges blühte Schmiedebergs Eisengewerbe. Weite Halden an der Leuschnerkoppe, in der Nähe der Grube „Bergfreiheit“, beweisen noch heut die früher bedeutende bergmännische Arbeit, wie rege die Tätigkeit der Eisenhämmern, Schmelzöfen und Schleifwerke war. An neun Stellen waren solche alte Halden vorhanden, die heut zum Teil weggeräumt sind, weil man in den Schlacken so viel Eisen fand, daß sich das nochmalige Ausschmelzen lohnte. Zu einem Eisenhammer, womit man das ganze Hüttenwerk bezeichnete, gehörte nicht nur der mit Wasser betriebene Hammer, sondern auch der Schmelzofen, in dem das kleingeschlagene Erz unter Holzbefeuерung ausgeschmolzen wurde, und das Schleifwerk, das die platten Eisenstücke glatt schliff, um ihnen ein besseres Aussehen zu geben. Das Schmiedeberger Eisen wird wegen seiner guten Eigenschaften als besonders zu Werkzeugen geeignet bezeichnet, weshalb sich seit alters viel Kleinschmiede, Schlosser und Büchsenmacher in Schmiedeberg niederließen. Eine Nachricht vom Jahr 1563 besagt, daß 11 Eisenhämmern im Gange seien, die jährlich 3000 Zentner Schmiedeeisen lieferten und 10 000 Gulden

Gewinn eintrugen. Also muß der Betrieb sich seit 1550 bedeutend vergrößert haben, wenn damals als Ertrag die knappe Hälfte dieses Gewinnes angegeben wurde.

Vor dem Gebrauch des Pulvers war der Bergbau viel mühsamer als nachher, weshalb man gewöhnlich nur 18 Lachter – 120 Fuß, noch nicht 40 Meter tief in die Erde eindrang. Stellenweise aber trieb man den Schacht bis 60 Lachter tief, das sind 135 Meter. Man arbeitete weite Höhlen aus, die man mit Holz ausfüllte und durch Anbrennen ausglühte. Dadurch wurde das Ge-stein brüchig und konnte mit Schlegel und Eisen besser vom Bergmann gelöst werden. Doch bald hat man die Arbeit durch den Gebrauch des Sprengpulvers erleichtern können. Schon 1479 wußten die Bergknappen von Schmiedeberg mit diesem Pulver umzugehen; denn in diesem Jahre mußten auf Befehl des Landeshauptmanns Georg von Stein zwanzig Schmiedeberger Bergleute bei der Sprengung des Räubernestes Talkenstein bei Welkersdorf behilflich sein.

Aus dem Jahre 1564 stammt ein Zeugnis über die Stärke und Leistungsfähigkeit der Büchsenmacherzunft in Schmiedeberg. Der Graf von Scharffenort bestellte bei den Büchsenmachern 200 Stück Handrohre und leistete darauf eine Anzahlung. (Es sind Handfeuerwaffen gemeint im Gegensatz zu den fahrbaren Rohren der Kanonen usw.) Die Büchsenmacher mißtrauten aber, der Besteller könne sie im Interesse Rußlands gegen Schweden verwenden und verzögerte die Belieferung, bis die kaiserliche Kammer in Breslau die Ausfuhr befürwortete. Man sieht aus der Stärke der Lieferung, daß die Anfertigung von Feuerwaffen in Schmiedeberg eine rege gewesen sein muß.

Im Jahre 1583 erwarb die aufstrebende Stadt, die trotz des Stadtrechtes immer noch ihre Hofdienste leistete, großenteils die Befreiung von denselben und ihre Ablösung in Geldabgaben. – Außer dem Schmiedehandwerk muß das der Schuhmacher von Bedeutung gewesen sein; denn Schmiedeberger Schuhwaren wurden 1592 bis in die Liegnitzer Gegend durch Hau-ssierer verbreitet. Da infolgedessen die Städte Liegnitz, Goldberg, Haynau und Lüben in ihren ‘Rechten beeinträchtigt wurden, untersagte der Herzog von Liegnitz diesen Handel. – Auch der Handel mit Wein war bedeutend. 1594 kaufte hier Hans von Schweinichen für den Herzog von Liegnitz, des-sen Haushofmeister er war, 300 Eimer Wein. Auch die Stadt Haynau bezog um diese Zeit von Schmiedeberg über 80 Eimer ungarischen und österre-ichischen Wein.

Doch der 30 jährige Krieg knickte die Blüte der Stadt und ihres Bergwerkes, das samt dem Eisenhandwerk seine Höhe vor dem Kriege nie wieder erreichte. Die Zunft der Messerschmiede zählt 1659 noch sechs ansässige Meister, während vor dem Kriege 68 da waren. So mochte es bei anderen Handwerken auch sein. Namentlich in der Kriegszeit waren viele Schmiede fortgezogen, wohl auch nach Steinseiffen.

1633 – 36 hatte das Bergwerk stillgelegen; die Hämmer arbeiteten altes Eisen um, und die Handwerker verwendeten es. Die Abgaben von den verarmten Leuten gingen spärlich ein. So sah es nach dem Kriege um Schmiedebergs Industrie kläglich aus.

Von den Laboranten in Krummhübel.

Der Mensch ist abhängig von der Scholle, das heißt: von dem Boden, auf dem er lebt und arbeitet. Wem ein gütiges Geschick ein ausreichendes Stück fruchtbaren Bodens zueignete, der konnte Ackerbau treiben und sich der Früchte seines Feldes erfreuen. Wer aber als Stieffkind des Glückes auf den steinigen, armen Boden eines Berges gebannt wurde, der mußte anderen Erwerb suchen, und so erging es dem Dorfe Krummhübel. Als es im Entstehen war, da war die „Welt ringsum“ verteilt. Steinseiffen, das schon um 1300 gegründet wurde, dehnte sich bis ans rechte Ufer der Kleinen Lomnitz aus, und Querseiffen, das gleich nach dem Jahre 1400 erbaut wurde (zwischen 1400 und 1418), hatte das Land bis an das linke Ufer der Großen Lomnitz mit Beschlag belegt. Dieser Bach aber floß damals weiter östlich, hart an dem Hügel hin, auf dem jetzt Krummhübel liegt, über den Platz des Bahnhofes. Als nun um etwa 1500 auch Krummhübel langsam erstand, blieb es auf den Hügel beschränkt, konnte also die - Landwirtschaft nicht, wie es damals für ländliche Siedlungen Gewohnheit war, zum Broterwerb wählen und mußte sich zunächst mit Köhlerei und Waldarbeit behelfen. Deshalb ging es mit der Entwicklung des Dorfes nur langsam vorwärts. Die kleine Landfläche, die jedem neuen Ansiedler bei seinem Häuschen geboten werden konnte, reichte nur hin zu einem Grasplatz, der das Futter für eine oder mehrere Ziegen, bestenfalls für eine Kuh bot, und zu einem kleinen Hausgärtchen für den Anbau einiger anspruchsloser Bergkräuter. Recht früh suchten viele Leute des Ortes schon ihren Erwerb im Sammeln von heilsamen oder zu irgendeinem gewerblichen Zweck verwendbaren Pflanzen des Gebirges, die sie dann auch in ihren Hausgärten anpflanzten. Kräutersammeln und Kräutergärtnerie wurden seit alters von Krummhüblern als Nebenerwerb im Sommer vielfach betrieben. Die gesammelten oder selbstgezüchteten Arten wurden dann mühsam getrocknet und zum Verkauf in Apotheken gebracht oder auch durch Hausierer als heilkräftige Hausmittel in der näheren und weiteren Umgebung abgesetzt. Die Kenntnis der Heilkräuter und die Beschäftigung mit denselben boten den Anknüpfungspunkt für ein neues, viel später erstehendes Gewerbe, das der Laboranten. Doch sind die Bewohner des Dorfes nicht von selbst darauf verfallen, die Kräuter zu Medikamenten zu verarbeiten.

Leute mit medizinischen Kenntnissen, die vielleicht als Flüchtlinge, wie Sagen berichten, nach Krummhübel kamen, erkannten in dem Vorhandensein und der weitverbreiteten Kenntnis der Heilkräuter

ein Mittel zu einem neuen Broterwerb und lehrten einigen Krummhüblern die Herstellung von verschiedenen Arzneien nach niedergeschriebenen Anweisungen. Die ersten Lehrlinge des neuen Gewerbes sollen Jonas Exner und Melchior Großmann geheißen haben. Ein noch vorhandenes Steuerregister von Krummhübel nennt diese beiden Männer als Besitzer von zwei oder drei Häusern, also als wohlhabendere Leute. Als die Laboranten, wie sich die Hersteller der Medikamente selbst nannten, merkten, wie einträglich das neue Gewerbe werden könnte, verbreiteten sie ihre Kenntnisse an ihre nächsten Verwandten und bewahrten und vererbten die Rezepte als kostbare Geheimnisse. Bald trieb ein großer Teil der Krummhübler das Gewerbe der Laboranten.

Sie vereinigten sich auf Anraten des Kreisarztes später zu einer geschlossenen Zunft mit Oberältesten, Aeltesten und Nebenältesten. Sie nahmen Lehrlinge auf, die nach fünfjähriger Lehrzeit sich vor dem Medizinal-Kollegium, später vor dem Kreisphysikus einer Prüfung unterzogen. Doch durfte der Freigelernte nicht sofort sein Gewerbe betreiben, sondern mußte warten, bis durch den Tod eines Laboranten eine von den dreißig Stellen frei wurde, auf die nach 1740 die Zahl der Laboranten beschränkt worden war. Nun suchte er erst bei der staatlichen Behörde um die Erlaubnis nach, das Laborantengewerbe betreiben zu dürfen. Diese Erlaubnis oder Konzession wurde ihm schriftlich erteilt, und nun übte er sein Gewerbe unter strenger Aufsicht des Staates aus. So war es allerdings erst unter der preußischen Regierung, als Ärzte und Apotheker genügend vorhanden waren, um die Krankenbehandlung auszuüben.

Die Laboranten wurden von den Bewohnern Krummhübels wegen ihrer besseren Bildung und größeren Wohlhabenheit hochgeachtet und nahmen meist die Ehrenämter auf dem Dorfe ein. Sie kannten die wissenschaftlichen Namen der Pflanzen und ihrer Teile und taten sich auf diese Kenntnis viel zu gut. Ihre Häuser waren meist von etwas besserer Bauart als die der kleinen Leute, hatten immer ein kleines Kräutergärtchen, das aber bei vielen anderen Häusern auch vorhanden war, und in einem kleinen Nebengebäude das Laboratorium mit dem Ofen und den zur Arbeit nötigen Geräten. Im Wohnzimmer bewahrten sie in großen Schränken ihre Gläser und Flaschen mit den verschiedenen Arzneien auf. Gedruckte Zettel daran nannten Namen und Zweck des Medikaments. Unter dem Dach bargen gewisse Räume die getrockneten Pflanzen, deren die Laboranten zur Arbeit bedurften.

Durch ihre Tätigkeit brachten sie anderen Personen Arbeit und Verdienst. Jeder Laborant schickte im Sommer seine Kräutersammler aus, die ihre Waren dann getrocknet ablieferten. Auch die Kräutergärtner belieferten die Laboranten mit ihren Erzeugnissen. Von den Glashütten entnahmen sie Flaschen und Gläser für ihre Medizinen und allerhand Gefäße zur Herstellung solcher im Laboratorium. Schmiedeberger und Breslauer Kaufleute lieferten ihnen verschiedene

Stoffe, die außer den Kräutern zur Herstellung der Arzneien nötig waren, wie Hirschhorn und anderes. – Ihre Medizinen, deren sie zuerst 46 anfertigten, verkauften die Laboranten im einzelnen an die Verbraucher direkt oder durch Hausierer, die mit ihren Waren durch die Dörfer oder auf die Jahrmarkte in Schlesien und die angrenzenden Länder bis nach Leipzig zogen. In Schlesien setzten die Laboranten ihre Waren ab auf den Märkten von Breslau, Frankenstein, Reichenbach, Schweidnitz, Oppeln, Neiße, Bunzlau und Liegnitz.

Christoph Leopold von Schaffgotsch.

Nach dem Tode des unglücklichen Freiherrn Hans Ulrich von Schaffgotsch waren seine Kinder 1636 zum katholischen Glauben übergetreten, nachdem sie in Olmütz eine katholische Erziehung genossen hatten. Als der älteste 1641 mündig erklärt worden war, erhielt er die Herrschaft Greiffenstein zurück und 1649 die Herrschaft Kynast. Er wußte seine Stellung so zu festigen, daß er den Vorrang unter dem schlesischen Adel, den seine Vorfahren besessen hatten, wiedergewann. 1649 wurde er Erster Oberamtsrat von Schlesien, 1651 Erbhofmeister und Erbhofrichter der Fürstentümer Schweidnitz und Jauer, 1665 Kammerpräsident zu Breslau, 1666 Landeshauptmann, 1672 Oberlandeshauptmann von Schlesien, und 1675 übertrug ihm der Kaiser die Verwaltung der Fürstentümer Liegnitz, Brieg und Wohlau, die durch den Tod des letzten Piasten unmittelbar in die Hand des Kaisers, des Oberlehnsherrn von Schlesien, kamen. Der Erbvertrag zwischen Liegnitz und Brandenburg von 1537, nach dem diese Fürstentümer an den Großen Kurfürsten fallen müssen, wurde vom Kaiserhause nicht anerkannt. 1683 war Schaffgotsch als Bevollmächtigter des Kaisers bei der Befreiung Wiens. Auf den schlesischen Fürstentagen vertrat er oft den Kaiser und auch bei Bischofswahlen. So hatte Christoph Leopold das alte Ansehen seines Hauses wieder hergestellt und den Besitz desselben im Hirschberger Tale größtenteils wiedergewonnen. Er kann darum als Wiederhersteller oder zweiter Begründer des Schaffgotsch'schen Besitzes genannt werden.

An ihn erinnert die Kapelle des Heiligen Laurentius auf der Schneekoppe, die in den Jahren von 1665 – 81 erbaut wurde. Ein Maurer aus Greifenberg baute sie auf, und die Bewohner der Baberhäuser, von Brückenberg, Wolfshau und Forstlangwasser leisteten die Baudienste und trugen das Baumaterial auf die Koppe; Sand und Kalk brachten sie in Bütten hinauf. Um sich ihre Arbeit zu erleichtern, mußten sie sich Stufen in das Felsgestein hauen, die aber sehr hoch und unbequem zu ersteigen waren. Die Kapelle ist völlig aus Steinen aufgeführt und hat die runde Form der Warmbrunner Bäder. Dieses Zeichen der frommen Gesinnung des Freiherrn ist zugleich ein Zeichen seiner Herrschaft über die Schneekoppe, die ihm vom Grafen Czernin streitig gemacht wurde, so daß er vorher

einen Prozeß führen mußte, der 1664 zu seinen Gunsten entschieden wurde.

1651 gründeten böhmische Flüchtlinge auf des Freiherrn Grund und Boden und mit seiner Genehmigung den Ort Agnetendorf, den der Graf nach seiner Mutter benannte. Auch Einheimische nahmen am Aufbau des Ortes teil. So errichtete ein Seiffershauer die Mühle und den Gerichtskreitscham. Der erste Ortsrichter war ein Böhme namens Behndel. Später sind noch mehr Böhmen hinzugekommen und ein Mann von der Besatzung des Kynast.

Auch Saalberg sollen um dieselbe Zeit böhmische Flüchtlinge begründet haben. Wahrscheinlich trieben sie Köhlerei. Ein furchtbarer Brand soll dann den ganzen Wald auf dem Berge samt den ersten Hütten verzehrt haben, weshalb man dann den Berg den leeren oder saalen Berg benannte. Einheimische Siedler vermehrten auch hier bald die Bewohnerschaft.

1664 entstanden die Baberhäuser. Wasserbaukundige aus den Alpen kamen zuerst nach Böhmen, mußten aber ihres lutherischen Glaubens wegen fliehen und siedelten sich hier an. Martin Marksteiner und Simon bauten die ersten Häuser.

Auch der Ortsteil Mariental in Schreiberhau ist in jener Zeit von böhmischen Flüchtlingen besetzt worden. Seinen Namen soll er nach der Sage von einer Frau Maria Pluche erhalten haben, die den Anfang zur Besiedelung machte. Sie floh wegen ihrer Religion aus Böhmen, heiratete aber im schlesischen Flachlande einen Katholiken und hatte zwei Söhne. Nach dem Tode ihres angesehenen und begüterten Mannes begann auch die Verfolgung wieder. Ihre Söhne wurden ihr weggenommen und wahrscheinlich ins Kloster gebracht. Da sie sich weigerte, ihren Glauben zu wechseln, durfte sie die Kinder nicht wiedersehen und zog heimlich, als sie einen Teil ihres Vermögens gerettet hatte, nach Schmiedeberg, wo sie unter dem Namen Marie lebte. Doch glaubte sie sich auch dort nicht sicher, zog nach Schreiberhau und nannte ihren Wohnplatz zuerst Jammertal. Sie nahm andere Flüchtlinge in ihre Nähe und unterstützte sie. 1651 kamen noch 80 flüchtige Familien hier an, von denen drei den Namen Holland führten. Die Hollandhäuser sind noch bekannt.

Demnach war also der katholische Freiherr von Schaffgotsch ein Hort flüchtiger Protestanten, woraus ersichtlich ist, daß er die harte Behandlung dieser Armen nicht billigte.

Wie die Gnadenkirche in Hirschberg gebaut wurde.

Im Jahre 1646 hatten in Hirschberg der katholische Pfarrer Christoph Franz Hubrich und der evangelische Pastor Tobias Röhricht sich durch einen schriftlichen Vertrag geeinigt, in der Stadtpfarrkirche friedlich nebeneinander ihrem Gottesdienst zu dienen und Freundschaft zu halten. Genaue Bestimmungen über die Zeiten der Gottesdienste und den Gebrauch der Geräte hinderen Mißhelligkeiten. Bis 1650

dauerte dies schöne Verhältnis, und so war der ewige Wechsel und Kampf zwischen den Konfessionen beseitigt. 1650 wurde Pastor Röhricht auf Drängen der Jesuiten vertrieben, die nun bis 1672 das Pfarramt in der Hand hatten. Die Protestantnen waren rechtlos, trotzdem der größte Teil der Bewohner der Stadt lutherisch war, und sie mußten zum Gottesdienst in die Grenzkirchen Niederwiesa, Probsthain, Harpersdorf und zur Friedenskirche in Jauer gehen oder besuchten heimlich die verbotenen Buschgottesdienste.

Lange bemühten sich nun namentlich die Hirschberger Kaufleute, besonders Gottfried Glafey, am Wiener Hofe um freie Religionsübung für die Hirschberger Protestantnen, leider vergeblich. Da kam im Jahre 1706 Karl XII. von Schweden auf seinem Siegeszuge nach Schlesien und wurde von den Lutheranern um Hilfe in ihrer Not gebeten. 1707 kam zwischen dem Kaiser und Schweden ein Vertrag zu Altranstädt zustande, nach dem der Kaiser alle die Einschränkungen der Protestantnen abzustellen versprach, die über die Bestimmungen des Westfälischen Friedens hinausgingen. An diesen Vertrag schlossen sich Verhandlungen über dessen Ausführung, die der schwedische Bevollmächtigte, Freiherr von Strahlenheim, für die Evangelischen führte. Seiner Verwendung ist es zu danken, daß der Kaiser Joseph I. 1709 die Erlaubnis zum Bau von sechs sogenannten „Gnadenkirchen“ in Schlesien erteilte, zu Freystadt, Sagan, Hirschberg, Landeshut, Militsch und Teschen. Teuer erkauften diese Städte die kaiserliche Gnade. Hirschberg schenkte dem Kaiser 12 600 Gulden und lieh ihm noch 100 000 dazu, die aber niemals zurückgezahlt wurden. Außerdem leisteten die sechs Städte gemeinsam noch 220 000 Gulden zu Ehrengeschenken an Karl XII. und Strahlenheim. Bald darauf, als die Bauerlaubnis dem Rat zu Hirschberg mitgeteilt worden war, wählten die erfreuten Protestantnen einen Kirchenvorstand; es waren die Herren: von Mohrenthal, Dr. Süßenbach, von Buchs, Glafey, Steuer, Mentzel und Baumgart.

Der 22. April, Montag nach Jubilate, war der große Festtag, an dem Vertreter des Landesherrn den Platz zum Kirchenbau bezeichnen sollten. Es war ein schöner Frühlingstag; die Bürgerschaft trat unters Gewehr und bildete Spalier bis zur Zackenbrücke. Die Landedelleute ritten den kaiserlichen Vertretern entgegen, dem Landeshauptmann Grafen Anton von Schaffgotsch und dem Grafen Ludwig von Zinzendorf, die im sechsspännigen Wagen von Warmbrunn gefahren kamen. Der junge Baron von Zedlitz auf Schildau begrüßte die beiden Kommissarien, und die Herren vom Adel ritten mit entblößtem Degen dem Wagen voran. Musik vom Rathausturme und Böller-schüsse begrüßten den Zug, der sich nach dem Kirchplatz bewegte. Eine unübersehbare Volksmenge hatte sich auf den Kämmerschen Äckern versammelt, die der Baumeister Franz aus Reval zum Bauplatze ausgewählt hatte. Die beiden kaiserlichen Vertreter stiegen nun zu Pferde, und um sie schloß die Volksmenge einen großen Kreis. In einer Rede pries der Graf Schaffgotsch

die Gnade des Kaisers, die den evangelischen Bürgern Hirschbergs eine Kirche und eine Schule zu bauen erlaube, und ermahnte die Stadtobrigkeit zu friedlicher und fachgemäßer Ausführung des Baues. Dann sprach Graf Zinzendorf, daß sich die Bürgerschaft beim Anblick der Kirche an ihre Pflichten gegen Gott und den Kaiser erinnern möge. Als Gnadenzeichen hatte der Kaiser einen eisernen Doppeladler mit dem Buchstaben „J“ auf dem Herzen übersandt. Der Adler steckte auf einer langen Stange und war mit einer goldenen Krone und einem gelb-schwarzen Bande geschmückt. Beide Grafen erfaßten das Zeichen und steckten es in den Boden. Dann übergaben sie es den Kirchenvorstehern. (Es befindet sich heut noch in der Gnadenkirche.) Ein Schmiedeberger Rechtskundiger dankte den beiden Grafen, und zum Himmel drang im mächtigen Chor: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'!“ Man stellte noch eine Wache bei dem Gnadenzeichen auf.

Neben dem Kirchplatz war ein mächtiges Zelt errichtet, in dem nun ein Geistlicher aus Schweidnitz einige Taufen vollzog. Es waren Söhne des Buchwalder Herrn von Reibnitz, der Hirschberger Kaufleute Baumgart und Gottschling und fünf Kinder vom Lande, die getauft wurden. Am Sonntag Kantate befanden sich 24 000 Menschen im Gottesdienst. Am Himmelfahrtstage waren 1100 Abendmahlsgäste da, so daß die Feier bis 4.30 Uhr nachmittags dauerte. In elf Tagen war eine geräumige Notkirche aus Holz fertiggestellt, in der schon das Pfingstfest gefeiert werden konnte. Am 2. Feiertage ließen die Hirschberger das altgewohnte Pfingstschießen ausfallen, um den Gottesdienst nicht zu versäumen. In neun Jahren stellte man nun den Bau der Gnadenkirche her, die am Montag nach Jubilate 1718 eingeweiht wurde. Der Tag ist als jährliches Kirchenfest immer gefeiert worden.

Der Baumeister Franz leitete den Bau der Kirche, die nach dem Muster der Katharinenkirche in Stockholm errichtet wurde. Die Kirche hat einen kreuzförmigen Grundriß; die Kreuzarme sind gleich lang. So ordnen sich um den Mittelplatz auf dem die Kanzel steht, die vier Schiffe, in denen auf zwei Hauptbühnen und einer kleinen Oberbühne sich die Kirchenbesucher sammeln können. Zwischen den Kreuzarmen sind die Treppenhäuser eingebaut, die oben ein kleines Türmchen tragen. Ein flaches Gewölbe mit runder Mittelöffnung, in der sich eine Uhr befindet, deckt den Mittelraum, und darüber erhebt sich der Glockenturm, der aus drei übereinander sich aufbauenden Teilen besteht, von denen der obere immer kleiner ist als der untere. Die reichen Kaufherren der Stadt haben das schöne Gotteshaus herrlich ausgeschmückt und sich dadurch ein bleibendes Denkmal ihres Reichtums wie ihrer frommen Opferwilligkeit errichtet. Der Kirchenvorsteher und Kaufmann Christian Mentzel stiftete mit einem Kostenaufwande von über 30 000 Talern Altar und Orgel. Ein Görlitzer Kaufmann, Melchior Berthold, schenkte der heimatlichen Kirche die schöne in Becherform gehaltene und mit ausgehauenen

Figuren geschmückte Kanzel aus Sandstein mit dem ebenso schmuckvollen Treppenaufgange und dem Schaldeckel. Den kunstvollen Taufstein schenkte der Kaufmann Gottfried. Die Deckengewölbe ließen die Kaufherren Gottfried Ullmann und Heinrich Martens mit Gemälden ausstatten. Die Emporen verzierte man mit Bibelsprüchen und Bildern. So bekam Hirschberg ein herrliches Gotteshaus.

Vier Prediger mußten an das Gotteshaus berufen werden und hatten voll auf zu tun mit der geistlichen Versorgung der drei Städte Hirschberg, Schmiedeberg und Kupferberg und der etwa 80 Dörfer, deren Bewohner in die Gnadenkirche kamen. Es war eine große Erleichterung für die Evangelischen des Hirschberger Tales, als sie ihre weite Kirchfahrt nun viel abkürzen konnten. Dabei darf nicht vergessen werden, daß der Reichtum der Hirschberger Kaufherren, der den Bau dieses prächtigen Gotteshauses ermöglichte, sich auf der mühsamen und billigen Arbeit unserer meist armen Weberbevölkerung aufbaute. So kam diesen Armen, denen die Zeiten der Bedrückung umso schwerer fallen mußten, ein Segen ihrer eigenen Arbeit zugute, wenn sie sich an der Schönheit der „Gnadenkirche zum Kreuze Christi“ in Hirschberg erbauten und an den erhebenden Gottesdiensten in derselben. Die Kirche enthält etwa 4000 Sitzplätze, und doch war sie damals bei dem ungeheuren Andrang noch zu klein.

Rings um die Kirche breitet sich der Gnadenkirchhof aus, der an der Ost- Nord- und Westseite mit schönen Gräften versehen ist. Diese erbauten sich reihe Städter der damaligen Blütezeit Hirschbergs für ihre Familien. An den meisten dieser Gräfte sind die kunstvollen Schlosserarbeiten der eisernen Gittertore und viele Sandsteinfiguren zu bewundern. Namentlich die Gräfte an der Westseite, am Pfarrgarten, sind schön, unter ihnen die Schäffersche und die des Kaufmanns Franz, vor der ein prächtiges Denkmal aus kararischem Marmor mit einer sitzenden Frauengestalt auffällt. Auch andere schöne Denkmäler sind vorhanden.

Mit der Einrichtung der neuen Kirchgemeinde begann auch die evangelische Schule wieder ins Leben zu treten. Für den Volkschulunterricht wurde ein Raum auf der Mühlgrabenstraße eingerichtet. Auch eine Höhere Schule wurde 1710 gegründet. Der Baumeister, der die Gnadenkirche errichtete, baute auch das benachbarte Pfarr- und Schulhaus, in dem die evangelische Lateinschule ihren Platz fand, das jetzt vom Staat unterhaltene Gymnasium.

Friedrich der Große schuf uns ein Vaterland.

Ueberblick über den Zeitraum von 1740 bis 1786.

Mit dem Jahre 1740 trat für unsere schlesische Heimat ein neuer Wendepunkt ihres Geschickes ein; gleich wichtig wie der Eintritt des deutschen Volkselementes um 1200 und der Uebergang Schlesiens an Böhmen und somit an ein deutsches Fürstenhaus um 1350. Begann um 1200 die Bildung eines deutschen Volksstammes in Schlesien, so wurde dieses Glied um 1350 an das deutsche Volk herangezogen und teilte fortan dessen Entwicklungsgang. 1740 aber wird der Volksstamm der Schlesier, der nebenher geführt worden war, nunmehr in eine deutsche Staatsgemeinschaft als vollgültiges Glied eingefügt. Als Karl IV. die gar zu junge schlesische Fürstin heiratete, sah er mehr auf ihr zugebrachtes Gut und Erbe, die Fürstentümer Schweidnitz und Jauer, als auf die Braut. Ähnlich war es mit dem Verhältnis Schlesiens als Nebenland Böhmens zum deutschen Herrscher; er liebte weniger das Volk als dessen Gut, von dem er reiche Einkünfte bezog. Man denke an unsere Gnadenkirche! Als Friedrich der Große um Schlesien warb, da muß der Antrieb dazu ein tiefer liegender gewesen sein; denn sonst hätte er nicht 23 Jahre lang um diesen Besitz gerungen und hätte nicht abermals 23 Jahre nachher in wahrhaft väterlicher Weise an diesem Besitztum gepflegt und gearbeitet, daß es 1786 beim Tode des großen Fürsten ein blühendes Land sein konnte. Hatten die meisten Schlesier unter Österreichs Herrschaft stets fühlen müssen, daß sie dem Herzen des Landesherrn recht fern standen, so erkannten sie an Friedrichs Regierungsarbeit, daß sie sein Herz besaßen. Kurz: Friedrich der Große gab uns ein Vaterland, indem er ein echter Landesvater wurde.

Friedrich hat Schlesien im Kriege erobert, weil er einen Rechtsanspruch darauf erhob, dem die Kaiserin Maria Theresia nicht stattgab. Zufolge der 1537 zwischen den Fürstenhäusern von Brandenburg und von Liegnitz geschlossenen Erbverbrüderung hätten die schlesischen Fürstentümer Liegnitz, Brieg und Wohlau 1675 beim Aussterben der Liegnitzer Piasten an den Großen Kurfürsten kommen müssen, was der damalige Kaiser Leopold I. verhinderte. Wenn man Schlesien nach seiner geographischen Lage betrachtet, die doch beim Anschluß eines Landes an einen schon vorhandenen Staatsverband sehr in Frage kommt, so muß man urteilen: Schlesiens

Anschluß an Böhmen ist ein erzwungener, seine staatliche Verbindung mit Brandenburg eine durch die Natur gegebene. Die einzige richtige Antwort auf die Frage, ob es von Friedrich dem Großen recht oder unrecht war, sich Schlesien anzueignen, können nur die Bewohner des leidenden Landes geben, also die Schlesier selbst, und diese urteilten in erdrückender Mehrheit so: Habsburg hatte durch eine jahrhundertlange Knechtung der Schlesier ihren Besitz verwirkt; der große König hat sein Besitzrecht auf Schlesien durch eine segensvolle Regierung von noch nicht fünfzig Jahren erwiesen.

Wenn wir die Lösung Schlesiens aus dem österreichischen und seine Einfügung in den preußischen Staatsverband betrachten, so finden wir, daß sich beides politisch erstaunlich schnell vollzog, aber wirtschaftlich desto schwieriger gestaltete. Das Volk der Schlesier war gar bald zum 'größten Teil gut preußisch gesonnen, weil es die Vorteile des Wechsels augenfällig erkannte. Wirtschaftlich war Schlesien mit den Nachbarländern Böhmen und Mähren aber so eng verwachsen, daß die Loslösung recht schwere Schäden brachte, die allerdings Friedrichs weise und vorsorgliche Regierung zu meist ausglich. Schlesien erhielt wegen seiner Sonderverhältnisse einen eigenen Minister, der seine ganze Kraft nur dieser einen Provinz zuwandte. Infolgedessen war Schlesien zunächst in gewisser Hinsicht ein Staat für sich, der sich erst nach und nach in den preußischen eingliederte.

Friedrichs erste Sorge war die Herstellung des religiösen Friedens im Lande, der so furchtbar lange gestört war. Beide Religionsparteien kamen dabei zu ihrem Recht. Die verwickelten Verhältnisse auf dem Lande zwischen Gutsherren und Bauern suchte er zu erleichtern, wobei er wieder für jede der beiden gegeneinander gerichteten Parteien liebevoll dachte. Die Leinenindustrie im Gebirge, die eine so umfassende Ausdehnung und Bedeutung hatte, förderte er von Anfang an stetig, trotz der Widerstände in den verschiedenen Interessenkreisen, bis an sein Lebensende und suchte die durch den Krieg und die Lösung von den Nachbarländern entstandenen Schäden zu lindern und zu heilen. So hat „er die Blüte dieses Gewerbes, die schon vor seiner Regierung vorhanden war, zu erhöhen gesucht, was ihm auch gelang. Ebenso hob er den Bergbau und die Glasindustrie, die allerdings unter recht schwierigen Verhältnissen, namentlich im Zackental, einen Rückgang erlebte. Friedrichs persönliches Eingreifen in alle Verwaltungszweige ermöglichte eine so schnelle Heilung der Kriegsschäden, daß er in Jahren und Jahrzehnten erreichte, was den Habsburgern in Jahrhunderten nicht möglich gewesen war.

Sein Vorbild, sein Fleiß, seine Sparsamkeit und seine strenge Aufsicht schufen einen pflichttreuen, fleißigen Beamtenstand, ein hohes Ehrgefühl im Volke und ein starkes Pflichtbewußtsein. Seine Heldentaten im Kriege trugen ihm die Hochachtung und seine treue, landesväterliche Sorgfalt die Liebe der Schlesier ein. Wie er das

Volk geistig hob, so erhöhte er auch seine Lebenshaltung und förderte durch ein gutes Schulwesen die Volksbildung. Die preußische und die österreichische Verwaltung waren zwei so gründlich verschiedene Erscheinungen, daß man in Schlesien gar bald bis tief ins Volk hinein den Unterschied erkannte und sich für Preußen entschied. In seiner Regierungstätigkeit hat Friedrich der Große stets die Wahrheit seines eigenen Ausspruches erwiesen:

„Ich bin der erste Diener meines Staates.“

Unsere Heimat in den Schlesischen Kriegen.

Das Hirschberger Tal liegt in den schützenden Armen der Bergzüge des Riesen-, Jser- und Bober-Katzbach-Gebirges, fern von den Gegenden, wo sich die Haupthandlungen der Kriege vollzogen, hat also an diesen keinen Anteil gehabt; doch sind die Nähe der Grenze und die der Pässe von Schmiedeberg und Landeshut gefährliche Umstände, die sehr schnell feindliche Streifkorps herbeiführen und unsere Ortschaften ihrem Mutwillen preisgeben konnten.

Im Jahre 1741 kamen preußische und österreichische Soldaten in buntem Wechsel durch unsere Heimat, wobei sich gar bald eine bestimmte Erkenntnis Bahn brach. Der Preuße kam als anständiger Soldat, dem seine regelmäßige Verpflegung und Besoldung vom Truppenteil aus zustand, und der alles bezahlte, was er etwa von den Einwohnern des Landes an Essen und Trinken forderte. Der Österreicher aber war auf Raub, Plünderung und Erpressung bedacht, und man kann nicht einsehen, wie Maria Theresia sich auf diese Art die Zuneigung der Schlesier so leicht verscherzen konnte, nachdem ihre Vorfahren in langer Reihe so arg an ihnen gesündigt hatten. Außer den Panduren und Kroaten, die sehr berüchtigt waren, zeigten sich die leichten Streifkorps der Österreicher als böse Räuber.

Im Juli 1741 erschien vor dem Städtchen Schmiedeberg ein etwa 200 Köpfe starker Trupp österreichischer Freibeuter und verlangte unter Drohungen eine große Geldsumme. Schon wollte der Magistrat die Summe zahlen, um Schlimmeres zu verhüten. Da taten sich die zahlreichen Bleicherknechte zusammen, bewaffneten sich mit Äxten und Stangen und drangen auf die Tolpatschen, wie man diese Feinde nannte, ein. Etliche wurden erschlagen und 17 gefangen, die anderen flohen. Die Gefangenen wurden nach Breslau eingeliefert, wo harte Strafe ihrer wartete.

Ein schrecklicher Plagegeist war der österreichische Oberstleutnant de Franquini, der 1745 ins Hirschberger Tal einfiel. Eines Abends im Juni forderte ein österreichischer Husar für 1000 Mann Brot und Fleisch von der Stadt und das nötige Futter für die Pferde. Man bemühte sich darum und sah bald die Wachtfeuer der 500 Kroaten zwischen den Häusern von Rosenau. Ihr Führer Franquini verlangte von der Stadt eine große Karte von Schlesien

mit den Fürstentümern und Kreisen. Franquini drohte, er werde sie schon finden. Am nächsten Tage forderte er den Rat auf, durch zuverlässige Spione auszukundschaften, wo die Preußen stünden, wie stark sie seien und wohin sie marschieren. Ferner verlangte er auf acht Tage Verpflegung von der Stadt und die Ablieferung von Gewehren nach Schmiedeberg. Zwölf Wagen konnte man nach vieler Mühe aufbringen, um die Gewehre, die vom Lande eingesammelt waren, und einige aus der Stadt nach Schmiedeberg zu bringen. Doch dort fand man die Österreicher nicht mehr vor und mußte nun die Gewehre zu Franquini ins Lager liefern. Er ließ durchblicken, daß er nicht in die Stadt kommen wolle, wenn man ihm ein Geschenk gebe. Ein Schock Leinwand und 40 Dukaten, die man ihm anbot, bezeichnete er als Geschenk für ein Küchenmädchen. Darauf mußte sein Bote den Magistrat belehren, daß ihm 24 Tischtücher mit je 12 Servietten, für jeden seiner 500 gemeinen Soldaten je ein Reichstaler und so nach Verhältnis für die Offiziere mehr genehm sein würden. Mit 300 Dukaten und acht halben Weben Leinwand nebst Tafelzeug ließ er sich endlich abfinden. Noch preßte er der Stadt bei Androhung der Plünderung 1000 Dukaten und seine Weinrechnung von 425 Gulden ab.

Nach einem von Schmiedeberg am 18. November 1745 datierten Schein verlangte derselbe Räuber von Krummhübel binnen 24 Stunden 12000 Taler bares Geld, neun Vorspannwagen, 30 Paar Schuhe, 600 Portionen Brot nach Schmiedeberg zu liefern. Desgleichen sollten 4000 Portionen Heu und eben so viel Hafer nach Marschendorf geschickt werden. Im Weigerungsfall drohte er Plünderung an. Von Schmiedeberg forderte er 40 000 Gulden. Man brachte alles Bargeld und Schmucksachen herbei, konnte aber die Summe nicht zahlen, da mußte die Herrschaft für nahezu 14 000 Gulden bürgen. So mußten die Schmiedeberger am Ende der ersten beiden Schlesischen Kriege eine Schuldenlast von 28 000 Talern verzinsen und hatten noch an privaten Verlusten 60 000 Taler zu rechnen. Die Hirschberger hatten allein im Jahre 1745 eine Schuld von nahezu 165 000 Talern durch die Besuche der Österreicher aufgebürdet erhalten.

In Krummhübel hatte man sich gegen die räuberischen Freischaren zur Wehr gesetzt, Verhause gemacht und sich mit dem Gewehr verteidigt. Es war am 8. November 1745. Da plünderten die Feinde das Dorf, 10 Menschen wurden getötet und viele verwundet. Etliche Tage wurden die Bewohner gequält und große Summen von ihnen erpreßt. Arnsdorf hatte 1800 Taler, Steinseiffen 2000 und Krummhübel auch 2000 Taler zu zahlen.

Noch Schlimmeres brachte der Siebenjährige Krieg. Nachdem des Königs Armee 1757 nach Westen gezogen und so Schlesien von seinem Schutze entblößt worden war, besetzten im Juli Österreicher die Stadt Hirschberg. Der Oberstwachtmeister von Raskowitz, der vorher in Schmiedeberg stand, traf am 17. Juli mit 20 Husaren und

mehreren Offizieren bei Hirschberg ein und lagerte am Grünbusch. Er forderte, daß die königlichen Kassengelder, die Steuern, nicht mehr an die preußische Verwaltung nach Glogau abgeführt würden und auch mit der Glogauer Kammer der Briefwechsel abgebrochen werden solle. Bei einem Mittagsmahl, das Raskowitz für sich und seine Herren bestellt und zu dem er den Rat eingeladen hatte, verlangte er von diesem, die Stellung der Preußen auszukundschaften und zu verraten, und drohte, ein Ratsmitglied mit sich zu nehmen und erschießen zu lassen, wenn er unversehens überfallen würde. Er forderte am nächsten Tage auf dem Rathaus, man solle die Kassengelder nach Landeshut schicken, wollte aber keine Quittung geben, weil er diese Gelder für ein persönliches Geschenk ansah. Seine Offiziere erzählten, sie seien in Schmiedeberg reih mit Tafelzeug beschenkt worden. Man schenkte nun auch in Hirschberg den Quälgeistern 99 Taler und hatte 350 Taler sonstige Kosten für den Besuch zu zahlen.

Am 25. Juli forderte der kaiserliche Kommissar Nettolitzky für die Armee bei Zittau vom Hirschberger Kreise binnen sechs Tagen 10 000 Zentner Heu und 5000 Scheffel Hafer, auch solle sich der Kreis mit hinreichendem Proviant für das ganze österreichische Heer versehen. Am 30. Juli mußte eine Feldpost von Schönau über Hirschberg nach Schweidnitz eingerichtet werden. Schon am 6. August kam ein anderer kaiserlicher Kommissar, holte die eingegangenen Steuern ab und erhielt mit seinem Begleiter Geschenke an Gold und Leinwand. Am 24. August kamen mehrere Abteilungen österreichischer Husaren zum Burgtor herein und lagerten auf dem Stadtkirchhof. Sie forderten die Stadtschlüssel und Geschenke. Am nächsten Tage kam ein Rittmeister mit 100 Husaren von Landeshut und lagerte am Galgenberge. Sie forderten 600 Taler Vorschuß aus den Accisegeldern, Geschenke und die Abnahme der Adler als Zeichen preußischer Herrschaft; sogar der Adler auf dem Rathausturm sollte herunter. Beim Abzug beraubten diese Besucher noch die Bleichen. Am 11. September sollten 30 000 Mauerziegeln zur Feldbäckerei nach Greiffenberg, am 12. September 5000 Scheffel Hafer nach Goldberg geliefert werden und am 10. Oktober 6000 Scheffel Roggen und 20 000 Scheffel Hafer. Diese Forderungen dauerten fort, bis preußische Husaren hier ankamen, die den Feinden Wagen und Gefangene abnahmen und zurückbrachten.

Besonders schwer war noch einmal das Jahr 1760 für Hirschberg. Im Juli rückten wieder verschiedene feindliche Truppenteile vor die Stadt und forderten zweimal hintereinander 100 000 Gulden. Die erste Forderung konnte mit 45000 Gulden beglichen werden; jedoch die zweite wurde voll erhoben, wobei die Bürger den letzten Groschen und allen Kredit aufboten. Daneben forderten die Österreicher von der Stadt 60 000 Ziegel zu einer Feldbäckerei und zu Magazinen. So stieg die Schuld der Stadt Hirschberg im Siebenjährigen Kriege auf weit über 300 000 Taler.

Im Jahre 1759 forderte der Minister die Schmiedeberger Kaufleute auf, den armen Damastwebern mit Vorschuß und Warenabnahme beizustehen. Da klagten die Kaufherren: „Die Leineweber und Spinner haben ebenfalls ihr Schicksal zu tragen. Die nötigen Garne und Gespinste sind fast nicht herbeizuschaffen. Sie haben auch den ganzen Sommer fast unerschwingliche Lieferungen von beiderseitigen Truppen ertragen. Und so geht es auch der Handlung; alles Material ist auf den höchsten Preis gestiegen und so seltsam geworden, daß wir, wenn nicht Gott uns erhält, alle erliegen müssen.“ 1758 starben in Schmiedeberg 436 Menschen an der Pest.

Im ganzen Gebirge, ging es ähnlich zu, wo die Österreicher mit ihren Lieferungen und Brandschatzungen einfielen. Die wohlhabenden und gewerbereichen Gebirgskreise verarmten. Erlitten die Österreicher irgend einen Verlust, so ließen sie es bei späterer Rückkehr die Einwohner büßen. Ja, auch die Preußen hausten manchmal, wenn sie nicht ihre rechte Verpflegung hatten, schlecht. So sah es aus, als ob sich die beiden kriegführenden Parteien verbunden hätten, das Land zu ruinieren.

Daher atmete man auch in unserer Heimat auf, als 1763 endlich der Friede kam.

Wie die Gemeinde Reibnitz ein evangelisches Kirchspiel gründete.

Der junge Preußenkönig Friedrich II. stand im Anfange des Jahres 1741 vor der Festung Glogau. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht verbreitet, daß er den Protestanten Schlesiens freie Religionsübung gewähre und die Gemeinden, die sich an ihn wenden, mit lutherischen Predigern versehe. Auch in der Gemeinde Reibnitz wurde diese Botschaft bekannt, und der rührige Ortsrichter Christoph Marpert, der mit kluger Einsicht einen energischen Willen verband und das gehörige Ansehen in der Gemeinde hatte, griff das Werk mit Eifer an, auch seine Glaubensgenossen in Reibnitz mit einem eigenen Kirchensystem zu beglücken. Zwei schlichte Männer aus dem Dorfe fanden sich bereit, als Abgesandte ins Lager nach Glogau zum Könige zu reisen; es waren der Häusler und Koh Johann Heinrich Härtwig und der Häusler und Ziergärtner Johann Christoph Nickelsdorf.

Am 11. Februar 1741 traten sie ihre Reise an. In Rauschwitz bei Glogau war das Hauptquartier des Prinzen Leopold von Dessau, des Führers der Belagerungsarmee von Glogau. Ihn baten die beiden Männer, da er vom Könige mit der Angelegenheit der Evangelischen betraut war, um einen Pastor für die Gemeinde Reibnitz. In Rauschwitz hatten sie einen Kandidaten der Theologie mit Namen Schwarz kennen gelernt, der bisher Hauslehrer beim Herrn von Rothe in Reisicht war, nun aber wohl nach einem Pfarramt strebte. Ihn erwählten die beiden Reibnitzer und baten nun beim Prinzen um eine Probepredigt für ihn. Doch verlangte der Prinz, vorher

die schriftliche Einwilligung des Reibnitzer Grundherrn zur Gründung einer evangelischen Kirche in Reibnitz zu sehen. Um diese Genehmigung zuvor einzuholen, reisten die beiden Abgesandten wieder heim.

Schon 8 Tage nach der ersten Reise konnte Härtwig, mit dem nötigen Schreiben des Grundherrn in der Tasche, diesmal in Begleitung eines Gerichtsmannes Schmidt, sich zum zweitenmale nach Glogau wenden. Mit ihm reisten in gleicher Absicht Abgeordnete aus Altkemnitz und nahmen einen Kandidaten aus Hirschberg mit, um ihn für ihre Gemeinde zum Geistlichen verordnet zu erhalten. Doch ging es den Vertretern beider Gemeinden wider den Strich. Kandidat Schwarz war indes von einer anderen Gemeinde gewählt worden, und Kandidat Dittrich konnte diesmal nicht geprüft werden. Doch wurde zunächst für beide Gemeinden ein gemeinsamer Prediger in der Person des David Großmann bestimmt. Nach einer weiteren Ordinierung von Geistlichen sollte auch Reibnitz einen eigenen Geistlichen haben. Pastor Großmann sollte jedoch erst später nachkommen. Mit diesem Bescheide kamen die Reibnitzer heim.

Das mitgebrachte Schriftstück lautete: „Auf Sr. Königl. Majestät in Preußen allergnädigsten Befehl soll der Prediger Großmann in Kemnitz und Reibnitz und denen da herum liegenden Dörfern den Gottesdienst halten, auch alle Actus ministeriales (kirchlichen Handlungen) verrichten, übrigens aber den Katholiken keinen Eintrag tun, wonach sich ein jeder, wes Standes er sei, zu achten hat.

Im Hauptquartier zu Rauschwitz vor Glogau, den 4. Martii 1741.

Sr. Kgl. Maj. in Preußen General-Leutnant von der Infanterie und jetziger Kommandant des 2. Korps der Armee,

Leopold.“

Am 13. März erhielt die Gemeinde Reibnitz von Glogau die Nachricht, daß sie nun wieder wegen eines Geistlichen nachfragen könne. Härtwig und Schmidt reisten zum dritten Mal nach Glogau und nahmen ihren Kandidaten Dittrich wieder mit. Wieder war die Reise umsonst; denn König Friedrich war schon weitergezogen, weil die Festung Glogau am 9. März eingenommen worden war und er sich nun nicht weiter aufhalten konnte. Härtwig zog dem Könige nach und erreichte den Prinzen Leopold in Schweidnitz. Von ihm erhielt Härtwig den Bescheid, Reibnitz solle sich bis auf gelegenere Zeit gedulden; Pastor Großmann werde bald nachkommen. Doch verzögerte sich dessen Ankunft längere Zeit.

Gerichtsmann Ziegert aus Altkemnitz und Härtwig, der Reibnitzer Abgesandte, wollten sich nun den König selbst aufsuchen. Aber die braven Leute gerieten in die Gegend von Neiße, wo der Feind stand. Sie wurden als Spione verdächtigt, gefangen genommen und in Neiße ins Gefängnis gebracht. Ihre Briefschaften wurden ihnen abgenommen, und ihnen drohte der Galgen. Voller Angst die beiden im Gewahrsam. Endlich wurden sie vor

den Kommandanten zum Verhör geführt, der sie streng ansah und sehr barsch ausfragte, wer sie seien, wohin sie wollten, und welche Absicht sie hätten. Umständlich erzählte Härtwig von seinen Reisen zum Könige wegen eines evangelischen Geistlichen. Sie hätten schon einen gewählt, den Kandidaten Schwarz, der Hauslehrer beim Herrn von Rothe gewesen sei, den habe ihnen eine andere Gemeinde weggenommen. Damit ihnen ihr jetziger Kandidat nicht auch wieder weggefischt werde, müßten sie ihre Sache beschleunigen.

Da lachte der ernste Kommandant: „Der Herr von Rothe bin ich, und daß die Gemeinde Reibnitz mir meinen Hauslehrer entwenden wollte und zu ihrem Pastor gewinnen, weiß ich auch. Ich habe erkannt, daß ihr ehrliche Leute seid. Vor dem Galgen seid ihr sicher; aber die Freiheit kann ich euch leider nicht geben!“ Zwar war den beiden Männern ein Stein vom Herzen gefallen; doch sie mußten zunächst wieder zurück in die Haft, die ihnen aber erleichtert wurde. Da halfen ihnen die Kriegsereignisse; am 10. April schlug Friedrich II. die Österreicher in der Schlacht bei Mollwitz. Nun wurden auch die beiden Männer nach 16 tägiger Gefangenschaft befreit.

Ziegert reiste krank nach Hause; aber Härtwig bat den Kommandanten Rothe um ein Schreiben an den König, womit er ins Lager Friedrichs bei Strehlen reiste. Der Brief des Kommandanten mochte des Königs Interesse erregt haben; Härtwig mußte vor den König kommen, um sein Abenteuer zu erzählen. Der König war sehr gnädig, und Härtwig bat um die feste Zusage, daß Reibnitz mit der Zeit einen eigenen Prediger erhalten solle. Der König gab das gewünschte Versprechen und entließ den braven Mann, der keine Mühe gescheut hatte. Mit Freude wurde er in der Heimat aufgenommen. Die königliche Zusage wurde der Gemeinde später schriftlich gegeben.

Unterdes war Pastor Großmann in Kemnitz angekommen und hatte am 1. Osterfeiertag die erste Predigt gehalten. Auch in Reibnitz rüstete man nun für seine Aufnahme. Vorwerksbesitzer Vogt räumte einen Schuppen ein für den Gottesdienst, und Tischlermeister Lorenz arbeitete die Kanzel, den Beichtstuhl und den Taufisch. Am Sonnabend vor Jubilate, den 22. April, holten die Reibnitzer unter dem Schuße Bewaffneter den Pastor Großmann in Kemnitz ab, und am Sonntag Jubilate fand auch in Reibnitz unter freiem Himmel bei schönstem Wetter der erste Gottesdienst statt. Kein Apfel konnte zur Erde, sagt man; so dicht saß die Menge auf den mitgebrachten Stühlen oder stand. Als die königliche Genehmigung anlangte, bekamen die Reibnitzer in Pastor Dittrich ihren eigenen Seelsorger. Bald baute man ein Bethaus, Pfarrhaus und Schule mit schweren Unkosten. Glücklich war Reibnitz, als es seine lang gepflegten, eifrigen Bemühungen von gutem Erfolg gekrönt sah. So kann ein lebendiger Gemeinsinn und beharrlicher Wille viel Gutes erzielen.

Wie Friedrich der Große für die Stadt Schmiedeberg sorgte.

Die Stadt Schmiedeberg war im Dreißigjährigen Kriege an die böhmische Herrschaft Czernin gekommen. Da die Grundherren sich persönlich wenig um die von ihrem Wohnsitz entfernt gelegene Stadt kümmerten, überließen sie die Sorge um dieselbe ihrem Verwalter, dem Amtshauptmann, der auf seinem Gute Neuhof lebte. Daß dieser nur für die Interessen seiner Herrschaft besorgt war und wenig um das Wohl der Stadt, wurde bald klar und schädigte die schnelle und sachliche Durchführung der Verordnungen des Preußenkönigs.

Auch die Gemeinde Schmiedeberg sah ihre Stadtobrigkeit, die ihre Befehle immer vom Amtshauptmann erwartete, nicht für voll an und hat die Regierung, die damalige Kriegs- und Domänenkammer in Glogau, um die Anstellung eines Polizeibürgermeisters, der von der preußischen Verwaltung abhänge. Nach längeren Zänkereien über die Wahl eines Schmiedebergers zum Polizeidirektor bestimmte der König eine fremde Person aus Oppeln dazu, namens, Gottlieb Heinrich Stengel. Von vornherein wurde dieser von der gutsherrlichen Partei in Schmiedeberg beargwöhnt und verurteilt. Am 11. Mai 1744 meldete Stengel seine Ankunft in Schmiedeberg und seine Ernennung zum Polizeiverwalter dem Grafen Schaffgotsch als dem Vertreter der Grundherrschaft der Stadt. Da sich Stengel wohl beim Kaufmann Panter, nicht aber beim Amtshauptmann auf dem Neuhof vorgestellt hatte, war dieser empört und wollte den Ankömmling seine Gewalt fühlen lassen. Er verlangte von der Regierung, daß er den neuen Polizeidirektor ins Amt einführen dürfe, wurde aber mit seiner Forderung abschlägig beschieden. Der neue Polizeidirektor teilt sodann schriftlich dem Amtshauptmann mit, daß sein Zweck sei, den jämmerlichen Zustand der Stadt und ihrer armen Einwohner zu bessern. Alle Anordnungen des neuen Bürgermeisters erschienen dem Amtshauptmann als Eingriffe in seine Befugnisse; doch wurden seine Wünsche von der Behörde meist abgewiesen, weil unter der neuen Regierung manches anders gehandhabt würde als früher. Alte Klagen der Stadt gegen herrschaftliche Uebergriffe, zu denen neue kamen, führten dazu, daß die Glogauer Kammer mit Strafe drohte, wenn die Herrschaft die hohen Loslassungsgelder nicht mildere u. a. m.

Die unheilvolle Stellung der herrschaftlichen Beamten zur Stadt zeigte sich am deutlichsten bei dem großen Brande von 1746. Am 31. Oktober 1746 war ein gewaltiger Sturm. Da brach am Nachmittag gegen 3 Uhr in dem Hause eines Schlossers in Nieder-Schmiedeberg Feuer aus. Der Sturm verbreitete es im Nu über die ganze Niederstadt, sodaß bald 200 Gebäude in Flammen ständen. Bürgermeister Stengel traf die besten Anordnungen zum Löschen; aber es fehlte an Hilfe, da die Stadtbewohner bei der riesigen Menge Flugfeuer an den eigenen Häusern genug zu tun hatten. Aus Quirl, Erdmannsdorf und Buchwald kamen wenig Leute herbei, weil das

Flugfeuer auch dort alles gefährdete und sogar ein Haus entzündete, das zu Buchwald gehörte. Reitende Boten brachten endlich Hilfe vom Landrat von Zedlitz aus Tiefhartmannsdorf und vom Wirtschaftsamt Arnsdorf.

Die Bewohner der zur Herrschaft Schmiedeberg gehörenden Ortschaften halfen trotz aller Bitten nicht, weil ihnen nur der Amtshauptmann zu befehlen habe. Dieser aber ließ am Abend den Boten Stengels, die um seinen Beistand batzen, sagen, daß die Herrschaften schon zu Bett gegangen seien und die Bauern bei der Niedermühle zu tun hätten. – Der Polizeidirektor berechnete den Brandschaden auf eine Million Taler. Sechs Großkaufleute waren ein Schaden von 100 000 Talern an verbrannter Leinwand entstanden. 30 Kaufmannsfamilien, 134 Handwerkern, 85 Leinwandzurichtern und Webern und 11 anderen Familien waren die Häuser abgebrannt.

Am 8. November antwortete der König dem schlesischen Minister von Münchow auf den Bericht vom Brande in Schmiedeberg. Friedrich beklagte den Brand aufs lebhafteste und ordnete an, daß der Stadt durch die Feuerversicherung und alle möglichen anderen Hilfen der Aufbau erleichtert werden und daß die Gräfin Czernin keine ihr zustehenden Abgaben mehr erhalten solle; man möge sie zum Aufbau der Stadt verwenden. Die Herrschaft verdiene das nicht anders, da der Wirtschaftshauptmann den Dorfleuten keinen Befehl zur Löschen gegeben habe. Man solle überhaupt danach trachten, die Stadt von der Czerninschen Herrschaft zu befreien. Die Feuerversicherung konnte nur reichlich 25000 Taler geben, da viele Gebäude nicht versichert waren. Eine Kirchen- und Hauskollekte brachte bis Juli 1748 10 000 Taler. Verschiedene Abgaben wurden der Stadt erlassen, sowie auch die Schuld, die sie noch bei der Gräfin Czernin hatte. Es waren dies die nahezu 14009 Gulden, die der Brandschatzer Franquini durch Vermittelung der Herrschaft erhalten hatte. Auch ein Kapital von 70 000 Talern lieh der König der Stadt aus der prinzlichen Kammer.

Der Polizeidirektor tat sein Möglichstes zum Wiederaufbau von Schmiedeberg. Er brachte die Obdachlosen unter. Von den Damast- und anderen sächsischen Webern berichtet er dem Minister, sie hätten in Steinseiffen Unterkunft gefunden und zwölf hätten neue Webstühle erhalten. 240 Gespanne wurden zur Abfahrt des Brandschuttes aus dem Kreise unentgeltlich gestellt. In Hirschberg weilte damals gerade der Bausachverständige Dames wegen des Baues vom Rathaussturm, der 1739 eingestürzt war. Für Schmiedeberg lieferte er nun auch den Bauplan. Das Bauholz entnahm die Stadt dem sogenannten Stadtwalde, den die Herrschaft der Stadt abgerechnet hatte. Die Bezahlung dafür wurde auf ein Drittel des Preises festgesetzt. Ein Zimmermeister mußte eine Brettmühle errichten und das Holz schneiden. Ein Ziegelmeister fand ein Lehmlager in der Nähe und brannte Probeziegel. Die Probe gelang gut. Auch ein Kalkofen wurde am Paßberge erbaut und lieferte den Baukalk.

Am Jahrestage des Brandes 1747 konnten sich 85 von den neuen Häusern bezogen werden.

Um diese Zeit wurde auf Drängen des Königs auch der Erwerb der Herrschaft Schmiedeberg eifrig betrieben. Im Oktober 1746 willigte die Gräfin Czernin in den Verkauf, der am 3. März 1747 für die Summe von reichlich 216 000 Gulden zustande kam. Die Beschaffung der Kaufsumme machte Schwierigkeiten. Der König selbst hatte in Landeshut mit dem Kaufmann Panter gesprochen und ihm vorgeschlagen, die Schmiedeberger Kaufherren sollten die Summe hergeben. Doch diese waren nicht dazu geneigt; sie könnten so viel Geld nicht aus ihren Geschäften nehmen, ohne sie zu schädigen. Der Hauptgrund aber mochte der sein, daß sie die preußische Herrschaft über Schlesien noch nicht für gesichert hielten. Schmiedeberg zahlte zur Kaufsumme von 144 000 Talern selbst reichlich 5000, das Liegnitzer Johannisstift über 101 000 Taler, aus Breslau, Glogau und Goldberg wurde der Rest gedeckt.. Später lieh die prinzliche Kammer 70 000 Taler zu 5 %, womit die Stadt die 6% igen Schulden abzahlte.

Schmiedeberg war so durch Friedrich den Großen von seiner Zwingherrschaft befreit und nun selbst Besitzer des Rittergutes. Friedrich der Große erhob Schmiedeberg zu einer Königlich Preußischen Immediatstadt. Welche Wünsche er damit für die Stadt verband, äußert er in seinem Briefe an den Minister Münchow: „Es wird mir übrigens zu nicht geringem Vergnügen gereichen, wenn gedachte Stadt dadurch nach Eurer Versicherung immer mehr und mehr in Aufnahme kommen wird, wozu Ihr durch Eure Sorgfalt alles Mögliche beitragen werdet.“

Die Stadt Schmiedeberg wird ihren großen König nicht vergessen. Das Haus, in dem er bei seinem letzten Besuch daselbst gewohnt hat, ist zum dauernden Gedenken mit einer Tafel aus schwedischem Granit geschmückt, die folgende Inschrift trägt: „Hier wohnte Friedrich der Große, der unvergessliche Wohltäter unserer Stadt, als er sie zum letztenmal besuchte, den 17. und 18. August 1781“.

Wie der Landesvater mit seinen Landeskindern redet.

Am 17. und 18. August 1781 war König Friedrich in Schmiedeberg. Die Behörden, die seinen Besuch anmeldeten und vorbereiteten, verlangten die Wegschaffung etwa noch vorhandener Kriegsschäden, worauf die Verschanzungen am Passe weggeräumt wurden, die noch vom Bayerischen Erbfolgekriege her dort vorhanden waren. Ferner machte der Minister die Stadtverwaltung vorher aufmerksam, ja darauf zu achten, welche Beschwerden dem Könige unterbreitet werden würden, damit man dem Minister darüber Mitteilung zugehen lassen könne. Der König wohnte in dem Hause des bereits verstorbenen Stadtdirektors Stengel, dessen Witwe noch lebte, und bestellte sich zur Unterhaltung bei der Tafel die Kaufmanns-Ältesten

von Schmiedeberg und den Nachbarstädten. Man hatte in den Zimmern, die der König bewohnte, Proben bedruckter Leinwand ausgestellt und das Modell des Riesengebirges, das der Holzschnitzer Sigismund Kahl aus Steinseiffen gefertigt hatte. über beide Arbeiten sprach sich der König sehr befriedigt aus, und aus seiner Umgebung wurde das Urteil bekannt, der König sei lange nicht so vergnügt und zufrieden gewesen.

Als Friedrich die Kaufleute um sich versammelt hatte, führte er mit ihnen folgendes längere Gespräch. (Der Kürze wegen sollen die Namen der Antwortenden nur bei persönlichen Beziehungen genannt werden, nicht aber, wenn die Antwort von den Kaufleuten allgemein gegeben wurde.)

König: „Nun, meine Herren, wie geht es mit der Handlung?“

Antwort der Kaufleute: Ihr Majestät, nicht zum besten, wie bekannt.

„Wo machen Sie jetzt die meisten Geschäfte hin?“

Nach England und Italien.

„Nach Spanien geht es wohl jetzt nicht?“

Nicht gut; doch wird etwas dahin getan; es ist aber mit vielen Schwierigkeiten verknüpft.

„Die Retouren (Bezahlungen) bleiben wohl lange aus, besonders aus Amerika?“

O ja, zu drei bis vier Jahren. (Lichter:) Ich habe aus Lima sogar seit 1774 noch Retouren zu kriegen.

„Kann jetzt nicht anders sein; aber die Güter werden doch dahin noch expediert?“

Ja, vermittelst Certifikate. (Schuldbescheinigungen.)

„Ich werde jetzt einen Minister nach Madrid schicken.“

Wir erkennen Eurer Majestät Vorsorge mit unteränigem Dank an; aber Cadiz und Madrid sind 60 Meilen von einander, da wird's oft lange dauern, ehe etwas entschieden werden wird. Wenn Eure Majestät etwas beitragen könnten, daß wir bald Frieden bekämen.

„Ja, Kinder, unter einem Jahre wird das noch nicht.“

Das wäre nicht gut. (Zur Erklärung: Der Minister, von dem der König spricht, ist in der Hauptstadt Madrid bei der Regierung tätig; die Geschäfte der Leinenkaufleute wurden aber am Hafenplatze Cadiz erledigt, wo also ein preußischer Gesandter schneller hätte helfen können. – Der Krieg, dessen Beendigung die Kaufleute herbeiwünschten, war der Nordamerikanische Freiheitskrieg von 1775 bis 1783, der den Leinenhandel nach Amerika empfindlich störte.)

„Da nun nach Italien so viel zu tun ist, wäre es nicht gut, wenn Sie einen hinschickten – in einen Hafen etwa – so eine Art von Commandite, die Ihre Affaires (Geschäfte) besorgte? Etwa, man hat mir gesagt in Viterbo?“

Nein, Majestät, das haben wir nicht nötig. Der italienische Handel ist zwar sehr schikanös; aber wir geben dem Italiener kein

Stück Ware in die Hände, wenn wir nicht das Geld dafür haben. Folglich liefern wir bis Triest, oder der Besteller muß solche in Venedig bezahlen. Bevor wir nicht hiervon Nachricht haben, läßt sie der Spediteur in Triest nicht verabfolgen.

„Nun, es sind nur so Ideen, die ich habe; Sie müssen das freilich besser verstehen; ich komme zu Ihnen in die Schule.“

Die größte Vorsicht beim italienischen Handel ist umso mehr nötig, da wohl zwei Drittel unserer Korrespondenten Juden sind, besonders im Kirchenstaate; im Neapolitanischen gibt es auch wohl Christen, aber wenig.

„Tun auch unsere Nachbarn, die Böhmen, viel dahin?“ (Nach Italien.)

O ja, viel.

„Aber ihre Bleichen taugen nichts.“

O, sie haben jetzt sehr gute Bleichen und haben's weit gebracht.

„Sie schicken wohl schlecht Zeug fort, und ihre Appretur taugt auch wohl nicht viel?“

O nein, sie haben exzellente Ware und gute Appretur. (Lichter:) Ich könnte einen Brief aus Livorno vorlesen, worin man mir schreibt, die fürtreffliche Bleiche und Appretur hätten den Absatz der böhmischen Leimten beschleunigt.

„Nun, Ihnen werden sie doch wohl nicht beikommen.“

Wir müssen auf unserer Hut sein; denn wenn wir jetzt den italienischen und englischen Handel nicht hätten – –

(Schaeffer:) Ja, Majestät, der Engländer kommt mit dem Geldsack in der Hand und gibt uns seine Commissiones (Aufträge). Das ist der beste Handel, und wenn wir auch für unsre Rechnung dort auf 12 Monate Zeit verkaufen, so können wir gegen eine billigere Interesse (Verzinsung) alle Stunden unser Geld haben. Unsere Häuser sind meist von englischem Gelde erbaut.

„Wo schicken Sie gedruckte Ware hin, wie dort liegt?“

Nach Holland und St. Eustach (Insel in Westindien) ist es gegangen, aber jetzt nicht.

„Ja, da es die Engländer weggenommen haben.“

Nach Portugal hauptsächlich, Majestät!

„Nach Portugal; wieviel schicken Sie wohl jährlich dahin?“

(Schneider:) Etwa 1000 Webe. (Barchewitz:) Büttner und Hoffmann haben vor zwei Jahren allein gegen 40 000 an Wert davon nach Lissabon geschickt. (Schneider:) Ich bin doch der erste gewesen, der dahin in diesen Artikeln getan hat; aber so viel habe ich nicht. (Barchewitz:) Ja, wir haben es getan, ich kann's beweisen. Vorschläge des Königs, von der bedruckten Leinwand nach Braunschweig, Mecklenburg, Augsburg, Frankfurt a. M., der Schweiz, England und Polen zu liefern, werden verneint und solche Lieferungen als unmöglich oder wenig einträglich hingestellt.

„Sie haben ja auch die bunten Leimten hier, rotgestreift – oder so, wie sie in Sachsen viel gemacht werden.“

Ja, Majestät, besonders werden in- Greiffenberg jetzt viel gemacht. Es ist unter andern ein gewisser Zimmer, der sich viel Mühe damit gibt; der Mann verdient Unterstützung.

„Zu was werden diese Leimten gebraucht, und wo schicken Sie sie hin?“
Für die Matrosen, und sie gehen nach Holland und. Spanien.

„O für die Matrosen sind sie zu gut, da sind die ordinären.“

(Duttenhofer:) Ja, Majestät, für die Matrosen: werden hauptsächlich nur die sogenannten Buchleimten gebraucht; ich habe selbst eine Fabrik davon.

„Wo ist er?“

In Landeshut.

„In Greiffenberg werden ja auch feine Leimten gemacht?“

(Lachmann:) Ja, bis 100 Taler das Stück.

„Schicke er mir zwei Stück davon; etwa für 27 Dukaten.“

„Es ist ja auch sonst noch eine Fabrik hier mit Damastware.“

Ja: (Lachmann:) Wir haben sie in Greiffenberg auch, etwa seit vier Jahren.

„Wie hoch mag wohl so ein Tischzeug kommen, wie die Serviette hier?“

(Schneider:) Ein Tischtuch mit 12 Servietten 24 bis 25 Taler.

„Wieviel Kaufleute sind hier?“

Fünfundzwanzig.

„Nicht mehr?“

Nein, Exportanten, Majestät, die was bedeuten. (Die nach dem Auslande viel versenden.)

„In den Gebirgsstädten überhaupt sind ihrer 1200; das weiß ich.“

Majestät, das ist wohl zu viel.

„Nein, nein; 1200 in den Städten zusammen?“

(Lichter:) Ja, wenn man alle rechnet, groß und klein, die etwa auf die Märkte ziehen. Da kommt aber auch manchmal ein Lakai oder Kutscher und verdirbt den Kram.

„O, die laufen auf bald wieder davon. Die Frankfurter Messe ist nicht sonderlich gewesen, aber die Leipziger noch schlechter.“

Ja, die Leipziger Messe ist schlecht gewesen. Auf der Frankfurter würde noch mehr zu tun sein, wenn solche weniger erschwert wäre.

„Erschwert ?“

Ja, die Abgaben sind gleichwohl groß.

„O nein, meine Untertanen geben wenig. Die Fremden müssen das geben, die Fremden!“ setzte der König unwillig hinzu.

„Haben Sie auch Steinkohlen hier?“

Nein, wir bekommen sie von Gottesberg und Waldenburg.

„Sie bedienen sich solcher doch auch zum Bleichen und auch zu andrem?“

Ja, und sie werden auch nunmehr besser zu transportieren sein, wenn durch Ihre Majestät gnädige Vorsorge die Wege werden vollends durchgängig verbessert sein.

„Ich werde Ihren Befehl respektieren; ich bin darum da“, sagte Majestät lächelnd. „Ich habe vor etwa 15 Jahren einen guten Mann von hier gekannt, der die Handlung gut verstand. Wer war doch der?“

Ihro Majestät meinen vermutlich den Direktor Stengel.

„Ja, er war in Spanien gewesen, das war ein exzelter Mann. Hat er keinen Sohn hinterlassen?“

Nein, Majestät, nur seine Witwe, der dieses Haus gehört.

„So also bin ich in seinem Hause? Das hab' ich nicht gewußt – hm – hm – also bin ich in seinem Hause. Wie kam es, daß er so schnell starb?“

Er kam kränklich aus Spanien nach Hause; das Klima hatte ihm nicht gedient.

„Er war aber bei mir in Potsdam, da war er gesund.“

(Duttenhofer:) Er war schon in Cadiz nicht recht gesund.

„Woher weiß er das?“

Ich war eben damals in Cadiz.

„Es war schade um ihn.“

Einen Schwiegersohn hat er hinterlassen, der ist hier. – Hoffmann aus Hirschberg trat vor und verbeugte sich vor dem König, und dieser sprach zu Hoffmann:

„Es war schade, daß er nicht länger gelebt hat; es war ein exzelter Mann.“

Mit der Witwe Stengel sprach der König sehr freundlich. Die evangelischen Kirchenvorsteher baten um eine Hilfe zum Schulbau und die Damastweber um Unterstützung ihrer Fabrik.

Am nächsten Tage ritt der König durch Ober-Schmiedeberg und freute sich über die guten Wege.

Der Holzschnitzer Siegismund Kahl in Steinseiffen.

Als König Friedrich der Große 1781 seine Stadt Schmiedeberg besuchte, sah er ein aus Holz geschnitztes Modell vom Riesengebirge, eine Arbeit des Holzschnitzers Siegismund Kahl aus Steinseiffen. (* 1736, † 1796.)

Kahl hatte seine Kunst nicht etwa besonders erlernt, sondern als eine ihm von Natur eigene Begabung an sich auf einem Spaziergange entdeckt. Er schnitzelte mit seinem scharfen Taschenmesser an einem Stück Holz und fand das ohne bestimmte Absicht geformte Werk seiner Hände einem Vogel ähnlich, dem er nur noch Beine zu geben brauchte. Dieses Erstlingswerk stellte er ins Fenster. Ein vorübergehendes Kind fand Gefallen an dem Vogel und kaufte ihn für wenige Pfennige. Bald wurde Kahl gebeten, mehrere andere Vögel zum Verkauf zu schnitzen. So kam er darauf, aus seiner

Kunst einen Erwerb zu machen. Seinen Sohn und andere Lehrlinge unterwies er auch in der Herstellung von Vögeln aus Holz. Auf diese Weise entstand in Steinseiffen eine Gruppe von Holzschnitzern, die Vögel und allerhand Spielsachen fertigten, die Vögelmacher.

Der Meister entwickelte seine Kunst weiter und schnitte bald allerlei Tiere von großer Naturtreue in sehr kleiner Ausführung, wie Hunde, Katzen, Kühe, Pferde, Ziegen. Auch aus Alabaster schnitt er ähnliche Sachen. Wegen ihrer Schönheit fanden die Schnitzereien ihre Abnehmer in der Nähe und Ferne; bis nach Berlin, Leipzig, Hamburg wurden sie verkauft. Besonders gern bildete Kahl aus recht hartem Holz oder Alabaster ganz winzige Tiere: Fliegen, Hummeln, Raupen, Maikäfer, Spinnen, Schmetterlinge. Etliche Arbeiten von ihm weist unser RGV.-Museum in Hirschberg auf. Fürstliche Personen an den Höfen von Berlin und Petersburg fanden an Kahls Arbeiten auch Gefallen und kauften sie gern.

In reiferen Jahren versuchte sich Kahl in der Herstellung von Landschaften. Im Jahre 1780 veranlaßte ihn der Minister für das Preußische Bergwerks- und Hüttenwesen, von Heinitz, eine Nachbildung der schlesischen Seite des Riesengebirges in Holz herzustellen. Er versuchte zuerst die Darstellung des bekanntesten Stückes, des Gebietes seiner Heimat Steinseiffen zwischen Buschvorwerk und dem Kräberberge. Ohne Karte und mathematische Kenntnisse und ohne Werkzeuge fertigte er einfach nach dem Augenschein sein Werk. Genau bekannt mit der Heimat, suchte er hohe, weitumfassende Aussichtsorte und prüfte von hier aus die Lage der Merkpunkte zu einander, wie Kirchtürme, Felspartien, Berge, wichtige Häuser Teiche usw. Nun arbeitete er an seinem Holzblock aus Buche, bis von jedem Standort ein Lineal alle die Punkte miteinander verband, die sich bei der Beobachtung in der Natur von da aus deckten. Eineinhalb Jahr hat Kahl auf dieses erste Stück seines Werkes verwendet. Das Modell war 97 Zentimeter lang, 67 Zentimeter breit und 22 Zentimeter hoch im höchsten Punkte, der Darstellung der Schneekoppe. Die Arbeit ist so bis ins einzelne ausgeführt, daß man jede Bachrinne, jeden Fußsteig, jede Brücke, ja jedes Haus aus der Lage erkennen kann. Alleen und Wälder, Felspartien, ja einzelne Bäume sind dargestellt, Teiche durch Spiegelstückchen, Felsen durch Quarzteilchen. – Zur Fortsetzung des Werkes entschloß sich Kahl erst nach mehrfachen Anregungen des Ministers. 1785 vollendete er das Modell der Landschaft zwischen Buschvorwerk und Micheldorf, wobei er größere Schwierigkeiten zu überwinden hatte als beim ersten. 1789 endlich wurde auch das dritte Stück der Arbeit mit den Schneegruben fertig.

Diese Arbeit hat Kahl mehrmals angefertigt. Das eine Stück kam in ein Berliner Museum und wurde von den Franzosen nach der Schlacht bei Jena nach Paris gebracht, von wo es 1815 Kahls Sohn,

der mit Blücher in Paris war, nach Berlin zurückbrachte. Ein anderes Modell hat der Enkel Kahls gegen Geld in verschiedenen Schulen zur Ansicht ausgestellt. Es wurde später in Erdmannsdorf aufbewahrt. Das früher in der Breslauer Kunstschule gezeigte Stück ist jetzt im Museum unseres Riesengebirgsvereins in Hirschberg zu sehen.

Der schlichte Gebirgsmann Kahl starb 1796 und liegt auf dem Friedhof in Arnsdorf begraben. Sein Werk ist ein Beweis dafür, wie jemand aus Interesse an seiner Heimat und seinem Beruf seine Leistungen zu einer achtbaren Höhe entwickeln und in der Vollendung seiner Arbeit seinen Lohn finden kann, ohne in erster Linie oder nur auf den klingenden Lohn zu sehen.

Was Friedrich der Große für die Stadt Hirschberg tat.

Auch in Hirschberg erkannte man gar bald, daß sich die Verhältnisse der Stadt unter preußischer Herrschaft besserten. Das zeigten schon die preußischen Soldaten bei ihrem ersten Auftreten in Hirschberg, indem sie die Bürger der Stadt nicht mißhandelten und beraubten wie die Kaiserlichen, deren Gebaren sich seit der Zeit des Dreißigjährigen Krieges noch nicht verändert hatte.

Am 28. Juni 1741 kam der Befehl vom Kriegskommissariat in Breslau, der neu eingerichteten preußischen Regierungsstelle, daß in den Städten mit gänzlich katholischem Rat von der lutherischen Bürgerschaft zwei neue Ratsmitglieder gewählt und der Behörde vorgeschlagen werden sollten, die zunächst als überzählig galten und beim Freiwerden von Ratsämtern eingereiht wurden. Im Oktober 1741 wurde Hofrat Höfichen als regierender Bürgermeister nach Hirschberg entsandt. 1742 wurde dem Magistrat auf eine Anfrage wegen der Ratswahl bekanntgegeben, daß der König die Mitglieder des Rates selbst ernenne.

Nun mußte über die städtischen Rechts- und Besitzverhältnisse ein neues Urbarium aufgestellt werden. Da stellte sich heraus, daß Hirschberg seine Weichbildrechte fast ganz eingebüßt hatte; selbst das Meilenrecht bezüglich des auswärtigen Bierverkaufs war fast beseitigt und galt nur noch für die Stadtdörfer, deren sechs vorhanden waren: Cunnersdorf, Schwarzbach, Hartau, Grunau, Straupitz und Södrich. Die Ober- und Niedergerichte hatte es nach und nach verkaufen müssen und übte sie nur noch über Lomnitz und Erdmannsdorf. Die Anzahl der Braugerechtigkeiten war 4534, von denen auf 250 Häusern manchmal 4, öfter nur $\frac{1}{2}$ ruhten. Wälder besaß die Stadt im Sattler, bei den Sechsstätten und den Dörfern, auch Teiche bei Hartau und Schwarzbach. Jagd und Fischerei waren meist verpachtet. Die Stadt war 1740 vollständig ausgebaut, bis auf den Rathaussturm, der 1739 eingestürzt war. Die evangelische Gnadenkirche hatte fünf Prediger. Auf dem Pfarrhof lebten vier Jesuiten, die das Riemervorwerk (Paulinum) und das Dorf Boberstein besaßen. Die Stadt Hirschberg zählte im Jahre 1742 in der

Stadt bzw. in den Vorstädten zusammen nahezu 6000 Einwohner. An Handwerkern, Kaufleuten und Künstlern wohnten innerhalb der Stadtmauer 276, außerhalb 132. Darunter waren 57 Kaufleute. Fleischer, Bäcker und Schuhmacher besaßen geschlossene Zünfte mit je 30 Verkaufsbänken. Außerdem zählte man 38 Tuchmacher, 25 Strumpfstricker, 30 Leinweber, 37 Schneider, 30 Tischler, 10 Färber und 5 Köche; in den Vorstädten wohnten noch gegen 150 Weber, von denen jedoch nicht alle zünftig waren. – In der Stadt selbst standen 261, in den Vorstädten 562, zusammen 823 Häuser, die mit Ausnahme eines einzigen mit Schindeln gedeckt waren. Die Kaufmannschaft trieb teilweise einen lebhaften Handel mit Schleibern und Leinwand ins Ausland. Die Stadt hatte damals drei Jahrmärkte.

Auf Befehl des Königs mußte das baufällige Rathaus nach dem Plan des Bausachverständigen Dames sofort erneuert werden. 1743 begannen die Räumarbeiten, und 1749 war der Bau vollendet. Die Kriegsschulden wurden durch Königliche Gnadengelder gemildert, und die verbleibenden 104 000 Taler konnten in 18 Jahren nach einem festen Tilgungsplan abgezahlt werden. Der König verbot die prunkhaften Trauerfeierlichkeiten, die in Hirschberg üblich waren, weil dadurch unnötig Gelder verschwendet wurden. Es war nämlich Gewohnheit, daß bei Trauerfällen nicht nur die nächsten Verwandten eine tiefe, langandauernde und kostspielige Trauer anlegten, sondern auch die Dienerschaft und verwandte Häuser. Im Trauerhaus wurden von der Haustür an die Treppe hinauf die Wände mit schwarzem Tuch in ziemlicher Höhe bekleidet; die Zimmer wurden schwarz ausgeschlagen. Selbst die Pferde wurden schwarz behängt.

Am Dreikönigstage fand früher Meisterkür statt, wobei der Gerichtsvogt in jede Zunft kam und gegen eine Gebühr die neuen Ältesten vereidete. Von 1747 an fand die Vereidigung auf dem Rathaus vor dem Magistrat statt gegen 2 Gulden Gebühr von jeder Zunft. Das Meisterrecht durfte nun naht mehr als 24 Reichstaler kosten; nachweislich Armen sollte die Gebühr erlassen werden. Von 1748 an besaß die Stadt eine Wasserleitung aus dem Schneckenbrunnen bei Grunau, die reichlich Wasser lieferte. 1754 legte man die Schanzen am Burgtor nieder, warf den Graben zu und bebaute den Play mit neuen Häusern. 1755 wurde das Schildauer Tor erweitert und die alten Zugbrücken und Wallgräben beseitigt.

1759 besuchte der König die Stadt und wohnte in dem Gartenhause des Kaufmanns Glafey gegenüber dem Gnadenkirchhofe (heut bei Krinke), wo er sich mit den Kaufleuten über die „Totenpaläste“ auf dem Kirchhof (die Gräfte) unterhielt.

Bei der hölzernen Bauart der Stadt und den engen Straßen kamen viele Brände vor. Da forderte die Regierung eine neue Feuerlöschordnung für die Stadt, worin die Beschaffung bestimmter Geräte wie Feuerleitern, -haken, -eimer vorgeschrieben waren. Auch ein genaues Verzeichnis der Häuser mit Nummern, Namen und Stand der Besitzer mußte eingerichtet werden

Ferner forderten des Königs Erlasse massiven Bau und Abschaffung der Schindeldächer. Man konnte aber bei der Armut der Leute die Anordnungen nicht so schnell ausführen. Doch der König gewährte viel Bauhilfen.

1766 war der Alte Fritz wieder in Hirschberg und mag sich von der Ausführung seiner Anordnungen überzeugt haben. 1771 war im Gebirge teure Zeit und darum große Rot. Da gab der König Getreide aus seinen staatlichen Vorratshäusern (Magazinen) her und ließ für die Armen Brot backen. Das sechs Pfund schwere Brot kostete dadurch nur 3 Silbergroschen. hungernde Böhmen kamen in Scharen nach Schlesien, um Brot zu holen. Da erkannten unsere Vorfahren den Segen der landesväterlichen Regierung ihres großen Königs. Sie jubelten ihm zu, als er wieder nach Hirschberg kam, haschten nach seinen Händen, ihm zu danken und begleiteten ihn weit auf die Berbisdorfer Straße hinaus, bis er, seinen Hut schwenkend, rascher davonritt. Zur Linderung der Armut und zur Minderung der Bettelei wurde 1774 in Hirschberg ein Spinnhaus errichtet und das Darreichen von Gaben bestraft. Das Betteln hörte auf; aber das Spinnhaus blieb unbenutzt, weil man es für eine Strafanstalt achtete.

Zur Erinnerung an den großen König, der als Kriegsheld wie als Landesvater Großes geleistet und unsere Heimat aus dem Elend eines Nebenlandes der Krone Böhmens zu einer Perle in der Krone Preußens erhoben, der den Schlesiern wieder ein Vaterland geschaffen und sie von einem jahrhunder telang getragenen Sklavenjoch befreit hatte, setzten dankbare Hände auf den Höhen westlich der Stadt Hirschberg ein Erinnerungszeichen, den Helikon. Auf vier Säulen erhebt sich am Eingange die niedrige dreieckige Giebelfläche mit der Inschrift:

Friedrich dem Einzigen.

Die Rückwand des Tempelchens zeigt innen den Vers:

Einst zählt von Friedrichs Jahrhundert der Enkel
die goldenen Tage der Menschheit

Und vor dieser Rückwand steht ein vierkantiger Pfeiler aus
Mauerwerk, der an der Vorder-wand die Worte enthält:
Dank sei ihm.

Die Glasindustrie im Zackental unter Friedrich dem Großen.

Unter der landesväterlichen Regierung des großen Königs erlebte die Glasmacherei sowie die Veredelung des Glases im Zackental ihren Niedergang bei widrigen Verhältnissen.

Im Jahre 1740 hatte Georg Sigmund Preußler die Schreiberhauer Glashütten von seinem Vater übernommen und weitergeführt. Die Kriege störten die ruhige Entwicklung gar bald. Schlesien und Böhmen hatten sich hinsichtlich ihrer Industrie fast in gleicher Weise entwickelt, und namentlich im Glasgewerbe waren sie voneinander abhängig. Hatte der schöne Wetteifer der tüchtigen Preußler

in Schreiberhau bisher einen guten Vorsprung in der Glasmacherei vor Böhmen errungen, so mußte dieser jetzt verloren gehen. Ja Schlesien erlitt das Glasgewerbe durch den Krieg mancherlei Hemmungen, während Böhmen damals weniger davon merkte und gerade in einem Aufschwunge begriffen war. Daran konnte nun Schlesien nicht teilnehmen. Die Anschauungen Friedrichs des Großen bezüglich der Förderung von einheimischen Gewerben brachten die strengen Absperrungsmaßregeln gegen Böhmen zustande, um Schlesiens Glasfabrikation selbständig zu machen. Doch wurde dadurch für Schreiberhau, dessen Hütten der böhmischen Grenze so nahe lagen und Böhmens Hilfe immer nötiger hatten, ein Lebensfaden durchschnitten. Preußler versuchte, indem er sich bittend an den Minister Münchow wandte, den freien Grenzverkehr wieder zu bekommen oder wenigstens die Einfuhr böhmischen Glases durch niedrigere Zölle zu erhalten. Vergebens.

Da starb Sigmund Preußler 1751 und hinterließ seinen Betrieb seiner Witwe Katharina, einer geborenen Gallein. Unter schwierigen Verhältnissen führte sie das Werk weiter. 1752 verlangte die Herrschaft das Fortrücken der Hütte von der Weißbach, wo der Wald verbraucht war, in den waldreichen Babelsbruch. Die Hütten an der Weißbach und am Weiberberg gingen nun ein. So wurde 1754 die weit von Schreiberhau entfernte Hütte Karlsthal eröffnet. Ihre Lage in unwegsamer Gegend und an den schlechten Wegen nach Schreiberhau verursachte bedeutende Erschwernisse und Unkosten. Material und Lebensmittel mußte man auf der Hucke (Tragen auf dem Rücken) zur Hütte bringen. Das Glutholz konnte in dem sumpfigen Gelände nur über gefrorenen Boden, also allein im Winter herangeschafft werden, und die weite Beförderung des fertigen Glases von Karlsthal bis Schreiberhau verursachte viel Bruch. So arbeitete die Hütte mit Schaden, besonders auch wegen der Untreue der Gehilfen, die der Frau Preußler zur Seite standen. 1756 erließ die preußische Regierung die neue Holz-, Maß- und Jagdordnung, nach der sich auch die Karlsthaler Glasmeister richten sollten. Doch die Preußler schlügen an Holz, was und wieviel sie wollten, ohne Rücksicht auf jene Verordnung. Der böhmische Wettbewerb drückte die Waren sehr. Böhmisches Glashändler durchzogen mit ihren Waren Mittels und Niederschlesien und übten dabei während des Krieges eine gefährliche Spionage aus; deshalb wurden sie von den schlesischen Behörden argwöhnisch betrachtet und eifrig abgewehrt. Nach dem Siebenjährigen Kriege wurden von Österreich aus scharfe Maßregeln gegen die schlesische Industrie erlassen. Friedrich verbot streng die Einführung von Glas und Glaswaren aus Böhmen, förderte aber die Heranziehung fremder Glasmacher, für deren Einstellung die Glasmeister Prämien aus dem Manufakturenfonds erhielten, 15 Taler für jeden eingestellten Fremden. Doch kam die Karlsthaler Hütte nicht auf, weil zu viel billiges und besseres böhmisches Glas eingeschmuggelt wurde.

Die Karlsthaler Hütte hatte nur einen Ofen, der oft wegen Umbaues außer Betrieb stand. Daher konnten die zahlreichen Glasschneider des Hirschberger Tales nicht genug Ware erhalten, und darum war der Wunsch nach Öffnung der Grenze für böhmisches Glas immer dringender geworden. Die Regierung verlangte deshalb von den Karlsthaler Glasmeistern die Erweiterung des Betriebes; 1764 sollte eine neue Hütte mit Schleifwerk dabei angelegt werden. Bald drohte man der Witwe Preußler, ihr die Hütte wegzunehmen und tüchtigern Leuten zu geben. Bei der Revision im Jahre 1765 fand man schlechtes Glas, und die Behörde forderte die Anstellung eines böhmischen Glasmeisters. 1775 kam die Hütte ins Karlsthal zum Stillstande. 1783 übernahm endlich der Sohn-der Witwe, Karl Christian Preußler, die hätte, legte auf seinem Grundstück an der Weißbach ein Schleifwerk an und förderte die Jahresleistung der Karlsthaler Hütte so, daß sie jährlich für 4600 Taler Rohglas lieferte. 1796 nahm er die Hoffnungsträger hätte als zweiten Betrieb auf. Doch litt seine Arbeit ständig unter dem böhmischen Wettbewerb. Die Hütte in Harrachsdorf hatte den Vorteil der günstigeren Lage im Orte voraus und konnte billiger liefern; die Schreiberhauer Glasmeister konnten dagegen das Glas nicht so rein herstellen wie die Böhmen. 1805 starb Karl Christian Preußler.

Die Verminderung der Glaserzeugung hatte auch einen Rückgang der Glasschleiferei und -malerei im Hirschberger Tal zur Folge. Man verlor den lohnenden Absatz, und die einst so blühende Glasschneidekunst im Zackental ging nach und nach zu Grunde.

Ein lustiger Spinnabend beim Eckertbauer.

Winter wars, es ging dem Abend zu. Beim Eckertbauer sollte heut ein Spinnabend stattfinden, zu dem jeder aus dem Dörfchen eingeladen war, der ein Spinnrad hatte. Namentlich waren es Frauen und Mädchen, die zu fleißigem Tun zusammen kamen, im großen, fröhlichen Kreise geht die Arbeit besser von der Hand als daheim, wenn man für sich allein am Spinnrade sitzt. Aber auch einige ältere Männer aus der Nachbarschaft kamen gern, um ein Stündchen zu verplaudern. Und wo junge Mädel sind, da finden sich auch immer die jungen Burschen ein. Jetzt ist es noch ziemlich hell in der großen Bauernstube, die blitzblank aussieht. Der breite, grüne Kachelofen ist sauber vom Staube gereinigt und verbreitet wohlige Wärme. Auf der Ofenbank, die sich an zwei Seiten des Ofens hinzieht und auf der mindestens sechs Personen Platz haben, sitzt der Großvater und macht lange Holzspäne für den Abend zurecht. Die noch rüstige Bäuerin holt einige bequemere Sitze für ältere Frauenspersonen herbei. Ihr Mann hat mit Knecht und Magd im Stalle zu tun. Großvater sieht durch die kleinen Fensterscheiben auf die Schneelandschaft und die verschneiten Dorfhäuschen hinaus, die sich

unter ihrer Schneelast ducken. „Da kommt die Christel schon mit dem Spinnrad!“ ruft er. Lächelnd entgegnet die Bäuerin: „Das gute Mädel will gewiß sehen, ob bei der Pate vor dem Abend noch etwas zu helfen ist.“

Da klopft es, und herein tritt ein schmückes, blondes Ding von etwa achtzehn Jahren mit Spinnrad und Rocken. Behutsam hat sie schon draußen den Schnee von Schuhen und Kleidern geklopft, um der Pate die saubere Stube nicht vorzeitig naß und schmutzig zu machen. Christel begrüßt den Großvater und die Eckertpate, bestellt auch freundliche Grüße von der Mutter, die heute lieber zu Hause bleibt. „Ich wollte doch sehen, liebe Pate,“ sagte Christel, „ob du vor dem Spinnabend noch etwas zu tun hast für mich.“ „Du kommst mir gerade recht, mein Kind,“ antwortete die Bäuerin, „hole mir doch noch ein paar Schwingen voll Äpfelspalten für die Spinnerinnen auf heute Abend. Das ist mir lieber, als wenn ich dann erst die Magd mit Licht schicken muß. – Der Hansjakob ist für den Vater noch einmal zu etlichen Nachbarn gegangen; sonst hätte er mir schon das Dörrobst geholt“, setzte die Eckertbäuerin hinzu, als sie merkte, das sich das junge Mädchen nach den anderen Familiengliedern umschaute. Christel gehörte ja auch zur Familie.

Das Mädchen war jahrelang hier im Hause als Pflegetochter gewesen, ehe seine Mutter, eine weitläufige Verwandte vom Eckertbauer, als Frau in das Berghäuschen kam. Da waren Christel und Hansjakob, der zwei Jahre mehr zählte als das Mädchen, gute Spielkameraden geworden. Und wenn sich auch Hansjakob noch nicht ausgesprochen hatte darüber, so wußte doch seine kluge Mutter gewiß, daß die Christel einmal die zukünftige Eckertbäuerin werden würde, und sie fand es gut so. War auch das liebe Kind nicht reich, so war sie doch geschickt und anstellig in allen Arbeiten des Bauernstandes und verstand sich auf ihren Hansjakob so gut. Das würde einmal eine tüchtige Eckertbäuerin sein!

Unterdessen war es vollends Abend geworden, und der Großvater stellte in der Stube drei hohe Spanlichtständer auf. Sie sahen aus wie die Rockenständer, waren nur nicht so hoch und trugen oben einen eisernen Spanhalter, in den man drei Holzspäne zugleich einstecken konnte. Das gab ein helles Licht; dieses warf einen rötlichen, flackernden Schein über die Stube, der auch nicht unterbrochen wurde, wenn ein Span abgerispelt oder ausgewechselt und neu eingesteckt werden mußte. Diese Arbeit besorgten meist die älteren Männer mit Hilfe des Kuhjungen.

Bald trappelte es wieder vor dem hause. Es waren Mädchen, die sich vom Schnee befreiten und dann grüßend, meist paarweise, wie sie sich nachbarlich abgeholt hatten, hereintraten. Während die Eingetretenen die Gastgeber und sich unter einander begrüßten, füllte sich der Raum immer mehr. Auch ein alter Webermeister aus der Nachbarschaft kam herein, ein Mann, der viel erzählen konnte und so mancherlei erlebt hatte; Wiesner war sein Name. Ferner fand

sich Vater Knappe ein, der nachbarliche Bauer, der immer Leben in einen Gesellschaftskreis brachte, wenn er auch manchmal tat, als ob er nicht bis drei zählen könnte. Und dann kamen auch einige alte Frauen mit und unter ihnen ein krummes Weiblein, das zwar recht nett und rührig war, aber nie den Mund halten konnte. die Spinnjule. Immer wußte sie an jemandem etwas auszufegen und wehe, wenn ihr etwa jemand erwidern und sie ins Unrecht setzen wollte; der hatte für den Abend sicher verspielt bei ihr. Man ordnete sich im Kreise. Die Mädchen in ihren bunten Brusstüchern und mit den kurzen, schneeweissen Bauschärmeln saßen auf den Holzbanken längs der Wand, die Väter um den Ofen und die älteren Frauen auf den bequemeren Lehnstühlen in der Nähe des Ofens Spinnrad und Rocken wurden zurechtgestellt, der Fadenanfang gebildet, an der Spule des Rädchen eingefädelt, und nun ging es los. Die Spinnräder schnurrten, und die Hände regten sich. Die Lichter flackerten und ließen die Schatten der sich bewegenden Spinnerinnen an den Stubenwänden lustig tanzen.

„Vater Knappe“, fing da der Eckertbauer aus seiner Ofenecke an, „sing doch mit den Mädeln ein Liedl, damit’s lustig wird.“ Ein gemütliches Lachen erhellt die Züge des Angerufenen; er überlegte kurz, drückte pfiffig ein Auge zu und sang mit angenehmer Stimme:

„Mädchen heirat’ nicht zu früh,
steck dich nicht in Sorg’ und Müh‘,
lern ein wenig Höflichkeit,
warte nur, warte nur, warte bis gelegen Zeit!“

Lustig fielen die Mädchenstimmen ein, denn die Lieder waren allbekannt; das Surren der Räder und der muntere Gesang erzeugten bald eine gehobene Stimmung. Die Bäuerin reichte hin und wieder den Spinnerinnen etliches Dörrobst zum Naschen.

Dann kam auch das Gespräch in Fluß. Die Bauern redeten natürlich von ihren Sorgen in der Wirtschaft; aber man merkte gar bald an ihnen, daß sie es schlechter kannten, als sie es jetzt hatten. „Der Alte Fritz,“ sagte Großvater Eckert, „hat hierzulande viel gebessert. Kam er da einmal bei uns durch und fragte einen Steller nach der Menge der Kartoffeln, die er angebaut hätte, und zeigen solle sie ihm der Bauer. Dem fallen alte Sünden bei; denn er hat wie die anderen keine gebaut. Da fällt er vor dem König auf die Knie, wie er’s vor der gnädigen Herrschaft gewöhnt ist, den hat aber der Fritze angeblasen: „Knie Er vor seinem Herrgott, aber nicht vor mir, seinem König! Ich bin auch ein Mensch wie Er! Auch vor seinem gnädigen Herrn soll Er nicht knien!“ Durchbohrt hat ihn der König mit seinem Blick, und der alte Steller stand da und sah starr auf den König, als wenn’s ein Gespenst wäre.“ Da wußten die anderen auch viel zu erzählen von der schönen Lindenallee, die Friedrich im Dorfe hatte anlegen lassen und deren Blüten jetzt so viele Bienenstöcke versorgen; von den Weidenpflanzungen an den Bergwässern, die den Boden vor dem Abspülen schützen und die

alle paar Jahre ein schönes Reisig liefern. Und von dem schönen Obst, das man jetzt genießen kann, seit Friedrich auf die Pflanzung von Apfelbäumen drang. Auch den Klee säte man seit kurzer Zeit, hatte deshalb mehr Futter, mehr Vieh, mehr Butter und Milch. Und wo hätte es vor Friedrichs Zeiten so viel Hühner und Eier beim Bauer gegeben! Vater Knappe ergänzte: „Unsere kleinen Bauern- und Ackerstellen wären gewiß noch nicht eingerichtet, wenn der König nicht von den herrschasten verlangt hätte, wieder Bauern anzusiedeln; dann gibt es auch mehr Steuerzahler und Soldaten. Unser braver Grundherr hat's eingesehen, daß der erbeigene Bauer besser arbeitet wie der leibeigene und hat schon manchen frei gemacht, der sich's leisten konnte. Der wüsten Güter sind weniger geworden. Es ist jetzt nicht mehr so bequem für die Grundherren, die Aecker zum Rittergut zu schlagen und die Steuern und Hofdienste, die darauf lagen, den übrigen Untertanen aufzubürden, sodaß die nicht bloß drei Tage in der Woche zu Hofe mit Zug und Zeug ziehen müssen, wie der König will, sondern manchmal fünf oder gar sechs Tage. Die Bobersteiner, die sich beim Oberamt beschwert haben, sind von den Diensten auf dem Riemervorwerk frei geworden, die sie früher nie zu leisten hatten und erst dazu genötigt wurden, seit die Hirschberger Jesuiten Schloß Boberstein kauften. Durch die neuen Urbarien, die der König aufstellen ließ, sind die unberechtigten eigenwillig auferlegten Hofdienste weggefallen. Und nach dem Kriege haben die Bauern Saatgut und Pferde aus des Königs Mitteln bekommen. Der Weber Wiesner entgegnete da: „Aber auf seinen Adel ließ der König auch nichts kommen. Als voriges Jahr ein reicher Bürger das Rittergut im Nachbardorf taufen wollte, wurde das von der Behörde nicht zugegeben, und geschont hat der Alte Fritz den Adel; er lieferte ihm ja die Offiziere!“

„Ja, es ist recht schade,“ begann Wiesner nach einer Weile wieder, „daß so ein König nicht ewig leben kann. Wer weiß, wie der neue sein wird; ein Friedrich ist er jedenfalls nicht! Wie hat sich der König Friedrich für uns Weber eingesetzt! 1742 ließ er sich gleich von den Hirschberger Kaufleuten in Breslau berichten, was zu tun sei, daß der Leinwandhandel nicht stockte. Später schickte er seine Räte in unsere Weberdörfer, die mußten unsere Klagen anhören und die Sorgen der Spinner aushorchen. Ja, die Garnhändler mit ihrem zu knappen Maß und die Flachshändler, die immer noch nach Augenmaß die Flachskloben verkaufen wollen, statt nach redlichem Gewicht, und die Leinwandkäufer, die den Stempelgroschen nicht zurückgeben und die in Hirschberg das Beschreiben der Leinwand nicht lassen können und so den armen Weber schädigen, die haben's damals ordentlich zu hören gekriegt. Und wenn auch die Herren Kaufleute sehr hartnäckig gegen den König waren, so ist's doch besser geworden. Aber ich bekenne es gern, daß wir Weber auch schuld sind an manchem Ungemach und auch die Spinner. Fragt doch einmal unter den Spinnerinnen im

Dorf, welche heut ihre eigene Weise hat, nachdem diese Forderung schon Jahrzehnte lang streng gemacht wird! Wenn aber drei bis vier Spinaner über eine Weise arbeiten, so werden verschieden starke Garne in demselben Strähne austreten, und wo das Garn ungleich ist, wo soll dann der Weber ein fehlerfreies Gewebe fertig kriegen. Das ist undenkbar! Stimmt aber das Maß der Weise nicht, dann fehlt es auch beim Weber an der Zahl der Ellen im Gewebe. Bei uns Webern gibt es noch hunderte mit elenden Webstühlen aus ältester Zeit und mit falschen Blättern. Der Weber ist meist zu arm, um Neues anzuschaffen, oft aber auch zu verstockt und unzugänglich, wenn man ihm etwas Besseres einreden will. Mir haben schon viele gesagt, die beim Schaumeister wegen falschen Maßes ihre Ware nicht gestempelt erhielten: Wenn wir auch richtig Maß weben, die Böhmen bringen doch falsche Ware, und sie wird in Hirschberg entgegen allen Verboten abgenommen. Da verkaufe ich halt mein Maß auch weiter!“ Der Bauer meinte: „Trotz aller Leiden hat der Absatz dennoch viel zugenommen. Schlesien soll im Todesjahr des großen Königs für sechs Millionen Taler Leinenwaren ausgeführt haben. Das ist doch eine mächtige Summe!“.

Vater Knappe erzählte: „Unser Alter Fritz hat eine ehrliche Lebensarbeit hinter sich. Vergeßt nur nicht vor seinen Arbeiten als Landesvater, daß er auch drei Kriege um Schlesien geführt hat, deren letzter sieben Jahre dauerte, und in denen der wunderbare Mann in Regen und Schnee bei seinen Soldaten aushielte und alle Leiden mit ihnen teilte. Für ihren Alten Fritzen gingen sie aber auch durchs Feuer, und wo er hinkam, da klappte es, ob es nun schlecht oder gut stand. Denkt bloß an Leuthen!“

„Vater Knappe,“ unterbrach da eines der Mädchen seinen Redefluß, „nun wollen wir aber wieder eins singen. Bringt's, wie Ihr wollt, wir werden schon mithalten!“ Und bald erklang wieder seine wohllautende Stimme, begleitet von denen der Mädchenschar:

Ist denn Liebe ein Verbrechen,
Soll man denn nicht freundlich sein,
Nicht mit seinem Liebchen sprechen,
Sich nicht ihrer Liebe freun?
Dann freut mich kein Glück des Lebens,
Dann beklag ich die Natur.
hab' ich denn ein Herz vergebens,
Oder stets zum Klagen nur?

Auch die Frauen, die nebeneinander saßen, hatten sich schon mancherlei erzählt. Vor allem hatte die Spinnjule reden müssen. Am schönsten erzählte sie Gespenstergeschichten, daß den jungen Mädchen gruselte: vom großen Leuchter, der dem spät heimkehrenden an einer bestimmten Stelle des Dorfes begegnet; von Irrlichtern, die einen in den Sumpf führen; vom Mann ohne Kopf, der häufig in der Nacht den Furchtsamen erscheint, und von dem großen schwarzen Pudel mit den Feueraugen Jule beobachtete dabei mit

geheimer Freude, wie die Mädchen scheu nach den Fenstern schauten, ob nicht etwa dort schon sich irgendetwas Gespensterhaftes zeigte. Je mehr aber Jule den Eindruck ihrer Erzählungen auf die Gemüter erkannte, desto gruseliger stellte sie ihre Geschichten dar. Da griff Vater Knappe ihr ins Wort: „Spinnjule, das glaubst du ja selber nichts“ Alles lachte; aber die gestörte Jule war höchst aufgebracht und krähte: „Knappebauer, wenn's dich Ungläubigen heut Nacht einmal tüchtig scheuchte, das wäre dir schon gesundt“ Knappe ließ sie reden und sagte halblaut: „Na, warte, du wirst selber auseinander, was du dir eingebrockt hast!“ Er legte sich zurück an den Ofen, winkte sich den ab- und zugehenden Hirtenjungen unauffällig heran und verhandelte etwas mit ihm geheim. Der Bursche nickte verständnisvoll und entfernte sich später aus dem Zimmer.

Da klopfte es stark ans Fenster; die Mädchen fuhren erschrocken zusammen, doch die Bäuerin erklärte, es seien die jungen Burschen, die gewöhnlich zu einem Plauderstündchen nachkamen, um dann die Mädchen sicher heim zu bringen. Mit einer kleinen Anzahl junger Männer trat auch Hansjakob ein und schlich sich unbeobachtet hinter Christel. Er legte ihr seine Hände über die Augen, und die Nachbarin fragte nun: „Na, Christel, wer ist's?“ Sie wußte es wohl, wer hinter sie getreten war, riet aber mehrmals falsch, bis man sie hilfreich auf den richtigen Namen brachte. Doch bald schlug die Geisterstunde, und nun wurde zum Heimgang aufgebrochen.

Die Burschen ordneten sich zu ihren Jungfern und verabschiedeten sich mit diesen von den Eckertleuten. „Ich muß die Christel noch nach Hause bringen,“ erklärte Hansjakob den Eltern, die dagegen nichts einzuwenden hatten. Während nun die jungen Leute zusammen die Dorfstraße munter plaudernd verfolgten, lief Jule in eine Seitengasse, wo sie auf einmal hell aufschrie. Alles eilte zu Hilfe, die jungen Leute, sowie auch die Bewohner des gastlichen Hauses. Da stand Jule ganz bleich und starrte auf eine Gestalt ohne Kopf, die im Schnee lag. Als die jungen Leute beherzt das Gespenst untersuchten, fand sich's, daß es das Mangelholz aus dem Eckertschen Hause war, dem der Kuhjunge einen alten Soldatenrock angezogen hatte. „Das ist wieder ein Streich von Knappe!“ krähte Jule. Dieser aber sagte ganz ruhig: „Na, du alte Krähe, wer ist denn nun heut verscheucht worden?“ Sie lief drohend davon, und die Mädchen kicherten.

Der Weg durchs Dorf war bald zurückgelegt; die heimkehrende Gesellschaft wurde immer kleiner. Zuletzt waren nur noch Christel und Hansjakob auf der Straße, da sie bis zum Berghäusel laufen mußten. Am Ende des Dorfes ging der Wind schärfer. Hansjakob setzte seines Mädchens Spinnzeug, das er getragen hatte, beiseite und sagte: „Christel, jetzt verwahr dich besser; der Nachtwind ist rauh.“ Sorgsam schlug er ihr den dicken Jackenkragen hoch und veranlaßte sie auch, das Kopftuch vor Mund und Nase zu hüllen. Dabei nahm er sich zum Dank das „Guschel“ von ihr, das sie ihm jetzt nicht

weigerte. Doch unter den anderen hätte er das nicht wagen dürfen. Sie redeten miteinander von glücklich zusammen verlebten Kinder- und Schultagen und wie der Knabe das Mädchen oft mit starker Hand vor rohen Buben geschützt hatte. Angekommen vor dem Häuschen der Mutter, nahm Christel dem Burschen flink das Spinnzeug dankend ab, stellte es ins Haus und trat nochmals zum Abschied hinaus. Bald schloß sich die Tür, der Riegel legte sich knackend vor. Und Hansjakob stand im Schnee allein. Dann zeigte sich oben im Dachfenster hinter dem weißen Vorhange ein Licht, Christel war daheim. Hansjakob steckte die Hände in die Taschen, lief rasch heimwärts und pfiff dabei den „Alten Dessauer“. Schöner noch wird es sein, wenn sie beide in einem Heim zusammen sein werden, die Christel und der Hansjakob.

Unsere Heimat in der Franzosenzeit.

Überblick über den Zeitraum von 1786 bis 1815.

Der große König hatte kaum zum ewigen Schlummer die Augen geschlossen, die so treu über seinem Staat und Volk gewacht hatten, als von Frankreich her ein Unwetter kam, das auch Preußen in den Staub legen sollte. Der Absolutismus, der allein ohne Einschränkung bestimmende Herrscherwille Friedrichs, hatte, abgesehen von einigen hätten, die auch er nicht vermeiden konnte. Segen über unser Land gebracht. Das war bei einem Herrscher, der als Politiker, Heerführer und Landesvater Großes leistete, erklärlich, da er sich als erster Diener seinem Staate verantwortlich fühlte und erwies. Wir sahen, wie er selbst zu seinen Untertanen trat, ihre Wünsche und Sorgen anhörte und dann danach handelte, um ihnen gerecht zu werden. Anders stand es in Frankreich. Dort sagte einst der absolute König Ludwig XIV.: „Der Staat bin ich.“ Das sollte heißen: Das Wohl des Volkes und Staates kann allein ich ermessen, und ich allein übernehme die Verantwortung dafür. In diesem Sinne regierten er und auch sein Nachfolger. Verschwendug am Hofe erzeugte Verarmung und Bedrückung des Volkes mit ungeheuren Steuern, Mißmut und Empörung und endlich die große, blutige französische Revolution von 1789 – 92. „Wenn sich die Völker selbst befreien, so kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.“ Wohl war diese Volksbewegung verständlich und berechtigt; aber die Art der Befreiung erregte allgemeines Entsetzen durch die tierische Roheit und Unvernunft, die die Franzosen dabei an den Tag legten. Es floß das Blut eines unschuldigen Herrscherpaars und einer zahlreichen Menschenmenge. Sogar eine Maschine zum Köpfen der Menschen erfand man, das Fallbeil oder die Guillotine.

Als nach und nach Frankreich aus seiner Raserei wieder zur Vernunft kam, zeigte sich aber auch der Segen der Volksbewegung: die mittelalterlichen Fesseln fielen: die Kräfte des Volkes wurden frei und regten sich zu einem neuen Aufblühen. Doch die nach dem Sturze des Königs erklärte Republik bestand nicht lange. Ein kluger, willensstarker Kriegsmann, Napoleon Bonaparte, schwang sich 1804 zum Kaiser der Franzosen auf, der das begeisterte Volk zu Krieg und Sieg über die Nachbarländer führte. Auch Preußen wurde in der Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt 1806 besiegt und das Land dem Eroberer schmachvoll unterworfen. Im Frieden von Tilsit verblieb Friedrich Wilhelm III. nur noch die Hälfte seiner

Länder. Doch in der allgemeinen schmachvollen Kopflosigkeit gab es auch Helden, die sich mit Mut und Ausdauer dem fremden Eroberer widersetzten.

Namentlich unsere Bergheimat leuchtet in dieser Zeit hervor. Ein Graf Götzen richtete die Verteidigung des Gebirges und somit des Landes Schlesien ein und führte sie bis zum Frieden von Tilsit durch, so daß unsere Heimat Provinz dem Staate nicht verloren ging. Glatz, Silberberg und Kosel konnten vom Feinde nicht genommen werden. Und eine mutige Frau von Bonin, ein Major von Putlitz und andere hielten in unserer Gegend stand. Auch mancher brave Mann im Volke bewies heldenhaft seine Treue dem Vaterlande, wie der Müller Geyer in Agnetendorf u. a. m.

Unter den Männern, die nach dem Kriege unserm Vaterlande zur Erhebung und Erstarkung verhalfen, stand an erster Stelle der Freiherr vom Stein. Er suchte den tiefsten Grund auf, warum des großen Königs Staatsbau so schnell in Trümmer hatte sinken können. Das Wohl einer unumschränkten Monarchie ist oft nur auf zwei Augen gebaut. So war es bei Preußen. Nie erreichten seine Herrscher nach dem Alten Fritz dessen Leistungen; es fehlten dazu die natürlichen Gaben. Es mußte das Staatswohl auf eine sichere Grundlage gestellt werden, auf die Kräfte eines freien, tüchtigen Volks. Der preußische Untertan aber war bisher nur im Gehorchen erzogen. Der Freiherr vom Stein wollte aber das Volk auch lehren, mit zu herrschen, dem König im Staatsdienst treu zur Seite zu stehen. Ehe aber aus dem Untertanen ein einsichtiger, rühriger Staatsbürger werden konnte, mußte er frei werden auf seinem Grund und Boden und seine Kräfte in der Verwaltung des heimischen Gemeinwesens, der Stadt oder des Dorfes, üben. Auf solche Grundsätze baute Stein seinen Reformplan in Preußen auf. Napoleon erkannte sehr wohl, daß dieser Reformer unseres Staatswesens den Hebel am rechten Ort ansetzte und dem französischen Gewalthaber bald gefährlich werden konnte; daher vertrieb er ihn aus Preußen.

Doch Steins Werk wurde eifrig fortgesetzt, und als die Brandfackel von Moskau 1812 Napoleon den Rückzug aus Rußland gewiesen hatte, erhob sich unser Volk. In den Befreiungskriegen von 1813 – 15 warf es das Joch des Fremden ab, und der Ruhm von der Katzbach, von Leipzig und Waterloo deckte die Schmach von Jena. Wie andere Teile Preußens, so hatte unsere Heimat unter dem Franzosenjoch geseufzt, unsere Volksgenossen nahmen deshalb heldenhaft an der Befreiung des Vaterlandes teil.

Unsere Heimat und die französische Revolution von 1792.

Auch in unserer Heimat waren die Revolutionsideen der Franzosen verbreitet worden und machten sich in Aufrührversuchen geltend. Gab es doch bei uns über Steuerdruck, Not und Armut genug zu klagen. In Schlesien drückten noch die Fesseln mittelalterlicher

Schranken schwer, und ehe noch ein Freiherr vom Stein durch weise Gesetze auf friedlichem und weniger gefährlichem Wege helfen konnte, versuchten die Ungeduld des Volkes, sowie Unverständ und roher Sinn, auf gewaltsamem Wege die Freiheit zu gewinnen; dadurch wurde die schöne helle Flamme in der Hand der Vernunft zur alles zerstörenden Brandfackel in der Faust roher, blinder Gewalt.

Die Stadt Schmiedeberg hatte im Mai 1792 ein schrecklicher Brand heimgesucht, 40 Wohnhäuser mit 46 Nebengebäuden eingeäschert und 80 Familien abdachlos gemacht. 1793 erfolgte der Wiederaufbau. Nach der furchtbaren Erfahrung war seitens der Obrigkeit wieder, wie schon so oft, vor leichtfertigem Gebrauch des Feuers und feuergefährlicher Dinge gewarnt worden, doch vergebens. Beim Bau rauchte ein Zimmergesell seinen Tabak. Wie leicht konnte da ein Funke die Holzspäne entzünden und aufs Neue einen Brand verursachen. Da Warnung nichts half, wurde der Unvorsichtige verhaftet, um zur Polizei gebracht zu werden. hierbei widersetzte sich der Gesell und wurde vom Magistrat mit 48 Stunden Arrest bestraft. Nun verließen sämtliche Maurer und Zimmerer den Bau, kamen mit Äxten und anderen Werkzeugen vor das Rathaus und verlangten Befreiung des Verhafteten, Erlaubnis zum Rauchen bei der Arbeit und Herabsetzung der Preise für Brot und Branntwein. Die Ermahnungen des Bürgermeisters hatten nur wenig Erfolg, und am nächsten Tage gingen die Tumulte weiter: Bürger wurden geschlagen und bedroht. Jetzt erbat sich der Rat der Stadt von Landeshut her Militär, das dort wegen Weberunruhen lag. Der Führer der Soldatenabteilung ließ alle Bauleute vor dem Rathaus zusammenkommen und 15 derselben in Haft nehmen und verhören. Die anderen versprachen, ruhig an die Arbeit zu gehen. Es war aber dringend nötig, daß Militär eingriff; denn schon waren Abmachungen der unzufriedenen Bleicharbeiter mit den Weibern wegen Plünderung der Stadt gepflogen worden, wie das Verhör ergeben hatte.

Auch unter den Weibern des Gebirges entstanden Unruhen. Im März 1793 erhoben sich im Schweidnitzer Kreise die Weber wegen der erhöhten Garnpreise. Auf den Garnmärkten in Landeshut, Liebau und Schmiedeberg gab es Tumulte, so daß die Behörde nach Landeshut, Waldenburg, Friedland, Hirschberg und Löwenberg Soldaten entsandte. In Schmiedeberg z. B. hatte Kaufmann Bauch seine Vorratsräume mit Waren gefüllt, für die er keinen Absatz fand. Deshalb mochte er einem Weber für feine Leinwand nicht den bisherigen Preis zahlen. Der Weber forderte mehr, weil auch die Flachs- und Garnpreise höher gingen. Da der Kaufmann trotzdem nicht mehr geben wollte, fragte der Weber unmutig, wovon er mit seiner Familie leben sollte. hierauf soll der Kaufmann geäußert haben, er möge Heu und Stroh genießen. Nun brach des Webers Zorn aus, der auch andere, die in gleicher Lage waren, zur Gewalt anregte. Bauch wurde zum Schutz in Haft genommen; es

konnte nicht festgestellt werden, ob er die unvorsichtigen Worte wirklich gebraucht hatte.

Endlich kam der Minister mit mehreren Räten ins Gebirge. Die Weber beklagten sich über die Kaufleute, daß sie ihnen den Preis auf die Leinwand schrieben und kein anderer Kaufmann dann mehr gebe, daß die Zahlungen oft in minderwertigen Goldstücken geschehe, daß die Garnhändler eine zu hohe Provision nähmen und unrichtiges Maß hätten, auch beschwerten sie sich über die hohen Lebensmittelpreise. Diese Anklagen hatten strenge Verbote an die Beschuldigten zur Folge. Da bewog der Kaufmann Zippel die Kaufherren in Landeshut, Schömberg und Schmiedeberg zur Aufbringung einer Kapitals von 6000 Talern, wofür einwandfreies Garn eingekauft und den Webern ohne Gewinn überlassen wurde. Ähnliche Hilfen versprach der Minister, und die Regierung richtete in Hirschberg ein „Fabriken- und Kommerzien-Kollegium“ ein.

Von Unruhen aus den Hirschberger Märkten ist nichts bekannt. Vielleicht wagten die Weber keinen ernsteren Austritt, weil die einflußreiche Kaufmannschaft sehr zusammenhielt. Als sich 1786 ein Berbisdorfer Weber erlaubte, einen Kaufmann anzuzeigen, der die Schaugebühr nicht erstattet hatte, kaufte der Verklagte den Webern aus Berbisdorf nichts mehr ab, so daß diese selbst den Ankläger prügeln. In Hirschberg hatte ein Kriegs- und Domänenrat einen sehr aufgeregten Brief an den Minister von Hoym gerichtet, worauf mehrere Bürger der Stadt, unter ihnen Kaufmann Contessa, wegen revolutionärer Gesinnung mit Festungsmaut bestraft wurden. Beim Thronwechsel 1797 kam Contessa frei und nahm später in Hirschberg hervorragende Stellungen ein; auch wurde er von dem neuen Könige zum Kommerzienrat ernannt.

Der Kreis Hirschberg in der Franzosenzeit.

Während des unglücklichen Krieges von 1806 und 1807 stand unsere schlesische Heimat unter der Macht eines französischen Heerführers, und in der Zeit vom November 1806 bis November 1808 war sie vom Feinde besetzt. Im Gebirge entwickelte sich der Verteidigungskrieg zum Kleinkriege, indem kleine Freischaren unter mutigen Führern auf eigene Hand dem Feinde Abbruch zu tun suchten, und wo im Gebiet unsrer engeren Heimat die Schwarze Festung bei Schreiberhau von sich reden machte. Da kam von Glogau her eine französische Besatzung unter dem General Pernetti nach Hirschberg, dessen Mannschaften sich nicht zum besten betragen. Auch sonst sind auf kürzere Zeit verschiedene feindliche Kommandos in unserm Tale gewesen. Die Leiden der Kreisinsassen bestanden aber zumeist in dem Aufbringen der Leistungen für den Krieg.

In allen Kreisen unseres Liegnitzer Regierungsbezirkes hatten sich sogenannte General-Komitees gebildet aus Beamten, Grundbesitzern und Kaufleuten, die die Angelegenheiten der feindlichen

Heeresforderungen und der Verpflegung der Truppen regelten. Oft sind diese Verbände mit Mut gegen Willkür und härten aufgetreten. Schlesiens Gesamtverluste in dieser Zeit werden auf 48 ½ Millionen Taler angegeben. eingerechnet die 30 Millionen Franken Kriegskontribution. Den Kreis Hirschberg, zu dem auch der heutige Kreis Schönaу gehörte, verwaltete damals segensreich der Landrat Freiherr von Vogten, der die maßlosen Forderungen der Franzosen auf alle mögliche Art den Kreisbewohnern zu erleichtern suchte. Neben den Steuern, die der eigene Landesherr einziehen mußte, erhoben die Franzosen Kriegssteuern. Sie trieben ungeheure Naturallieferungen an die Besatzungsmacht ein und außerdem waren noch die einzelnen durchkommenden Kommandos zu verpflegen, Fuhren, Wachs und Botendienste zu leisten. Dabei kamen die Fuhrleute oft ganz leer heim, weil man ihnen auch Wagen und Pferde abgenommen hatte.

Am 28. November 1806 wurde vom Kreise Hirschberg für das feindliche Heer vor Glogau folgende Lieferung verlangt: 6000 Portionen Brot von je 2 Pfunden, 10 Schlachtochsen zu je 4 Zentnern, 1000 Rationen Pferdefutter von je 9 Pfund Hafer und 10 Pfund Heu, 300 Hufeisen und 3000 Nägel. Das alles mußte in drei Tagen geleistet werden. Außerdem hatte der Kreis bis zur Übergabe der Festung Glogau 1000 Portionen Brot, 5 Ochsen und 500 Rationen Pferdefutter aufzubringen. Die Lieferzeit war oft so kurz bemessen, daß schon der Mangel an Zeit die Abgabe unmöglich machte. So wurde einmal das Dominium Maiwaldau um Mitternacht aufgefordert, bis morgens 8 Uhr nach Hirschberg zu senden: 40 Scheffel Hafer, 10 Zentner heu und 45 Schock Stroh.

Um den schlimmsten Folgen des Verzuges zu entgehen, beschlossen die Dominien und die Dorfgerichte, in Hirschberg eine Zahlstelle zu errichten, wohin Wohlhabende zinsfreie Darlehen abführen konnten, die schnell verfügbar waren, um solche eilige Naturallieferungen zu beschaffen oder Auszahlungen an Geldern zu besorgen. Gleichzeitig sollte eine Zahlstelle die Verteilung und Verbuchung der Beträge auf die einzelnen Gemeinden oder Herrschaften vornehmen. Vorsteher dieser Kasse waren die Herren von Buchs auf Schildau und von Menzel auf Lomnitz, die zugleich die Schulscheine und Quittungen für den Kreis ausstellten. In Alt-Schönaу war eine Sammelstelle für Brot eingerichtet. Kreistaxatoren waren überall bestimmt, die den Wert des Viehes und der Lieferungen an Hafer, Heu und Stroh nach Tagespreisen abschätzten. Die Fuhren wurden von Gemeinden und Dominien in bestimmter Ordnung geleistet, und Stadtdirektor Schmiedicke hatte die Abrechnungen darüber zu prüfen.

Am 18. Dezember verlangte die Königliche Regierung eine Abgabe von 100 000 Paar Schuhen vom Kreise, wozu z. B. Warmbrunn allein 2400 Paar aufbringen mußte. Eine Bezahlung erfolgte erst nach Ablieferung der fertigen Schuhe. Nun fehlte es an Geld

zum Ledereinkauf, daher mußten der Graf, die Propstei, die Gemeinde und die Kaufmannschaft Vorschüsse leisten.

Am 26. Dezember schrieb die Regierung eine Kriegssteuer von 3 1/4 Millionen Taler aus, zu der unser Kreis 265 000 Taler beizutragen hatte. Da in 14 Tagen 66000 Taler zu zahlen waren, gingen der Abt von Grüssau und der Landrat den Grafen Johann Nepomuk von Schaffgotsch um Vorschüsse an. Der Graf hatte zwar selbst über 5000 Taler zu zahlen, überwies aber trotzdem der Propstei 1600 und dem Landrat für den Kreis 10 000 Taler. Diese patriotische Handlung erweckte Nachahmung; die Gemeinden lieferten tüchtige Vorschüsse, und auch Private gaben solche von mindestens 50 Taler gegen 556 Zinsen auf Kreisschuldscheine. Boberröhrsdorf brachte allein 230 und Maiwaldau 400 Taler auf. Die ganze Summe der Vorschüsse muß recht groß gewesen sein; noch 1812 hatte der Kreis trotz regelmäßiger Rückzahlungen 60000 Reichstaler solcher Schulden. Besondere Not verursachten die Ausschreibungen für Schlachtvieh, wodurch bald alles geeignete Vieh aufgezehrt war. Die Leistungen von Gespannen waren oft sehr drückend, namentlich in den Zeiten der Ackerbestellung. Dazu kamen mancherlei Einquartierungen. So war General Colbert mit großem Gefolge im Schloß zu Warmbrunn einquartiert. Für 90 Taler wurde täglich verzehrt und 22 1/2 wurden nur dafür vergütet. Der Küchenzettel eines Tages kam sogar auf 158 Taler. – Ein Leutnant, der sich 100 Tage in Giersdorf aufhielt, verbrauchte insgesamt an die 400 Pfund Fleisch und 143 Quart Franzwein, viel Näschereien, Obst, Walnüsse, ließ sich in Warmbrunn ein Petschaft stechen, 9 Ellen Schleier in Hirschberg anfertigen, sowie viel Spielkarten, Gipsfeilchen usw. Alle diese einzelnen Forderungen wirkten zusammen auf die Bevölkerung so lastend, daß sie ausgesogen wurde und verarmte. Wie froh war darum jedermann, als der Feind endlich abzog.

Die Schwarze Festung in Schreiberhau und der Leutnantskrieg.

Unsere Bergheimat mit ihren vielen Winkeln und Verstecken zeigte sich von jeher geeignet für den Kleinkrieg, in dem kleine, mutige Scharen, mit der Gegend vertraut, den Feind zu beunruhigen und zu schädigen verstanden. Schon in der Hussitenzeit, dann im Dreißigjährigen Kriege sowie in den Kämpfen Friedrichs des Großen um Schlesien spielt unsere Heimat diese Rolle. Ähnliches muß auch aus den Zeiten der Franzosenherrschaft 1806 und später berichtet werden.

Als Napoleon nach der Schlacht bei Jena im Norden Preußens weiterzog, sandte er unter seinem Bruder Jerome das Korps der Rheinländer, aus Bayern und Württembergern bestehend, nach Schlesien, um diese Provinz zu unterwerfen. Doch verkannte er die Bedeutung des Gebirges für eine nachdrückliche Verteidigung des Landes und zog in der Oderebene hinaus, um die schlesischen

Festungen zu nehmen, während er die Gebirgsgegenden freiließ. Tüchtige Offiziere wußten diesen Umstand für das Wohl Preußens auszunutzen. So finden sich hier in den Zeiten der Mutlosigkeit Preußens Männer, die in Königstreue und Tapferkeit aushielten, um zu retten, was noch zu retten war. In der Grafschaft Glatz hielt sich der tapfere Graf von Götzen, der dem König Glatz verteidigte, und auch Silberberg und Kosel sowie die Schwarze Festung in Schreiberhau waren Zeugen männlichen Aushaltens in dem unglücklichen Kriege. Die Festungen Glatz, Silberberg und Kosel konnten von den Franzosen 1807 nicht vor dem Tilsiter Friedensschluß eingenommen werden.

Eine ganze Anzahl von kühnen Gruppenführern hielt sich im Gebirge von Glatz und im Riesengebirge mit ihren Streifkorps versteckt, nahmen die flüchtigen und versprengten Soldaten auf, sammelten sie und benutzten sie entweder zu Überfällen feindlicher Abteilungen oder zu Transporten von Gütern und Geldern, zur Aufhebung königlicher Kassengelder, zur Beunruhigung und Schädigung des Feindes, der sich deshalb ins Gebirge nur in größeren Abteilungen wagte, oder sie führten ihre Truppenbestände in die Festungen des Glatzer Landes, die sich so lange halten konnten. Die bayerischen Offiziere, die auf der Seite der Franzosen diese Bewegung im Gebirge niederhalten sollten, nannten darum diesen Kleinkrieg den „Leutnantskrieg“, der manche brave Tat aufweist.

Da war eine heldenhafte Frau, Gattin eines invaliden Offiziers von Bonin, die von ihrem Rittergut Wiesau kümmerlich lebte und, in Vertretung ihres kränklichen Gatten, Heldenaten ausführte. Sie trat mit dem Grafen Götzen in Verbindung, dem Verteidiger der Grafschaft, um ihrem Gatten eine Einnahme als Offizier zu sichern, und erhielt ein kleines Kommando mit zwei Leutnants. das vor allen Dingen in den Städten am Gebirge hin königliche Kassengelder zusammenzubringen, vor dem Feinde zu retten und nach Glatz zu führen hatte. Auf einer solchen Streife brachte sie 22 000 Taler auf. In Bunzlau sollten 600 Franzosen einquartiert sein. Dort hatte Frau von Bonin 10 000 Taler Salzgeld versteckt, die sie retten wollte. Sie mußte sehr vorsichtig sein, denn der Fürst von Pleß, der Leiter des Krieges in Schlesien, hatte ihr aufgegeben, daß von ihrem Kommando kein Mann und kein Pferd verloren gehen dürfe. Da ließ sie ihre Abteilung in Löwenberg zurück und fuhr mit vier Mann und dem Leutnant Schrader auf Bauernschlitten nach Bunzlau. Ihre Soldaten vor dem Tor zurücklassend, ging sie allein in die Stadt und erfuhr, daß die Feinde noch kommen sollten. Nach und nach kamen einzelne französische Offiziere in die Stadt gefahren, die Frau von Bonin alle in den Gasthof „Zu den drei Linden“ führte, wo sie dieselben, nachdem sie ihre vier Mann geholt hatte, gefangen nahm. Dabei erbeutete sie 70 000 Taler. Auch ihren Vorrat von 10000 Talern rettete sie aus dem Versteck und eilte mit ihren Gefangenen nach Löwenberg zurück zu ihrem

Kommando, das unterdes nach Hirschberg gezogen war. Ihr Leutnant Fischer stellte die Dame hier dem gefangenen Franzosen, General Brun, mit den Worten vor: „Herr General, das ist die Dame, deren Entschlossenheit wir das Glück verdanken, Sie und diese Herren zu Gefangenen bekommen zu haben.“ Später wurde der Transport der Frau von Bonin in der Gegend von Neurode von Feinden umstellt und gefangen. Die kühne Frau, die ihre drei kleinen Kinder von Bunzlau mit fortgenommen hatte, war aber mit Leutnant Schrader glücklich entkommen. Nachdem sie auf anstrengenden und gefahrvollen Wegen das Lager des Grafen Götzen erreicht hatte, konnte sie diesem am 11. Februar 1807 die stattliche Summe von 22 000 Talern abliefern. Da aber Graf Götzen nach Westen reisen mußte, war die mutige Frau ohne Schutz. Der tapfere Rittmeister von Stöbel sollte eine Truppenabteilung nach Kolberg oder Sachsen retten und durch das Gebirge ziehen. Mit ihm suchte Frau von Bonin samt ihren Kindern zu entkommen, wurde aber bei Friedland durch den Feind vom Weitemarsch abgehalten. Der ganze Trupp kehrte nach Glatz zurück, wobei die Frau mitten in ein Feuergefecht geriet und bald alles Kriegselend, wie Verwundungen und Todesfälle, zu sehen bekam. Glücklich entkam sie aber nach Glatz, wo auch Götzen wieder anwesend war, der die Festung bis zum Frieden hielt.

Als Napoleon am 7. und 8. Februar bei Preußisch-Eylau viel Verluste erlitten hatte, mußte er seine Truppen aus Schlesien herausziehen. Da drang hier in die Herzen neuer Mut. Man sammelte von neuem Geld und Soldaten zur Verteidigung und ein Herr von Lüttwitz kam dabei auch in den Hirschberger Kreis, wo ihm Graf Schaffgotsch 12 000 Taler, die Hirschberger Kaufmannschaft dagegen kein Geld gewährte. Major von Putlitz vereinigte im Gebirge die Soldaten, bestimmte Schreiberhau zum Standort einer solchen Truppe und führte nahezu tausend Mann nach Glatz, darunter vierhundert aus Schreiberhau; doch mußte Putlitz seinen Abmarsch so beschleunigen, daß er viele Bekleidungsstücke, Waffen und Kriegsbedarf mit zweihundert Mann Bedeckung in Schreiberhau zurückließ.

Jerome in Breslau hatte von dem Aufenthalt des Majors Putlitz im Gebirge Nachricht und sandte eine starte Abteilung Bayern und Württemberger ins Hirschberger Tal. Am 25. Mai zog ein Leutnant Maillinger von Warmbrunn aus schnell über den Kynast nach Agnetendorf, wo Putlitz in einer Mühle versteckt war. Die Feinde überfielen die Mühle, konnten aber den versteckten Offizier nirgends finden. Da prügelten sie den Müller Geyer und drohten ihm, daß sie ihn unter das Wasserrad stecken wollten, wenn er ihnen keine Auskunft gäbe. Durch diese Verzögerungen gelang es, den Major zu retten, der glücklich davonkam und später dem treuen Müller eine Dose schenkte mit der Aufschrift: „Dem braven Müller“

Geyer in Agnetendorf diene dieses zum Andenken des 26. Mai 1807 und des Majors von Putlitz.

Leutnant Maillinger zog nun mit seiner Schar auf dem Leiterwege nach Marienthal, wo er die hier gesammelten Preußen nicht mehr vorfand, weil sie über die Grenze geflohen waren. Unverrichteter Sache kehrten die Verbündeten der Franzosen nach Warmbrunn zurück und verließen das Hirschberger Tal wieder.

Die Schwarze Festung war ein verschanztes Lager, das wahrscheinlich am Zackenberge, in der Nähe des Böhmerweges lag. Dort waren Blockhütten errichtet, und drei Kanonen vom Kynast hatte man zur Verteidigung hingebracht. Die Soldaten waren zum Teil in den Häusern von Schreiberhau einquartiert. Die Gemeinden der Umgegend mußten Nahrungsmittel in das Lager liefern. Eine in Warmbrunn vorhandene Rechnung stellt einen Betrag von reichlich 200 Talern für das preußische Korps in Schreiberhau fest. Rittmeister von Hirschfeld hatte von Schreiberhau aus die Freischar nach Liegnitz zu einem Angriff auf die Besatzung dieser Stadt geführt. Als kühner und verwegener Führer einer Freischar, die von Schreiberhau aus vorging, wird auch ein Rittmeister Negro genannt, der dem Feinde manchen Schaden zufügte, aber ein sehr lockeres Leben führte und infolgedessen einmal dem Feinde in die Hände fiel und in Breslau längere Zeit gefangen gehalten wurde.

Der Freiherr vom Stein im Hirschberger Tal.

König Friedrich Wilhelm III. berief 1807 den Reichsfreiherrn vom und zum Stein, den verschuldeten, geschwächten Preußenstaat zu retten. Da galt es, nicht nur Mittel zu finden, die Schulden zu tilgen, nein auch den Staat wieder stark zu machen. Es mußte die Kraft des Volkes von Fesseln befreit werden, damit es seine Kräfte einst dem König und dem Vaterland zum Wohl des Ganzen leihen könne. In einem Jahre legte der Freiherr vom Stein den Gesetzesgrund für diesen Aufschwung der Volkskraft. Ein Gesetz hob die Erbuntertänigkeit der Bauern auf, die ihn zwang, sein väterliches Erbe als vom Gutsherrn geliehen anzusehen und dafür jahraus, jahrein schwere Dienste zu leisten, und die ihn an die Scholle festband. Nun durfte der Bauer ohne Abzugsgeld wegziehen, wenn es ihm nicht mehr an seinem Ort behagte. Allerdings blieben die Hofdienste noch bestehen, bis sie ohne Schaden für Gutsherrn und Bauern abgelöst werden konnten. Die Hauptsache aber war die Freiheit der Person und das Eigentumsrecht an der Scholle, das durch Steins Nachfolger, Hardenberg, gewährleistet wurde. Mit beiden Errungenschaften mußte die Arbeitsfreudigkeit und die Liebe zum Vaterlande wachsen. Die Städteordnung vom 19. November 1808 gab die Stadtverwaltung in die Hand des Bürgers. Die städtischen Bürger durften von nun an ihre Stadtverordneten wählen, diese wiederum den Magistrat, für den nur die Bestätigung durch

die Regierung erforderlich war. Und Magistrat und Stadtverordnete sorgten nun nebeneinander um das Wohl der Stadt. In Hirschberg tagte die Versammlung der Stadtverordneten zum erstenmal am 25. Februar 1809 unter dem Vorsteher Contessa, einem hiesigen Kaufmann. Am 6. März wurde der neue Magistrat gewählt. Der erste Bürgermeister nach der Städteordnung hieß Jentsch. Zur Einführung der neuen Männer und der neuen Ordnung fand am 30. Juni in Hirschberg eine erhebende Feier statt. Nun hatte auch der Bürger einen freieren Anteil an der Stadtverwaltung.

Die Schranken der Stände waren gefallen, und jedermann konnte von nun an seine Kräfte stach der Art regen, in der es ihm am besten gefiel. Das gab einen neuen Aufschwung in Handel und Wandel und auch im geistigen Leben. Doch das Wirken Steins war auch bald zu Ende. Napoleon hatte einen Brief des Freiherrn aufgefangen und daraus dessen Grundgedanken erkannt, die Napoleons Macht gar bald zum Schwanken bringen mußten. Er verfolgte ihn deshalb, indem er ihn in die Acht erklärte. Im November 1808 entließ ihn der König, und Stein mußte fliehen. Im Januar 1809 kam er nach Buchwald zum Grafen von Reden. Da der Freiherr durch frühere Besuche in der Gegend bekannt war und der Steckbrief über ihn auch nach Hirschberg gekommen war, konnte er dort sehr leicht an die Franzosen verraten werden. Deshalb rief der Graf seine Gutsuntertanen zusammen, stellte ihnen den Gast vor und sprach die Hoffnung aus, daß niemand unter seinen Leuten zum Verräter des Freiherrn werden möge. Am 13. Januar brachte er aber den Freiherrn vom Stein mit einem Begleiter bei Micheldorf über die Grenze Böhmens. Stein ging nach Prag, wo er sicher war.

Von Berthelsdorfs Kriegsschicksalen 1813.

Das Jahr der Befreiung vom Franzosenjoch, 1813, war angegangen. Aus Schlesiens Hauptstadt hatte König Friedrich Wilhelm III. den Aufruf „An mein Volk!“ erlassen, und von Schlesien aus ging das Freikorps der schwarzen Jäger unter Lützow zuerst gegen die Franzosen vor. Napoleon hatte im Frühlingsfeldzuge die gegen ihn vordringenden Preußen und Russen in den Schlachten bei Großgörschen (2. Mai) und Bautzen (20. Mai) noch überwunden und nach Schlesien zurückgedrängt, wo es zunächst zu einem Waffenstillstande kam. In diesem Vertrage zwischen Napoleon und den verbündeten Preußen und Russen wurde ein neutraler Landstreifen in Schlesien bestimmt, den kein Soldat betreten durfte. Westlich dieses Streifens lagerten die französischen und östlich desselben die preußisch-russischen Truppen. Die truppenfreie Zone lief am rechten Boberufer hinab vom Gebirge zur Ebene, und der Kreis Hirschberg lag größtenteils in diesem neutralen Gebiet. Die französische Demarkationslinie oder Kriegsgebietsgrenze ging über die Orte Seiffershau, Altkemnitz, Berthelsdorf und Riemendorf nach Mauer.

Von dieser Linie nach Osten folgte der neutrale Gebietsstreifen, und erst in der Gegend von Landeshut standen die Verbündeten. Aus dieser Zeit schildert ein Bericht im Reibnitzer Jubelbüchlein von 1841 die in Berthelsdorf herrschenden Kriegszustände.

Am 22. Mai hörten die Berthelsdorfer den ganzen Tag Kanonendonner im Westen, der immer näher kam und am 23. Noch deutlicher vernommen wurde. Es waren die Gefechte zwischen den vordringenden Franzosen und den aus Sachsen nach Schlesien zurückweichenden Preußen und Russen. Gegen Abend kamen preußische Verwundete mit der Nachricht, daß unsere Soldaten geschlagen und auf dem Rückzuge seien. Am 9. Juni marschierte ein Regiment Franzosen durch das Dorf, die von Hirschberg kamen, also aus dem neutralen Gebiet herausgezogen wurden und ins Lager bei Liebenthal und Ottendorf zurückkehrten. Drei Offiziere, ein französischer und zwei russische, besichtigten die im Waffenstillstande bestimmte Grenzlinie zwischen dem französischen Kriegsgebiet und dem unbesetzten oder neutralen Landstreifen. Bald besetzten französische Truppen die Dörfer an der Gebietsgrenze, die alle sechs Tage durch neue aus dem Liebenthaler Lager abgelöst wurden. Während die Dörfer Crommenau, Reibnitz, Boberullersdorf und die weiter östlichen Frieden hatten, war in den westlichen Orten Kriegsgetümmel und so auch in Berthelsdorf, Altkemnitz usw.

Beinahe zehn Wochen gab es in Berthelsdorf Einquartierung von Soldaten, beim Häusler ein bis zwei Mann, bei den reicherer entsprechend mehr, so daß immer ein ganzes Bataillon im Orte lag. Am Abend blieben nur die Wachtposten im Dorf stehen, während die Truppen an einem Platze zusammengezogen wurden. Dann lagen zwei Kompanien auf dem Dominium und ebenfalls zwei im Kretscham in Scheunen und Ställen. Am Tage ging jeder Soldat wieder in sein Quartier. Schreckliche Leiden und Drangsale erlitten damals die Dorfbewohner. Nicht nur, daß sie alle acht Tage neue ausgehungerte Franzosen aus dem Lager zu verpflegen genötigt waren, sondern auch Lieferungen in die französischen Magazine nach Liebenthal mußten sie senden, und diese Leistungen waren nicht klein.

Unter Androhung gewaltsamer Eintreibung beim geringsten Verzuge erfolgte am 16. Juni nachstehende Anforderung an Gemeinde und Dominium Berthelsdorf: 15 Scheffel Weizen, 170 Sch. Korn, 120 Sch. Hafer, 80 Sch. Gerste, 8 Sch. Hülsenfrüchte, 140 Quart Branntwein, 5 Sch. Salz, 34 Zentner heu, 24 Schock Stroh. 37 Kühe, jede mindestens 240 Pfund schwer. – Am 10. Juli kam die zweite Forderung: 15 Sch. Weizen, 47 Sch. Roggen, 4 ½ Zentner Salz, 4 Schock Stroh, 40 Sch. Gerste und 53 Zentner Fleisch. – Die dritte Lieferung vom 28. Juli umfaßte 15 Scheffel Weizenmehl, 45 Sch. Roggenmehl, 12 Sch. Gemüse-Früchte, 160 Quart Branntwein und 6 Ochsen. Erfolgte die Abgabe nicht gleich, so erschien der französische Kriegskommissar mit Soldaten, besetzte die

Mühlen und nahm weg, was an Getreide oder Mehl vorhanden war, mochte es gehören, wem es wollte. Diese Truppen gehörten zum Heere des Marschalls Macdonald.

Am 15. August sah man auf den Höhen um Reibnitz Kosaken. In den frühen Morgenstunden des 16. kam es in Berthelsdorf zu einem Gefecht; Russen griffen die Franzosen an und trieben sie bis nach Spiller, zogen sich aber wieder nach Hirschberg zurück. Elf Tote, meist Franzosen, fanden ein gemeinsames Grab auf dem Kirchhofe, und vier verwundete Franzosen mußte die Gemeinde Berthelsdorf verpflegen. An diesem Tage gab es keine Einquartierung; doch am nächsten Tage fanden sich Russen ein. Am 18. August erschienen 18 000 Franzosen am Gänseberg und plünderten Berthelsdorf. Da auf den Reibnitzer höhen sich wieder Kosaken zeigten, gingen die Franzosen nach Löwenberg zurück. Als die Kosaken aber nach Hirschberg zurückkehrten, blieb diesmal Berthelsdorf frei von Quartiergästen. – Später, am 26. August, hörte man den Kanonendonner von der Schlacht an der Katzbach. Man freute sich, als er näher nach Westen kam; denn das war ein gutes Zeichen für den Sieg der Preußen. Es regnete stark. Von Birngrütz und Spiller her nahten 6000 Franzosen und lagerten am Gänseberge. Sie plünderten Berthelsdorf wieder und sollen mehr Schaden an Büschchen, Getreide usw. angerichtet haben wie die vorhergehenden 18 000 Feinde. Nachdem diese Kolonne im Laufe des 28. Nach Greiffenberg zurückmarschiert war, sah man in Berthelsdorf außer einigen Nachzüglern keine Franzosen mehr. Dann kamen Russen durch den Ort, der nunmehr von Einquartierung verschont blieb. Jedoch war in diesen unruhigen Zeiten die Ernte schwer, und die Aussaat konnte wegen Mangel an Zugvieh nur sehr mühsam erfolgen.

Nach der Schlacht an der Katzbach.

Als die Franzosen nach dem Waffenstillstande wieder vordrangen, hieß es, sie wollten aus der Gegend von Lähn und Liebenthal nach Hirschberg kommen. Aber die Angst war unnötig. General von Kaisarow schützte mit seinen Russen die Stadt. Er ließ die Stadttore verrammeln und stark besetzen, auch auf der Schmiedeberger Straße Kanonen auffahren. Doch wagten sich nur wenige Franzosen bis Grunau, wollten Lebensmittel haben und fragten, ob Russen in der Nähe wären. Da gab ihnen jemand zur Antwort: „Sollen wir euch etwa anmelden?“ Nun kamen von der Stadt Kosaken daher. Es fand deshalb bei Grunau ein kleines Gefecht statt, in dem es fünf Tote gab, die man hinter der Schötzerei unter der Russenlinde bestattete. Ein Steinkreuz bezeichnet das Grab noch heute. Die Kosaken waren aber diesmal bei uns gemütlicher als 1622. Sie betrachteten jeden als Kameraden, nannten ihn Väterchen oder Bruder und waren besonders gegen die Kinder

sehr freundlich; nur den Unterschied zwischen mein und dein hielten sie nicht genau inne.

Jedoch die Russen zogen sich bald nach Schmiedeberg zurück und gaben Hirschberg preis. Es hätte dieser Stadt sehr schlimm ergehen können; denn ein französisches Armeekorps sollte den Preußen während der Schlacht an der Katzbach in den Rücken zu fallen suchen, wobei es unsere Gegend auch durchzogen hätte. Da kam uns ein Verbündeter vom Himmel zu Hilfe, ein tüchtiger, anhaltender Regen, der ja auch dem Heere Blüchers zustatten gekommen war. Der Bober schwoll so mächtig an, daß er seine Ufer überschwemmte und die Stadt von den Feldern um Grunau und Straupitz durch tiefe, reißende Fluten trennte. Das Korps der Franzosen, das durch das Anschwellen der Katzbach und des Bobers aufgehalten worden war und in den Kampf nicht hatte eingreifen können, hörte am 27. August, daß die Schlacht für die Franzosen verloren war und zog sich zurück. Dabei wollte es die Ueberschreitung des angeschwollenen Bobers flußaufwärts, etwa bei Hirschberg, vornehmen und hätte dabei jedenfalls nicht ungern geplündert. Aber alle Brücken standen unter Wasser; so lagerten die Feinde in Grunau und Straupitz und auf den Feldern daselbst. Diese Dörfer und die Sechsstätte wurden nun arg geplündert und viel Vieh daraus mit weggetrieben. Nur wenige Franzosen kamen in die Stadt und richteten geringen Schaden an.

Am 28. August zogen die Franzosen nach Lähn. Es hörte auf zu regnen, die Russen begannen die Verfolgung des Feindes und fingen schon am Nachmittag 25 Franzosen. Nach Hirschberg wurden am nächsten Tage wieder Gefangene geführt, deren Zahl sich bis zum Abend aus 2000 vermehrte. Noch verursachte die starke russische Einquartierung der Stadt tüchtige Anstrengungen, aber man trug sie gern als das geringere Uebel. Der Kanondonner der Schlacht hatte fern im Nordosten getobt und war nach Westen vorgedrungen, ein Beweis, daß die Franzosen zurückwichen. Am 30. August hörte man wieder starken Geschützdonner aus der Gegend um Löwenberg. Das von Hirschberg abgezogene Korps der Franzosen wollte bei Löwenberg den Bober überschreiten, wurde aber von den Preußen angegriffen und teils in den Fluß gejagt, teils samt dem General gefangengenommen. Als Zeichen des preußischen Sieges wurde an demselben Tage der Reisewagen des Marschalls Macdonald durch Hirschberg gefahren; er war dem Heerführer während der Schlacht verloren gegangen. Am Abend brachte ein reitender Bote französische Adler und Fahnen durch die Stadt.

Der Sieg Blüchers an der Katzbach hatte unsere Gegend vom Feinde befreit und den Krieg nach dem Westen getragen.

Schwere Zeiten eines wirtschaftlichen Niederganges 1815/66.

Allgemeiner Überblick.

In dem Zeitraum von 1815 – 66 machte sich ein starker wirtschaftlicher Niedergang in unserer Bergheimat geltend. Das Leinengewerbe, dessen schwierige Lage in der Hauptsache diese schweren Zeiten herbeiführte, stand lange auf schwachen Füßen. Neben ihrer Güte sicherte die Billigkeit der schlesischen Leinen den starken Absatz in die Ferne. Deshalb war auch sofort Not unter den Spinnern und Weibern, wenn teure Zeiten oder stockender Absatz den Verdienst schmälerten. Der weite Weg bis zur Seeküste verteuerte die Ware. Nur ein blühendes, kapitalkräftiges und mächtiges Staatswesen, wie es Preußen unter Friedrich dem Großen war, konnte das Leinengewerbe durch eine vorsorgliche und nach außen kräftige Wirtschaftspolitik erhalten.

Als Frankreich und England einen starken Einfluß auf unser Staats- und Wirtschaftsleben auszuüben begannen, mußte sich die schwache Seite der Gebirgsindustrie in Schlesien zeigen. Die französische Revolution und Napoleon schufen manche Umgestaltungen in unserer Staatsverwaltung hatte die Revolution schon neue Gedanken ins Volksleben geworfen, die auch in unserer Heimat Unruhen erzeugten, so waren diese Ideen nach dem Fall Preußens von 1806 noch mehr wirksam geworden in den neuen Reformen des Freiherrn vom Stein: der Bauernbefreiung, der Städteordnung und der Gewerbefreiheit. Diese drei Verordnungen griffen auch tief ins Erwerbsleben ein und störten dessen ruhigen Fortgang. Durch die Kriege und ihre Folgen war aber der preußische Staat so geschwächt, daß er die Störungen nicht abzuwenden vermochte. – Längst hatte England auf unser Erwerbsleben hindernd eingewirkt. In Irland hatte sich nahe der atlantischen Küste eine rege Leinenindustrie entwickelt, die der günstigen Lage wegen der unseren einen starken Wettbewerb bieten mußte und es auch tat. Bereits um 1790 begann England die Spinnmaschinen einzuführen, deren Bau es geheim hielt. Schon dadurch erlangte die englische Garnerzeugung einen Vorsprung vor der Deutschlands. Als nun gar durch die Kontinentalsperre, mit der Napoleon Englands Handel

schädigen wollte, für unsere Ausfuhr ein tödliches Hindernis entstand, konnte England ungestört die überseeischen Märkte erobern. Alle die Kämpfe zwischen Frankreich und England, zwischen England und Amerika, auch zwischen den nordamerikanischen Freistaaten selbst, wirkten hemmend auf Schlesiens Leinenhandel ein.

Nach dem unglücklichen Kriege 1807 hörte Schlesiens selbständige Stellung im preußischen Staatsverbande auf; es wurde eine Provinz wie alle anderen, und ihr Oberpräsident konnte nicht mehr uneingeschränkt für das Wohl Schlesiens sorgen, sondern war darin abhängig von der Berliner Zentralregierung. Schlesien wurde nun in Regierungsbezirke eingeteilt. Wenn auch die besonderen Bedürfnisse der Gebirgskreise zunächst durch die Bildung einer „Regierung im Gebirge“ zu Reichenbach (1816 – 21) beachtet wurden, so dauerte dieser Zustand doch nur eine kurze Zeit. Auch die Neuordnung der schlesischen Verwaltung hinderte die Sonderentwicklung unserer Heimat. – Die Berliner Regierung eignete sich die Grundsätze der englischen Lehre vom Freihandel an, der für Englands Verhältnisse vorteilhaft war, für unsere schlesischen aber schwer nachteilig wirken mußte. Damit verlor die aus schwachen Füßen stehende schlesische Leinenindustrie die besondere staatliche Fürsorge und wurde durch den Einfluß Englands erdrückt. Die Gewerbefreiheit entband gerade die Händler, die den Spinner und Weber so sehr geschädigt hatten von ihren Fesseln, so daß diese Störenfriede im Weberleben nun erst recht frei walten konnten. Da das Garn nun noch mehr ins Ausland ging, fehlte es bald auf den inländischen Märkten und wurde dadurch für den Weber zu teuer oder nicht erreichbar. Die Bauernbefreiung mit allen ihren Einzelforderungen, wie Ablösung der Dienste usw. in Geld, störte im Leinengewerbe auch. Der Bauer baute weniger Flachs, weil Getreideanbau lohnender war, und der Spinner erzeugte nun in den Hofdiensten nicht mehr das billige Garn. So war es kein Wunder, wenn bei der allgemeinen Umstellung das Gewerbe bei uns einen Niedergang erlitt.

Durch diese Verhältnisse sah sich unsere Heimat gezwungen, um im Wettbewerb nicht ganz zu unterliegen, die Maschine nach und nach in den Dienst des Erwerbes zu stellen. Doch ihre Einführung machte Arbeitskräfte entbehrlich, steigerte die Arbeitslosigkeit und die Not und erzeugte gegen diese Verbesserung der herstellungsweise von Waren eine starke Abneigung, die sich z. B. 1844 in dem Aufstande der Weber im Reichenbacher Gebiet zeigte, wobei ganze Fabrikgebäude mit ihren Maschinen von den erbitterten Weibern zerstört wurden. Auch in unserem Bezirk hat sich der Kampf zwischen Handwerk und Maschine in mancherlei Formen ausgewirkt.

Unter den dargestellten Umständen war es eine besondere Gunst des Schicksals, daß unsere Heimat der Aufenthaltsort fürstlicher und anderer einflußreicher, edler Personen wurde, die das furchtbare Elend im Erwerbsleben der Gebirgsbewohner mit eigenen Augen erkannten. Auf diese Weise wurde eine Menge wichtiger Hilfskräfte

in unserem Tal in Tätigkeit gesetzt, die viel Not linderten und manch schönes Beispiel von Menschenliebe gaben, wie z B. das Vorhandensein der Tirolerkolonie, der Spinnerei Erdmannsdorf und der Kirche Wang zeigen.

Die ins Volk gedrungenen freiheitlichen Ideen erzeugten eine politische Bewegung, die in ihrer Bedeutung oft verkannt und darum unterdrückt wurde. Auch bei uns gab es geistig regsame Köpfe und tüchtige Männer, die wegen ihrer politischen Gesinnung zu leiden hatten. So kam es zu den revolutionären Erscheinungen von 1848, die aber größtenteils nicht aus politischen Erwägungen entstanden, sondern aus einer allgemeinen materiellen Notlage geboren waren.

Hierbei wirkten sehr stark die Verhältnisse unserer heimischen Schalle mit: der karge Boden, der nur einen Teil der Bevölkerung ernährt, Wittrungszustände, die häufig störend einwirkten, Mißernten und Not erzeugten, wobei sich immer wieder der Segen der Kartoffel, des Brotes der Armen, wirksam erwies, und endlich die Abgeschlossenheit unseres Hirschberger Tales, die den Verkehr mit der Umwelt erschwerte und das heranbringen von Nahrungsmitteln und Rohstoffen aller Art verteuerte, bis schließlich das Mittel gefunden wurde, das unsere Heimat ihrem Elend entriß und ganz andere wirtschaftliche Bedingungen herbeiführte, die Eisenbahn.

Von der Not der Spinner und Weber und den Versuchen. sie vom Untergange zu retten.

Das in unserer Heimat einst so blühende Leinengewerbe war im Absterben begriffen. hatte Hirschbergs zweite Blütezeit mit dem kaiserlichen Schleierhandelsrecht von 1630 ihren Anfang genommen, so fand sie ihr Ende mit dessen Ablösung durch das Gewerbesteuergesetz von 1810. Schon vorher bemühte sich die Stadt um die Begründung neuer Erwerbszweige und erlangte 1787 vom Könige die Erlaubnis zur Errichtung einer Zuckerraffinerie; doch hat diese nicht lange bestanden. Mit der Einführung der Gewerbefreiheit mehrte sich die Zahl der handeltreibenden trotz einer wenig günstigen Geschäftslage. Die noch vorhandenen Handelsherren gaben darum vielfach ihre bisherige Tätigkeit auf. Auch der geschäftliche Zusammenbruch des Kaufmanns Jaentsch im Jahre 1816 zeigt deutlich den Niedergang in Handel und Gewerbe.

Die öftere Wiederkehr bitterster Not unter den Spinnern und Webern, so 1807 – 08, 1816, 1826, 1835, 1837 – 38, 1842 – 43 usw. erfolgte bei dem geringen Verdienst sofort, wenn Mißwachs und teure Zeit dessen Kaufkraft noch verminderten oder Stockungen im Absatz die wenigen Einnahmen verringerten oder in Wegfall brachten. Dann begannen Hilfeleistungen mancherlei Art. Man verteilte Geld und Brot unter die Armen. Ein Hilfsverein, der sich 1816 in Landeshut und Schmiedeberg auf Betreiben des Barons

von Kottwitz, eines edlen Menschenfreundes, zur Unterstützung der Weber bildete, verschaffte ihnen Arbeit. In den Gebirgskreisen wurden Chausseen gebaut, um Brotlosen eine Beschäftigung zu bieten, so im Hirschberger Kreise die Straße von Schmiedeberg über den Paß nach Landeshut. Der Staat verwendete 100 000 Taler zur Linderung der Not in Schlesien. Eine von der Regierung eingeleitete Untersuchung der Verhältnisse in der Weberei ergab, daß man im Gebirge zumeist die gewöhnlichsten Leinensorten fertigte, die auch in England hergestellt wurden. Deshalb drückte der Wettbewerb dieses Landes, das den Vorteil der günstigeren Handelslage für sich hatte, so stark auf das schlesische Leinengewerbe. Man empfahl den Webern, bessere Leinensorten herzustellen, ihre Kinder aber in andere Berufe übergehen zu lassen. Doch die große Not, die sie seit undenklichen Zeiten gedrückt hatte, hinderte dabei. Der Weber war ohne Hoffnung, ohne starken Willen, der Not die Stirn zu bieten und Entschlüsse zu fassen, und zur Anschaffung anderer Webstühle, wie sie für bessere Leinwandgewebe nötig waren, fehlte das Geld. Es wurde versucht, neuen Absatz zu schaffen; doch ringsherum gab es starke Widerstände. Nur Rußland und Polen nahmen schlesische Leinwand: auch nach den Vereinigten Staaten und West-Indien führte man solche aus. Die rheinisch-westfälische Handelskompagnie setzte 1821 – 26 für 1 ½ Millionen Taler Leinwand ab.

Später trat immer stärker die Meinung der Regierung zutage, man dürfe verständigerweise ein dem Untergang geweihtes Gewerbe nicht mit Staatsmitteln künstlich erhalten. Wenn die Weberei nicht bestehen könne, müsse man sie eben untergehen lassen. Nun wurden Besserungsversuche angestellt beim Anbau des Flachs, bei der Zubereitung desselben, beim Spinnen Weben und Bleichen. 1835 ging man in der Gegend von Reichenbach zur Baumwollspinnerei über. Von 1835 an und in den folgenden Notjahren war im Kreise Hirschberg ein Verein unter Leitung der Grafen Matuschka und Schaffgotsch bemüht, den Spinnern billigen Flachs zu liefern. In Hirschberg und fünf anderen Orten waren Niederlagen errichtet, wo er den Spinnern pfundweise abgegeben wurde. Nahezu 2400 arme Spinner erhielten auf diese Weise über 140 Zentner billigen Flachs. Als 1837 und 38 die Not wegen Stockung des Absatzes der Leinwand wieder stieg, ließ Prinz Wilhelm in Fischbach Unterstützungen verteilen, die Gräfin Reden in Buchwald und Quirl aber Flachs. Die Liegnitzer Regierung ordnete eine Brotverteilung an und ließ die Zahl der Notleidenden feststellen. In 5 Kreisen fanden sich über 21 000 Arme, im Kreise Hirschberg in 51 Gemeinden gegen 4800, im Schöttauer in 38 Gemeinden über 3600 Bedürftige. Der König schenkte 10 000 Taler zur Linderung der Not. Aber was nützten all die kleinen Mittel bei der großen Zahl derjenigen, die unterstützt werden mußten. Das Elend kam immer wieder und vermehrte sich erschreckend, sodaß im Winter 1843/44 in ganz Deutschland eine allgemeine Bewegung einsetzte, den

schlesischen Webern zu helfen, die durch Englands Druck so schwer zu leiden hatten.

Ein französischer Roman schilderte damals die Zustände im schlesischen Gebirge. Man gründete nun in den Städten Armenanstalten, und auch auf den Dörfern regte es sich, den hungernden Brüdern zu helfen. Das ewige Elend, die Bettelei und das Schreien nach Staatshilfe hatte bisher das Gefühl der Mitmenschen abgestumpft und die Meinung verbreitet, daß eben Hilfe nicht mehr möglich sei. Eine neue Untersuchung ergab zwar die Bereitwilligkeit, den Spinnern Flachs und den Webern Garn zu liefern; aber es werde wenig damit erreicht werden; es fehle vor allem am Absatz der Leinwand. Ueberall entstanden große und kleine Hilfsvereine; doch die Not war zu groß. Eine Statistik ergab 1844 folgendes trostlose Bild: Der Kreis Landeshut zählte in 61 Orten fast 40 000 Einwohner mit nahezu 30 000 Bedürftigen. Kreis Bolkenhain: 24 Gemeinden, rund 20 000 Einwohner mit nahezu 9000 Armen. Kreis Schönau mit 39 Gemeinden und reichlich 27 000 Menschen hatte 2300 Bedürftige. Kreis Hirschberg mit 51 Gemeinden und rund 44000 Einwohner etwa 8400 Notleidende. Kreis Lauban mit 86 Gemeinden und rund 65 000 Einwohner reichlich 5000 Arme. Kreis Löwenberg in 110 Gemeinden fast 25 000 Bedürftige. In unserem Kreise war also immer unter fünf Menschen ein Armer. Der Wochenverdienst eines Webers betrug 10 – 20 Silbergroschen (1,20 – 2,40 Mk.), der eines Handspinners 5 – 12 Silbergroschen (0,60 – 1,44 Mk.), und der eines Putzenspinners 2 – 5 Silbergroschen (24 – 60 Pfg.). Dagegen hatte ein Bauernknecht bei freier Wohnung und reichlicher Ernährung im Jahre 12 – 30 Taler, ein ländlicher Tagelöhner 5 Silbergroschen, eine Frau 4 Silbergroschen am Tage. Eine Armenpflege war auf dem Lande jedoch nicht eingerichtet und die Bettelei dafür freigelassen. Daß der Hunger die Menschen nicht zu Verbrechen getrieben hat, ist verwunderlich und wird damit erklärt, daß die Elenden sich willenlos in ihr Geschick ergeben hatten. Ebenso muß man darüber erstaunen, daß diese Spinner und Weber an ihrem Broterwerb festhielten, trotzdem man ihnen allerlei Vorschläge zur Änderung ihres Berufes machte.

Graf Schaffgotsch, der 1847 im Herrenhause die Webersnot besprach, äußerte unter anderem: „Nicht kommunistische Ideen, sondern die Not hat die Weber zu Ausschreitungen veranlaßt. – Ein Weber wird kein Ackerbauer, kein Eisenbahnarbeiter, er kommt als Weber auf die Welt, er lebt, darbt und stirbt als Weber.“

Der Hofsteinschneider Siebenhaar in Warmbrunn.

Im Museum unseres Riesengebirgsvereins zu Hirschberg ist im unteren Raume neben dem Treppenaufgange die aus Holz geschnitzte, lebensgroße Figur eines Mannes zu sehen, der über seine Arbeit gebeugt ist. Diese künstlerische Darstellung, ein Werk der Holzschnitzschule in Warmbrunn, bildet den Königlichen Hofsteinschneider

Karl Friedrich Wilhelm Heinrich Siebenhaar nach, der in den Jahren von 1814 bis 1895 zu Warmbrunn lebte und ein berühmter Künstler im Steinschnitt war. Viele fürstliche und adelige Gäste des Bades ließen sich Wappen und Siegel schneiden, und so war gerade Warmbrunn der Sitz dieses Gewerbes geworden.

Friedrich Wilhelm Siebenhaar war der Sohn des Warmbrunner Schuhmachers und Gastwirts in der Koppenkapelle Karl Siebenhaar. Die Kapelle des heiligen Laurentius auf der Schneekoppe war nämlich einige Zeit Gaststätte in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Als fähiger Schüler der Volksschule gedachte Friedrich Wilhelm Siebenhaar, Lehrer zu werden und begann seine Ausbildungszeit als Präparand beim Warmbrunner Kantor. Präparand Siebenhaar mußte einst den Kantor in der Schule vertreten, wobei ihm ein größerer Knabe, der vor dem gar zu jungen Lehrer keine Achtung hatte, großen Verdruß bereitete. Siebenhaar brachte den Burschen durch eine tüchtige Ohrfeige zur Ordnung, mußte aber bald erkennen, daß Schulstrafen ein schwieriges Kapitel in der Erziehungskunst darstellten. Der Vater des Gestraften beschwerte sich beim Kontor, und dieser reichte die Ohrfeige seinem Präparanden wieder zurück. „Oho“, dachte Siebenhaar, „werden ernsthafte Bemühungen eines Lehrers derart belohnt, so suchen wir uns lieber ein besser besoldetes Gewerbe.“ Er wurde Steinschneider.

Nachdem er bei einem Onkel, dem Glasschneider Reichstein, drei Jahre den Glasschnitt geübt hatte, lernte er noch zwei Jahre lang das Steinschneiden bei seinem Onkel Müller. Von 1832 an betrieb er im Hause seines Vaters den Glas- und später den Steinschnitt. Im Sommer unterbrach er seine Arbeit und unterstützte den Vater im Gastwirtsgewerbe auf der Koppe. 1830 war der König Friedrich Wilhelm III. dort oben gewesen und hatte ein Glas Milch genossen. Siebenhaar kennzeichnete das Glas, indem er hineinschnitt: „Aus diesem Glase trank König Friedrich Wilhelm III.“ Bei einem Besuche auf der Kappe im Jahre 1839 trank der König zum zweitenmal aus diesem Glase und las die Inschrift. Das machte ihn aufmerksam. Er fragte nach dem damaligen Koppenwirt und erfuhr, daß der frühere Wirt Karl Siebenhaar gestorben und nun dein Sohn, der Glasschneider, des Vaters Nachfolger geworden sei. Da sagte ihm der König freundlich, auf das Glas deutend: „Bleibe er bei seinem Metier!“ Siebenhaar befolgte das Königswort und blieb nun Glas- und Steinschneider.

Eine Ohrfeige und ein Königswort waren die Wegweiser, die den Künstler von Irrwegen zurückführten auf seine rechte Bahn. Er betrieb sehr eifrig den Siegelschnitt. Die Siegelschneider nahmen von ihren gelungenen Arbeiten Abdrücke in Siegellack und sammelten sie in Mappen. Siebenhaars Sammlung war sehr reichhaltig und wird größtenteils in der Warmbrunner Bibliothek verwahrt, drei Jahrgänge aber (1856, 1876, 1877) im Museum

des R.-G.-V. Der Jahrgang 1856 zeigt 139 Siegel. Viele Siegel hat der Künstler für das preußische Königshaus geliefert: 1856 für Friedrich Wilhelm IV. ein kleines Privatsiegel, ein größeres und ein kleineres 1872 für Wilhelm I.

Die Siegelschneider fertigten Familienwappen und Monogramme in vertiefter Arbeit auf dem Steine, die sich beim Siegeln erhaben zeigten. Auch Brustbilder mit Porträt-Ähnlichkeit schnitten sie, was allerdings nur die besten Künstler fertig brachten. Von Siebenhaar stammt eine große Zahl solcher Siegel. Das Museum besitzt einen Achilleskopf von ihm, Porträtschnitte des Rittmeisters von Decker, der Frau von Decker u. a. m. Siebenhaar fertigte aber auch solche Köpfe in erhobener Arbeit, Kameen genannt, die sonst kein Meister des Hirschberger Tals geschnitten hatte, weder Schneider, der größte Meister des 18 Jahrhundert, noch auch Karl Hensel, der bis 1864 lebte und sich darin versuchte. Der Künstler stellte Kameen dar: das Porträt des Grafen von Hoverden-Plenken, des Vorsitzenden vom Schlesischen Altertumsverein, des Grafen Ludwig Schaffgotsch und die Porträtbüste Friedrich Wilhelm IV.

Als Siebenhaar den Austrag erhielt, das Bildnis des Königs zu schneiden, äußerte er den Wunsch, den König persönlich zu sehen, da das Bild sonst nicht ähnlich würde. 1855 wurde der Künstler nach Erdmannsdorf beordert. „Also, Sie wollen mich sehen“, sagte der König. Siebenhaar bejahte, bat ihn, eine bestimmte Haltung des Kopfes einzunehmen und schaute den Fürsten einen Augenblick genau an, ohne aber eine Zeichnung anzufertigen, was den König mißtrauisch machte. Er verlangte daher, das Modell vorher zu sehen. Siebenhaar dankte untertänigst und verabschiedete sich. Der König hatte gewünscht, daß er in großer Generalsuniform dargestellt werde und daß die Fangschnüre frei hängend geschnitten würden. Das war sehr schwer, weil diese feinen Teilchen unterschnitten werden mußten, damit sie hohl lagen; doch Siebenhaar brachte auch das zuwege. Im Winter 1855/56 konnte Graf Hoverden die aus Onyx gefertigte Kamee dem König überreichen. Dieser zeigte eine sehr große Freude an der Künstlerarbeit, legte sie neben seinen Teller und betrachtete sie immer wieder. Siebenhaar wurde zum Hofsteinschneider ernannt.

Für den Berliner Geheimen Kommerzienrat Brook arbeitete Siebenhaar einen Becher aus Bergkristall. Der dazu nötige Kristall kam aus der Schweiz und wog 20 Pfund. In einer Achatschleiferei zu Idar im Rheinland wurde die rohe Form geschliffen. Siebenhaar sollte nun die weitere Ausschmückung übernehmen, meinte aber, das könne ein Künstler in Berlin besser machen. Brook schlug dies aus und verlangte von Siebenhaar ein Modell für den Becher, das dem Auftraggeber gefiel. Nun ging unser Künstler an das Werk. Es dauert 9 Jahre. Oben auf dem Deckel des Bechers befindet sich eine Kugel, auf der eine Merkurfigur steht. Schon das freihändige Schneiden der Kugel war schwer, besonders weil

die Füßchen der Figur das freie Arbeiten hinderten. Schwerer noch war die Fertigstellung des ganz dünnen Merkurstabes. Noch halbjährigem Schaffen an der Figur zerbrach dem Künstler der Stab und die ganze Arbeit mußte von vorn beginnen. 1879 endlich war der Becher fertig. Das Museum bewahrt einen Gypsabguß von dem Werk. Bei der heraldischen Ausstellung in Berlin 1882 wurde der Becher allgemein bewundert, und Siebenhaar erhielt den ersten Preis.

Das Altarkruzifix in der evangelischen Kirche zu Warmbrunn hat Siebenhaar geschnitten. Auch aus Wachs formte er Bildwerke. Siebenhaars Schwiegermutter, sein Onkel Reichstein, sein erster Meister, und der Dichter Wieland sind in dieser Ausführung im Museum zu sehen. Siebenhaar starb 1895 und liegt begraben auf dem Friedhof in Warmbrunn.

Christian Benjamin Preußler.

1805 übernahm Christian Benjamin Preußler, der auf die Hebung des Glasgewerbes großen Einfluß hatte, die Leitung der Schreiberhauer Hütte. Die Hütte in Karlstal brannte 1808 ab. Der Aufbau verursachte viel Kosten und Preußler mußte versuchen, das Geschäft einträglicher zu gestalten. 1812 beschwerte er sich, daß die Glashändler in Schreiberhau und die Laboranten in Krummhübel Massen böhmischen Glases einschleppten. Früher hätten die Laboranten jährlich für 1000 Taler Glas aus Schreiberhau abgenommen, jetzt nicht mehr für einen Taler. Auch erbat er sich eine bessere Polizeiaufsicht über seine Hüttenleute, die öfter streikten, gerade wenn der Ofen im Gange war. Es wurde die Zahl der die Aufsicht führenden Grenzjäger verdoppelt und ein „Hüttenreglement“ gegeben. Darin war befohlen:

1. Bei Klagen des Hüttenmeisters sollen die Arbeiter sofort an ihre Pflichten gemahnt werden.
2. Ein genaues Arbeiterverzeichnis stellt Herkunft und Arbeitsdauer in Schreiberhau fest.
3. Der Hüttenbesitzer solle keinen Arbeiter ohne Paß und Arbeitsbe-glaubigung einstellen.
4. Reisende Glasmacher müssen die Paßordnung innehalten.
5. heimliches Auswandern der Arbeiter solle verhindert werden.

Im Jahre 1821 brannte die Glashütte in Hoffnungsthal nieder. Diese übernahmen nun die Gebrüder Mattern allein, während Preußler seine Anlagen an der Weißbach verbesserte. Dort waren außer dem Wohngebäude, den Ställen, Scheunen und Schuppen noch zwölf Gebäude vorhanden mit vielem toten und lebenden Inventar, nämlich: ein Schleifwerk, eine Glasmalerei, eine Pot-taschesiederei, eine Mehlmühle, eine Fleischerei und eine Schmiede.

Trotz aller Sorgfalt des Hüttenmeisters konnte das Gewerbe nicht gedeihen; aber die Regierung hatte ihr Augenmerk auf eine Steigerung der Glasindustrie gerichtet, um Ersatz zu erhalten für das rettungslos dem Ende zugehende Leinengewerbe. Deshalb verlangte sie von Preußler eine genaue Schilderung der örtlichen Hindernisse für den Betrieb der Hütten Karlstal und Hoffnungstal, sowie die Angabe von Mitteln zur Besserung der Verhältnisse, und wie der böhmische Wettbewerb zu überwinden sei. Darauf sandte Preußler 1829 einen erschöpfenden Bericht ein, der folgendes Bild der damaligen Sachlage bietet.

Die Glashütten sind 2 bis 3 Meilen von Schreiberhau, der Veredelungs- und Verkaufsstelle, entfernt. Die Straßen dahin sind schlecht, sodaß die Beförderung des Quarzes und Glases beschwerlich und teuer wird. Die Hüttenfabrikate werden auch zu festen Preisen nach Schreiberhau, Petersdorf, Hermsdorf, Warmbrunn und Flinsberg abgegeben an die Händler, die sie noch Gefallen veredeln lassen. Sie halten die Waren auf Lager oder bringen sie auf die Märkte. Die Hüttenbesitzer lassen die Gläser nur dann veredeln, wenn die Abnehmer unmittelbar bei ihnen bestellen, was von auswärts manchmal geschieht. Im Inland stört das Vorurteil zu sehr, böhmisches Glas sei besser als das Schreiberhauer. Diese falsche Meinung wird von den Händlern genährt, die an dem nebenher von ihnen geführten böhmischen Glase viel verdienen, da es teurer ist. In Wahrheit fertigen die böhmischen Hütten leichtere Ware, und nur Neuwelt sei den Schreiberhauern überlegen, da dort die Hütte die Vorteile günstigerer Lage habe und die Veredelung auch unter der Leitung des Hüttendirektors erfolge. Die Bezahlung in Papiergeld verbilligt das böhmische Glas. Bei den Glasschleifern in Schreiberhau fehlt die gemeinsame Leitung und eine gute Vorbildung. Das würde erst besser werden, wenn die Fabriken ihre Waren selbst veredeln könnten. Für den Handel wird viel getan; aber die Fabrikation ist im Hintertreffen.

Preußler schlägt dann zur Besserung folgende Mittel vor: Zollerhöhung auf böhmisches Edelglas, dagegen Erlaß des Zolles auf böhmische Pottasche. – Verbesserung der Zollstraße Karlstal-Schreiberhau. – Anregung, daß der Hof in der Schreiberhauer Hütte einkaufe. – Abstellung des Vorurteils gegen schlesisches Glas. – Einrichtung von Wasserschleifwerken, Handmühlen und einer allgemeinen Zeichenschule für die Lehrlinge. – Zusammenlegen des ganzen Betriebes (Fabrikation und Veredelung) in eine Hand. – Anlegen von Lagern guter schlesischer Glaswaren in den Bädern. – Halten von Geschäftsreisenden und Beteiligung an Messen und Märkten. hierzu sei ein Kapital von 60- bis 80 000 Talern nötig. Preußler war bemüht, diese Pläne, soweit er konnte, selbst durchzuführen; die volle Verwirklichung derselben brachte erst sein Schwiegersohn Franz Pohl, der nach Preußlers Tode 1848 die Hütte weiter führte.

Fürstliche Sommersitze im Hirschberger Tal.

Während der westliche Teil des Hirschberger Tales eine flache Ebene darstellt, ist der Osten größtenteils von einer Menge Berggruppen, Tälern, Sumpfs und Teichlandschaften ausgefüllt, die an sich schon eine angenehme Abwechslung bieten, die aber durch die Kunst des Gärtners leicht erhöht werden konnte. So wurden Naturparkanlagen geschaffen, die mit ihren reizenden Durchblicken noch dem Gebirgsrahmen der Landschaft manch herrliche Überraschung bringen. Solche Parkanlagen ziehen sich von Warmbrunn über Stonsdorf, Erdmannsdorf, Buchwald nach Fischbach hin. Schon ein oberflächlicher Blick zeigt, daß hier der Natur- und Schönheitssinn begüterter Menschen in unserem Heimattal kleine Paradiese für den Aufenthalt geschaffen hat. Das ist die Leistung von einer Gruppe fürstlicher und adeliger Familien, die ziemlich zu gleicher Zeit ihre Sommersitze hier hatten. Ihre gemeinsame Tätigkeit hat nicht nur zur Hebung des Natursinnes und zur Verschönerung der Landschaft beigetragen, sondern hat dem Völkchen unserer Berge in einer schweren Zeit wirtschaftlichen Niederganges gar mancherlei Hilfe geboten, die nie vergessen werden darf.

Im Jahre 1785 kaufte der Graf von Reden Buchwald und verwandelte die reizende Gegend zwischen den Höhen von Ober-Buchwald und dem Ameisenberge mit ihren Teichen und Wiesen in einen englischen Naturpark, von dem aus man herrliche Fernblicke nach Hochkamm und Schneekoppe genießt. Bald fand das Wirken dieses edlen Mannes mannigfache Nachahmung 1816 erwarb der in den Befreiungskriegen rühmlich bekannt gewordene General Graf Neidhardt von Gneisenau Erdmannsdorf, wo ähnliche Anlagen entstanden. Dieses Gut kaufte 1831 König Friedrich Wilhelm III. Schloß und Herrschaft Fischbach ging in den Besitz des Prinzen Wilhelm von Preußen über. Das Schloß Ruhberg bei Schmiedeberg bezog Prinz Anton Radziwill mit seiner Gemahlin, Prinzessin Luise von Preußen. 1831 erwarb der König auch das Schloß Schildau für seine Tochter, die Prinzessin Luise der Niederlande. In Stonsdorf und Neuhof bei Schmiedeberg saßen die Prinzen von Reuß. Dieser Kreis von Adels- und Fürstenfamilien verlebte oft gemeinsam die schönen Sommertage auf diesen Erholungssitzen im Riesengebirge und hat dazu beigetragen, daß unser Gebirge eine Sommerfrische für weitere Kreise wurde.

Der Engel von Ruhberg.

Wenn matt durch das Dörfchen Quirl aufwärts wandert, so tritt man in der Gegend des Gasthauses „Zum Schlüssel“ in das Tal von Schmiedeberg ein. Zwei Berge, zwischen denen die Eglitz daherfließt, bilden die Eingangspforte: links der nahe, an der Straße sich erhebende Schlüsselberg und rechts drüben der am linken niedrigen Eglitzufer liegende kleinere Ruhberg Vor demselben breiten

sich Wiesen aus, die mit Baumgruppen parkartig geschmückt sind. Zwischen den Bäumen schaut ein einfaches, zweistöckiges Landhaus hervor, das Schloßchen Ruhberg Fast zu einfach ausgestattet, erscheint es wie eine gewöhnliche Landwirtschaft mit besserem Wohnhaus; doch belehrt uns bei näherer Betrachtung der Balken und die Größe der mittleren Fenster, daß wir es hier mit einem edleren Bauwerk zu tun haben. Schloß Ruhberg hat seine Vergangenheit; es war in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts der Schauplatz einer unglücklichen Prinzenliebe Kaiser Wilhelms I., auf dessen Wunsch die Geschichte die Tatsachen verschweigen mußte aus zarter Rücksicht auf seine Gemahlin; doch die Sage spann im Volksmunde ihre Ranken weiter um den „Engel von Ruhberg“. Es war die alte Geschichte von den zwei Königskindern:

Es waren zwei Königskinder.
Die hatten einander so lieb;
Sie konnten zusammen nicht kommen,
Das Wasser war viel zu tief.

Ein herrlicher Sommertag war angebrochen. Schloß Ruhberg lag im Traum seiner grünen Wiesenflächen und schönen Baumgruppen im Sonnenschein. Durch die geöffneten Fenster schwebten die weichen, klagenden Molltöne eines meisterhaft gespielten Musikinstruments, und eine Mädchenstimme klang dazu; es war ein Lied von Sehnsucht und Liebe und wurde so ergreifend schön gesungen, daß man sofort wußte, die Sängerin hat das schon erlebt, was ihr Lied darstellt. Nun schwieg die Stimme; aber das Instrument ertönte weiter. Doch bald erschien im Garten ein schönes Fräulein in vornehmer, geschmackvoller Kleidung und würdiger Haltung. Das muß eine Prinzeß sein, sagte sich jeder, der die junge Dame sah, aber noch nicht konnte. Es war Elisa Radziwill, die Tochter des polnischen Fürsten Anton Radziwill und seiner Gemahlin Luise, einer Tochter des preußischen Prinzen Louis Ferdinand, der in dem ersten Treffen in den Befreiungskriegen, bei Saalfeld, den Heldentod erlitten hatte. Der Vater der Prinzessin war Statthalter in Posen und hatte in Berlin, wo seine Familie im regen Verkehr mit dem verwandten Königshause stand, ein schönes Schloß. Während der Sommermonate aber hielt er sich seit 1822 auf Schloß Ruhberg aus, um hier die reine Bergluft zu genießen und den Frieden der Gebirgstäler mit dem herrlichen Blick nach den Kämmen des Riesengebirges, die dort am Himmelsrande ins reine Blau des Sommermorgens ragen. Der Fürst war es auch, dessen Musik man hörte; er war ein Künstler darin.

In einer lauschigen Ecke des Gartens saß Elisa und malte an einem Bilde von großer Zartheit: es stellte das Jesuskind dar, das, im Hemdchen, die nackten Füße in den ersten unsicheren Schritten übt. Engelchen mit Flügeln umgeben den Kleinen, um ihn vor dem Fallen zu schützen. Elisa war noch sehr jung, aber sie war nicht so lebhaft, wie man es von so jungen Menschenkindern gewöhnt ist.

Würdig und gemessen bewegte sie sich, und in ihren großen Augen lag die Sehnsucht. Ihre vornehmen, etwas blassen Züge drückten auch eine gewisse Erwartung und Unsicherheit aus, wie das Gesicht des Jesuskindes aus dem Bilde bei seinem ersten Schritt ins Leben, das ihm so Schweres bringen sollte. öfter legte Elisa den Pinsel aus der Hand und schaute hinüber nach der Straße oder lief ein Stück in den Park, hielt die Hand über die Augen und spähte in die Ferne, als erwarte sie einen Menschen. Stundenlang hatte sie dies Spiel wiederholt. war aber immer wieder ruhig an ihre Arbeit gegangen.

Doch als sie wieder einmal ausschaute, erkannte sie in der Ferne einen Reiter, der sein Rößlein traben ließ. Er mochte wohl schon nach dem Park am Ruhberg und dem weißen Schlößchen Ausschau gehalten haben; denn nun winkte er grüßend. Sein scharfes Auge hatte ein helles Kleid schimmern sehen. lind da wußte er, daß das niemand anders sein könne als Elisa, die nach ihm ausschaute, und die er nun besuchen wollte. Sie lief schnell ins Haus und meldete den Eltern: „Prinz Wilhelm kommt von Warmbrunn dähergeritten; er wird uns besuchen und muß gleich anlangen!“ Schon war sie wieder hinweg. Leichtes Rot stieg in ihre Wangen, sie wurde lebhafter und schritt dem Prinzen entgegen, der vom Pferde gestiegen war und es dem herbeieilenden Diener übergeben hatte. Strahlend trat nun Elisa auf ihn zu: „herzlich Willkommen, mein lieber Prinz!“ Er schaute überrascht auf das herrliche Mädchen; sie war heut sehr schön. In den Zügen des Königsohnes malte sich ungeheuchelte Liebe. „Ich komme dich zu besuchen, liebe Elisa. Bin kaum in Warmbrunn angekommen, da treibt es mich nach Ruhberg Diesmal habe ich den Vater gebeten, in Warmbrunn meine Kur nehmen zu dürfen!“ rief er und fügte leiser hinzu, als ob es sonst niemand hören dürfe: „Da bin ich dem Hause Radziwill nicht so fern wie in Teplitz!“

Jetzt schritt Elisa mit Wilhelm nach dem Garten und pflückte ihm eine köstliche, frisch erblühte Rose, an deren Duft er sich ergötzte. Dann ergriff er Elisas Hand und küßte sie zart. Auch der Prinz suchte nun ein zartes Röschen, um damit die Dame seines Herzens zu schmücken. „Aber warum kommt der Herr Ritter seines Weges so allein?“ fragte Elisa, „Wo ist sein treuer Schildknappe?“ „Ein Prinz, mein Kind,“ sagte lächelnd der Königsohn, „muß vorsichtiger sein als andere Menschen. Kaum tut er einen Schritt, so erschaut und bespricht ihn schon die Welt. Und es würde mich peinlich berühren, wenn gleich die schnöde Welt jedes Wort erfuhr, das ich mit Elisa Radziwill rede!“ setzte er mit Eifer hinzu. Da erblickte der Prinz Elisas Arbeit, trat hinzu und beschaute sie. „Diese zarten Wesen, die meine Künstlerin Elisa hier malt!“ rief erstaunt der Prinz aus. „Möchte der Herrgott deines Lebens Schritte so bewahren, meine Liebe, wie diese Englein das Christuskind!“

So sagte ernst der junge Hohenzoller. „Doch laß mich nun deine Eltern begrüßen“ Sie schritten beide ins Haus.

Nur kurz war des Prinzen Besuch in Ruhberg. Als er wieder davonritt, schaute Elisa ihm nach. Noch lange sah er in der Ferne das helle Kleid schimmern und winkte noch einmal grüßend, ehe sie seinem Blick ent schwand. Sie war ganz selig und begab sich nun wieder an ihre Malerei.

Elisa fühlte, daß der Prinz sie liebe; nur seine Zurückhaltung gefiel ihr nicht. Ein liebender Bräutigam verhält sich ganz anders; aber der Prinz faßte ja Elisa so zart an, als wäre sie ein Engel, der ihm entflöge, wenn er sie einmal stürmisch umarmen und küssen wollte. Auch seine Vorsicht, allein davonzureiten, war ihr auffällig. Nun ja, ihr war es wohl bekannt, daß er peinlich war. Aus dem Munde ihrer lieben Mutter hatte sie erfahren, daß einer Verbindung des Prinzen mit ihr große Hindernisse im Wege standen. Prinzen durften nur Prinzessinnen aus regierenden Häusern heiraten; sonst gibt es Kummer, und die Kinder aus Ehen mit nicht ebenbürtigen Gemahlinnen haben kein Thronfolgerecht. Und die Radziwills waren kein ebenbürtiges Geschlecht Elisa aber wußte, der König habe sie gern und werde seinem Sohne schon beistehen, seine Elisa heimführen zu dürfen. Und Wilhelm hatte sie herzlich lieb; das hatte sie heut wieder empfunden. Sonst wäre er nicht schon heut zu Besuch gekommen. So spann sie ihre Gedanken weiter und malte und malte am Bilde und an ihrem Zukunftstraum.

Prinz Wilhelm hatte ein schweres Geschick zu tragen. Seine Elisa liebte er sehr. Doch ahnte er, daß er sie nie würde heiraten dürfen; denn in Herzensangelegenheiten der Fürsten spricht oft die hohe Staatsklugheit ein ernstes und recht kaltes Wort. König Friedrich Wilhelm III. kannte die Sehnsucht seines Sohnes und versuchte alle Mittel, ihm zu helfen. Er fragte die Kronjuristen, ob es sich aus irgendeine Weise ohne Schaden für das Königshaus werde erreichen lassen, daß sein Sohn Wilhelm die Prinzeß Radziwill zur Gemahlin wähle. Doch ihm scholl ein entschiedenes „Nein!“ entgegen. Da wandte er sich an den russischen Kaiser mit der Bitte, die Prinzessin als Tochter anzunehmen, wodurch sie ebenbürtig würde. Auch hier hörte der König nur ein Nein. Zuletzt sollte der Bruder von Elisas Mutter, Prinz August von Preußen, die Nichte an Kindesstatt annehmen. Diese Aussicht wurde ebenfalls zuschanden. Prinz Wilhelm wie auch die Prinzessin Elisa schwankten zwischen Furcht und Hoffnung, und dieser Zustand des Schwankens und des ungewissen Bangens mußte die Gesundheit beider Liebenden stören. Der König untersagte endlich seinem Sohne den Verkehr in der Familie Radzi will, da eine Vermählung mit Elisa völlig aussichtslos war. Zwar zog es den Prinzen mächtig nach Ruhberg, aber er war gezwungen, fernzubleiben.

Es war einige Jahre später. Wieder war ein herrlicher Sommertag, und Ruhberg lag im Sonnenschein. Elisa war recht blaß

geworden und lag meist im bequemen Stuhl im Garten. Doch eins konnte sie nicht lassen. Sie schaute nach der Straße die von Warmbrunn herführt, oder sie ging durch den Park bis an jene Stelle, wo sie damals den Geliebten entzweiten sah. Dann hob sie die Hand über die Augen und spähte, ob etwa in der Ferne ein Reiter sich zeigte. War Prinz Wilhelm diesmal wieder in Warmbrunn, so würde er gewiß einmal zu Besuch kommen. Doch es war vergebens. Wilhelm kam nicht, und die Eltern sahen sich veranlaßt, dem armen Kinde mitzuteilen, daß sie aus einer Ehe mit dem Prinzen verzichten müsse. Diese Eröffnung brach ihr das Herz. Sie wurde blasser und stiller. Wie ein Engel ging sie durch den Park. Das Volk, das sie nun kannte und das im stillen mit ihr ein herzliches Mitleid faßte, nannte sie „den Engel von Ruhberg“. Öfters kam die milde und gute Gräfin Reden ins Schloß. Bei ihr fand Elisa ein mütterliches Herz; ihr konnte sie den Kummer aussprechen, den sie sonst verbarg. Die Gräfin erzählte ihr, um sie zu trösten, wie sie in der Jugend geliebt, wie sie so zeitig ihren Gatten verloren habe und wie sie nun in Gott und guten Werken Trost fände. So wollte auch Elisa ihren Schmerz bezwingen.

Da kam das Jahr 1829- Prinz Wilhelm mußte dem Gesetz folgen und sich vermählen. Auguste, Prinzessin von Sachsen-Weimar, wurde seine Gemahlin. Das Herz der armen Elisa blutete bei der traurigen Nachricht; doch wünschte sie dem Geliebten alles Gute. Sie wurde auch später der Prinzessin Auguste vorgestellt, die keine Ahnung von den Beziehungen zwischen ihrem Gatten und der Prinzessin Radziwill hatte. Aber das war zu viel für das junge Herz. Elisa erlitt einen Blutsturz. Ein böser Husten hatte sich bei ihr eingestellt. Schwer trugen ihre lieben Eltern an dem Geschick ihres Kindes. Vor Kummer starb ihr bald der Vater, während sie selbst trank darniederlag. Endlich 1834 erlöste auch sie der Tod in jungen Jahren. Eine Gipsbüste, die in Schloß Ruhberg aufbewahrt wird, zeigt die Prinzessin auf dem Totenbette. Im Volke aber lebt noch die Sage fort vom Engel von Ruhberg

Gräfin Friederike von Reden, die Mutter der Bedrängten.

Aus dem Kreise fürstlicher und adeliger Familien tritt eine Dame hervor, die sich durch ihr rühriges und liebevolles Schaffen, ihr Sorgen für die Armen und Bedrängten auszeichnete und sich als Mutter der notleidenden Gebirgsbevölkerung einen Namen schuf, die Gräfin Friederike von Reden in Buchwald, die Gemahlin des Staatsministers Friedrich Wilhelm von Reden.

Im Jahre 1802 vertrat sie die Achtundzwanzigjährige mit dem oft kränklichen fünfzigjährigen Manne; doch war ihre Ehe glücklich. Reden war in Oberschlesien an der Hebung des Bergbaues außerordentlich tätig und wurde 1803 Minister. Das Denkmal auf dem Redenberge bei Königshütte gibt Zeugnis von seinen hohen Verdiensten um den dortigen Bergbau. Um 1800 waren auch die

Bergwerke in Schmiedeberg und Kupferberg stillgelegt worden, und Reden bemühte sich, sie wieder in Gang zu bringen. Schon 1783 hatte er 200 Zentner Erz von den holden bei Bergfreiheit nach der Neumark zu einer Probenschmelze überführt, und 1802 veranlaßte er eine Sendung von 100 Zentnern nach Gleiwitz zu gleichem Zweck. Sie ergaben 60 Zentner Roheisen. 1803 wurde auch bei Arnsberg die Bleigrube „Redensglück“ eröffnet, die aber nicht lange im Betriebe war. Nach dem verlorenen Kriege wurde der Minister von Reden aus dem Staatsdienst entlassen und wohnte nun von 1807 an in Buchwald, wo er eine Musterlandwirtschaft eingerichtet hatte, in der sich seine Gemahlin eifrig betätigte. Das Elend Preußens nach den Kriegsleiden machte sich besonders in unserer Bergheimat, in der ohnedies oft Not und Sorge herrschten, recht stark bemerkbar und regte die barmherzige Gräfin zu ihren vielen guten Werken an, die sie von da an unausgesetzt an dem Bergvolk übte.

Der Graf gründete mit seiner Gemahlin 1815 die Buchwalder Bibelgesellschaft, um „Das Buch der Bücher“ im Gebirge zu verbreiten. Bald darauf starb er und wurde in der Abtei im Park von Buchwald bestattet. Nun lag die Sorge um Gut und Herrschaft auf den Schultern der Gräfin allein, die mit emsiger Rührigkeit alle Arbeiten leitete und über eigenem Kummer den ihrer Bergkinder aber nicht vergaß.

Das Jahr 1808 brachte teure Zeit; da half die Gräfin, wo sie konnte, trotzdem ihre eigenen Einnahmen bedeutend gesunken waren und enorme Belieferungen und Steuern geleistet werden mußten.

Als 1810 ein Wolkenbruch das Dorf Quirl sehr stark schädigte, kargte die Gräfin nicht mit ihrer Hilfe trotz eigener Verluste. Im Sommer 1811 bereitete sie Sirup aus Mais und Kürbissen für die Armen, und 1812 beschäftigte sie 40 Personen auf dem Gut, um sie vor Not zu schützen.

1816 bewirtschaftete sie als Witwe -ihr Gut allein. Es trat Mißernte ein; auch verlor sie zweimal ihre Schafherde durch Seuchen. Dennoch gedachte sie der Not ihrer Beamten und Arbeiter in Buchwald und der Bergleute in Waldenburg und Tarnowitz.

Zu einem Hungerjahr entwickelte sich das Jahr 1817. Die Gräfin errichtete für die Armen eine Suppenanstalt und ließ ihnen Brot zu billigem Preise ab.

Um die armen Spinner aus den gierigen Fingern der Flachshändler zu befreien, kaufte sie 1820 große Posten Flachs, ließ ihn zu angemessenem Lohn verspinnen und verkaufte das Garn im ganzen.

Durch den Brand von Kupferberg im Jahre 1824 wurde dort dem Bergbau ein jähes Ende bereitet. Alle Akten verbrannten und auch die Zeichnungen von den Erzgängen. Deshalb konnte man das Bergwerk nicht wieder in Gang bringen. Die Gräfin unterstützte die Abgebrannten.

1827 war ein kalter, schneereicher Winter, der viel Not brachte. Da verteilte die Gräfin Mehl und Brot und verkaufte billigen Flachs an die Spinner. Das alles tat sie, trotzdem sie nach dem Tode ihres Wirtschaftsrendanten dessen Amtsgeschäfte selbst besorgte und so immer mehr Zeit für die eigene Wirtschaft brauchte.

Dem talentvollen Zeichner Theodor Schwenke verhalf sie 1820 zu einer Freistelle an der Zeichenakademie in Berlin und begründete so sein Glück.

Im Winter 1829, nachdem wieder schlechtes Wetter im Sommer die Ernte geschädigt und auch ihr selbst für 1000 Taler Schaden zugefügt hatte, erwirkte sie vom Könige Mittel zur Beschaffung von Flachs und Kartoffeln für die Armen. So konnte sie die Metze Kartoffeln, statt für 15 Pfennige, für 9 Pfennige verkaufen, was für die Spinner, die nur Pfennige täglich verdienten, von großer Bedeutung war. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß die gute Gräfin ihre Gaben mit weiser Vorsicht austeilt; sie äußerte ihre Meinung über das Geben in folgenden Worten: „Vor Not können wir bei dem besten Willen nicht alle schützen, aber vor Bettelei müssen wir sie mit aller Anstrengung zu bewahren suchen; denn diese ist ein um sich fressender Krebs, auf das bequeme Nichtstun gegründet, dessen Gewohnheit sich schwer wieder ablegt. Das Gratisgeben setzt die Menschen herunter und macht sie zu einer Art Bettlern. Das Bezahlen dessen, was man braucht, hebt dagegen, und vor allen Dingen wird der Fleiß belebt, der vor so vielem Bösen schützt.“

Die russische Kaiserin kaufte bei ihrem Besuch in Fischbach 1830 für ihr Gefolge auf das Betreiben der Gräfin den Gebirgswebern für 8000 Taler Leinwand ab.

Von Polen her nahte 1831 die Cholera Wäre sie in unsere Heimat verbreitet worden, so hätte sie unter der schlecht ernährten Bewohnerschaft eine schreckliche Ernte gehalten. Da eröffnete die „Mutter der Armen“ eine Suppenanstalt, um durch eine kräftige Ernährung einer Ansteckung vorzubeugen.

Als der König 1841 in Erdmannsdorf war, regte sie ihn an, für seine Reisebegleitung von den Gebirgswebern Leinwand zu erwerben. Sie selber besorgte den Einkauf, zu dem sie 625 Taler vom König erhielt.

1843 richtete die Gräfin eine Handschuhfabrik ein mit 19 Maschinen, um Beschäftigung und Lohn an Bedürftige gewähren zu können; doch hat sich diese Gründung nicht gehalten. In diesem Notjahr bemühte sich die rege Helferin auch um Absatz für die Waren ihrer armen Weber. Der König kaufte deshalb für 1800 Taler Bettzeug. Durch Bestellung von Möbeln für das Schloß Erdmannsdorf und das Pfarrhaus in Wang unterstützte sie auch andere Handwerker. Im Auftrage eines Berliner Zentralvereins erwarb sie Leinenzeug zur Ausrüstung eines Kriegsschiffes. Für des Königs Rechnung besorgte sie 500 Blusen, die durch die Gerichtsschulzen

an Gebirgsführer und -träger verteilt wurden. Anfang Mai 1844 hatte die rührige Gräfin schon 10000 Taler für Leinen ausgezahlt und konnte im Juni noch einmal für 15000 Taler auf eingegangene Bestellungen abnehmen.

Besondere Not brachten die Jahre 1846 und 47. Minister Rother hatte sich bemüht, in Erdmannsdorf eine Niederlage von Reis, Graupen und Mehl zu schaffen; die Gräfin leitete dort den Verkauf an die Armen, und im Frühjahr gab sie an 61 arme Familien billige Saatkartoffeln für den vierten Teil des geltenden Preises ab.

Im Jahre 1847 erlitt die Gräfin einen Armbruch in der Kirche Wang, und 1848 mußte sie aus Buchwald fliehen, um den Mißhelligkeiten während des Aufstandes zu entgehen.

Die Freude, das segensvolle Wirken ihres Gemahls durch die Einweihung des Redendenkmals bei Königshütte anerkannt zu sehen, erlebte die Gräfin im Jahre 1853 zwar noch, doch konnte sie ihres hohen Alters wegen nicht an der Feier persönlich teilnehmen. 1854 starb sie im Alter von 80 Jahren und wurde an der Seite ihres Gemahls in der Abtei zu Buchwald begraben.

Zwei Jahre später ließ König Friedrich Wilhelm IV. seiner treuen Freundin und Helferin auf dem Kirchplatz von Wang ein Denkmal setzen mit der Inschrift:

„Johanne Juliane Friederike Gräfin von Reden, geborene Freiin von Riedesel zu Eisenach, Witwe seit 1815, des Staatsministers Grafen von Reden, geboren zu Wolfenbüttel den 12. Mai 1774, selig entschlafen zu Buchwald den 14. Mai 1854.

Eine treue und demütige Jüngerin Gottes, ihres Heilandes, treu im Kleinsten, klar und beharrlich im Schwierigsten, immer sich gleich vor hohen wie vor Niederen, eine Mutter der Armen, eine Zuflucht aller für Rat und hülfe, war sie eine Stütze des Rettungshauses zu Schreiberhau, eine Pflegerin der Ansiedlung der um des Evangelii willen ausgewanderten Ziller-thaler. Im Jahre 1815 stiftete sie mit ihrem Gemahl den Bibelverein und stand demselben vor bis an ihr seliges Ende: die Hirschberger Bibel entzog sie argem Vergessen zu neuer Verbreitung, die uralte Kirche von Wang in Norwegen, vom Untergange gerettet, wurde auf ihren Rat hier neu aufgestellt, die Pfarrkirche der Bewohner. Im Jahre 1848 vierundsiebzig Jahre alt, mußte sie eine Zeitlang vor denen fliehen, die ihr für leibliche und geistige Wohltat tief verpflichtet waren; sie vergalt ihnen mit doppelter Liebe und hat also viele Herzen gewendet, für Berg und Tal ein scheinendes Licht evangelischen Bekenntnisses.

König Friedrich Wilhelm IV., seit Beginn des Jahrhunderts mit der Freundschaft der Unvergeßlichen geehrt, setzte ihr dies Denkmal in unverwelklicher Liebe, Anerkennung und Dankbarkeit im Jahre 1856.“

Die Ansiedelung der Zillerthaler im Riesengebirge 1837.

Vor dem Könige Friedrich Wilhelm III. erschien im Jahre 1837 in Berlin ein schlichter Tiroler aus dem Zillerthal mit einer Bittschrift, er hieß Johann Fleidl. In einfachen, bewegten Worten stellte er dem preußischen Könige die Nöte seiner Glaubensgenossen in Tirol dar, die dort keine evangelische Gemeinde bilden dürften. Er bat, der König möge die Bedrückten, etwa 400 an der Zahl, in den preußischen Landen aufnehmen, ihnen erlauben, evangelisch zu werden, und sie in einer Gebirgsgegend als Landwirte ansiedeln, wo sie in einer Gemeinde zusammenleben könnten. Zwei Dritteln seien Bauern und ein Drittel Gewerbetreibende und Arbeiter, darunter 13 Weber. Sie versprächen, treue Untertanen zu sein und ihren Verpflichtungen pünktlich nachzukommen. Der König war geneigt, die Auswanderer aufzunehmen, wenn die Sache mit dem Nachbarstaat Österreich vereinbart sein werde.

Noch im Juli desselben Jahres bekamen die Zillerthaler von der preußischen Regierung die Nachricht, daß sie der König aufnehmen wolle. Sie verkauften in der alten Heimat ihr hab und Gut, nahmen schweren Abschied von lieben Verwandten und zogen mit ihren wenigen Habseligkeiten durch Österreich und Böhmen in mehreren Abteilungen nach Schlesien. Am 20. September erreichten sie bei Micheldorf schlesisches Gebiet und wurden hier freundlich begrüßt.

An der Spitze des Zuges schritten hochgewachsene Gestalten, Männer und Frauen, im Tirolerhut mit dem Regenschirm in der Hand in ihrer einfachen Volkstracht. Keiner erschien in bettelhaftem Aufzuge. Ernst und still kam der Zug an, und die Zuschauer aus Micheldorf standen schweigend und ergriffen am Wege. Fest und entschlossen blickten die fremden Männer, demütig duldet die Frauen. Wagen folgten mit den Schwächeren, mit Frauen und Kindern, geleitet von den nebenher schreitenden Männern. Dann kamen etliche zweirädrige Karren, mit Büchern beladen und von ihren Besitzern gezogen. Bei diesem ersten Zuge war auch Fleidl. Alle waren sehr ermüdet und mußten einige Zeit ausruhen. Der Pastor begrüßte sie freundlich und ließ ihnen die Kirche öffnen, in die sie mit ehrfürchtiger Scheu eintraten und den Altar umstehend, das Bild des Königs betrachteten, der ihnen eine neue Heimat gab.

Im strömenden Regen gelangten sie über den Paß nach Schmiedeberg und wurden am Oberkretscham vom Magistrat, dem Pastor und einem Arzt empfangen, der nach den Kranken sehen sollte. Die Leute waren aber meistens gesund und die wenigen Kranken bald wieder hergestellt. über 220 Menschen mit 28 Pferden kamen an, wurden im „Löwen“ gespeist und vorläufig in neun Gasthäusern untergebracht. In der Kirche fand eine feierliche Begrüßung statt. Die bekannte Gräfin Reden hatte ein Aufnahmekomitee gebildet, bei dem außer dem schlesischen Oberpräsidenten der Landrat, Graf Matuschka, und der Bürgermeister Flügel tätig waren. Sie hatten

Wohnungen, Bettstellen, Stroh, Schlafdecken u. a. m. für die Ankommenden besorgt. Die Seele der Vereinigung aber war die Gräfin selbst, die alle Schwierigkeiten überwand, schnell das Vertrauen der Tiroler erwarb, ihnen Rat und Hilfe in allen Angelegenheiten erteilte und alles ordnete, Kirchen- und Schul-, Herzens- und Gewissensfragen erledigte. Sie kochte für die Unverheirateten unter den Tirolern, sorgte für Wäsche, Strümpfe usw. und war bald die allbekannte, allbeliebte und von allen beanspruchte Tirolermutter. Am 17. Oktober langten die letzten Auswanderer in Schmiedeberg an. Schon am folgenden Tage dankten die Ankömmlinge schriftlich dem König für die Ausnahme, für Prediger und Lehrer, die ihnen bereits gestellt waren, und baten um Ansetzung in der Gegend des Riesengebirges, wo es ihnen gefiel. Alle Beschwerden richteten sie an die „Muetter“.

In der Schule wurden die Kinder im Lesen und Schreiben unterrichtet, wobei allerdings die Tirolersprache oft störte, die der Lehrer anfangs nicht gut verstand. Auch ältere Personen setzten sich nochmals unter die Kinder, um Lesen oder Schreiben zu lernen. Alle Tiroler besuchten eifrig den Gottesdienst, die Unterweisung für den ersten Abendmahlsbesuch und den Uebertritt zur evangelischen Kirche. Am 12. November fand die Feier der Aufnahme in die Landeskirche statt, bei der Johann Fleidl im Namen seiner Volksgenossen das Glaubensbekenntnis sprach. Bald darauf erfolgten vier Tiroler Hochzeiten; auch Fleidl heiratete jetzt erst. – Nun wählten sich die Tiroler einen Vorstand von vier Personen, wobei Fleidl als Hauptperson oder Vorsteher austrat. Trotzdem er nur ein einfacher Arbeiter war, hatte jeder Mann vor ihm Achtung; denn er war ein reger Geist, hatte eine tüchtige Bibelkenntnis und die Fähigkeit, Streit unter seinen Landsleuten schnell schlichten zu können.

Zur Ansiedlung der Zillerthaler wurden 1646 Morgen Land gekauft, wozu in Erdmannsdorf 940 vom Dominium, 332 von der Gemeinde und in Seidorf 374 Morgen von einem Vorwerk abgegeben wurden. Auf diesen Grundstücken entstanden die Kolonien Hohen-Zillerthal bei Seidorf mit 10 Besitzungen für 58 Seelen, Mittel-Zillerthal auf dem Gut Erdmannsdorf mit 41 Häusern für 184 Bewohner und Nieder-Zillerthal auf Erdmannsdorfer Gemeindegebiet mit 15 Stellen für 55 Menschen. Die übrigen Tiroler, etwa 100, waren als landwirtschaftliche Arbeiter bei ihren Landsleuten oder einheimischen Landwirten untergebracht. Die Eingewanderten hatten sämtlich einen Kapitalbesitz, den sie in ihren Besitzungen im Hirschberger Tal anlegten. Die preußische Regierung hatte 141 500 Taler an das Werk der Ansiedlung gewendet. Die Tiroler waren frei von Gutslasten und hatten freie Heizung aus dem herrschaftlichen Forst. Ihre schmucken Häuser nach Tiroler Bauart mit den hölzernen Galerien um das obere Stockwerk unterscheiden sich noch heut von den Gebäuden der Schlesier, trotzdem die Eigenart des Tiroler Volksstammes sich bereits verwischt hat. Die Tiroler standen mit ihrer lebhaften, offenen Art und ihrer Vertrauensseligkeit stets auf gutem

Fuß mit den Herrschaften in Fischbach und Buchwald und dem Königshause, dessen Glieder sin Erdmannsdorf oft anwesend waren.

Der Führer und erste Gemeindevorsteher der Tiroler, Johann Fleidl, starb 1853. Seine dankbare Gemeinde setzte ihm an dem Wege von Erdmannsdorf nach dem Ameisenberge ein Denkmal. Bei der Feier des fünfzigjährigen Bestehens der Gemeinde Zillerthal waren nur noch wenige von den Eingewanderten am Leben, die als hochbetagte Leute im Festzuge einherschritten.

Die Gründung der Kirche Wang im Riesengebirge 1844.

Wie sich die im Tirolerstil erbauten Häuser von Zillerthal als Fremdlinge unter den anders aussehenden Wohnungen der Schlesier ausnehmen, so erscheint uns unter den Gotteshäusern das eine auf den ersten Blick als fremdartig, die Kirche Wang. Sie stammt aus Norwegen. Wie das Dörfchen Brückenberg in den Besitz dieses Gotteshauses kam, soll nun erzählt werden. Auch die Geschichte der Kirche Wang führt uns zu den Personen der adeligen Kreise des Tals und nennt uns wieder einen Preußenkönig und die bekannte Gräfin Reden.

Ein aus Norwegen stammender Landschaftsmaler und Schriftsteller wies in einer Schrift auf die alten norwegischen Holzkirchen hin, deren Bauart altnordisch sei und heidnische Kunstformen zeige. Diese Gebäude seien nun aber alt und morsch geworden und ihre Räume reichten für die größer gewordenen Gemeinden nicht mehr aus, deshalb würden sie abgebrochen und neu in anderem Stil erbaut. Dadurch gingen diese alten Kunstwerke verloren. Dahl, so hieß der Schriftsteller, erwarb eine zum Abbruch stehende alte Holzkirche aus Vang in Norwegen. König Friedrich Wilhelm IV. war auf dieselbe aufmerksam geworden, kaufte sie und ließ die Holzteile im Hofe des alten Museums in Berlin aufbewahren; der Plan, sie irgendwo um Berlin aufzustellen, mochte aber dem König nicht behagen, da sie ihrer Bauart nach ins Gebirge gehörte. Er schrieb daher an seine Freundin, die Gräfin Reden, um Rat; vielleicht glaubte er, daß die Kirche in den Buchwälder Park passe. Die Gräfin aber wußte eine noch bessere Verwendung. Sie teilte dem König mit, die Gebirgsbauden, namentlich Brückenberg, lägen im Winter so ungünstig, daß Kinder und alte Leute dann den Weg zu den stundenweit entlegenen Kirchen nicht wagen könnten. So wünsche sie das Kirchlein nach Brückenberg und ein Pfarr- und Schulhaus im Bauernstil daneben, sodaß dort oben ein eigenes Kirchspiel entstände. Das Kirchlein werde vom Schloß Erdmannsdorf aus zu sehen sein. Der König ging auf den Vorschlag ein und sandte die Holzteile bis nach Seidorf in die Tirolerhäuser.

Nun ging für die Gräfin eine neue Reihe von Arbeiten an. In ihrer Hand lag vor allem die Sorge um den Geistlichen, die Ausstattung für Kirche und Pfarrhaus und den Lehrer. Beim Bau

dieses Gotteshauses wurden zumeist heimische Handwerker beschäftigt. Der Graf Schaffgotsch hatte den Platz zur Kirche geschenkt und die Steine, die Gemeinde tat die nötigen Handdienste, und der König wendete ein Kapital von nahezu 80 000 Mark daran. Im Juli 1844 konnte in Anwesenheit des Königs, der Gräfin Reden und vieler vornehmer Gäste die Einweihung der Kirche erfolgen. Bei einem Frühstück im Pfarrhaus wurde die junge Pfarrfrau vorgestellt, und die Vertreter der Gemeinde dankten dem König für die Gründung der Kirche. Die vom Kirchspiel Arnsdorf abgelöste Gemeinde Brückenberg, etliche Häuser von Ober-Querseiffen und die Brotbaude bildeten die neue Kirchgemeinde Wang.

Die Kirche steht auf Steingrund, ist aber völlig aus Holz in der Bauart der Holzstabkirchen Norwegens hergestellt. Rings um das Gotteshaus führt eine Doppelwand aus Holz, die Kälte und Wind vom Innern abhält. Das Dach ist sehr steil und in eine Menge kleiner Flächen zerteilt, die oben im Dachreiter schmal enden. So kann der Schnee leicht und ohne Schaden für den Bau zur Erde geleitet werden. Der frei neben der Kirche stehende Glockenturm besteht aus Stein. Eigenartig ist der Schmuck der Kirche; er zeigt alte Schnitzerei an Türen und Gebälk und Drachenköpfe am Turmdach und dem First des Kirchdaches. In dem Schnitzwerk kehren immer die aus Tierleibern sich entwickelnden Rankengewinde wieder. Eine Inschrift über dem Haupteingange in alten Runen lautet: „Einardi ritzte mich St. Olaf“ und bedeutet, daß die Schnitzerei zu Ehren König Olafs II. von Norwegen angefertigt wurde, der das Christentum einführte. Diese Inschrift bezieht sich auf die alte Holzkirche in Norwegen, von der das Schnitzwerk der Brückenberg Kirche stammt, und läßt vermuten, daß die erste Norweger Kirche schon vor 1200 erbaut sein mag. Es lohnt sich für jeden Besucher unseres Gebirges, das altehrwürdige, schöne Bauwerk genau zu besichtigen, wobei man über viele Einzelheiten Aufklärung erhält.

Franz Pohl, der Begründer der Josephinenhütte.

Die Regierung gedachte die brotlos werdenden Weber in die Glasindustrie überzuführen und gab sich alle erdenkliche Mühe zur Hebung der letzteren. Regierungsrat von Minutoli hatte deshalb schon Preußlers genauen Bericht veranlaßt und stellte nun die alten Fundgruben für Materialien zur Glaserzeugung zusammen, suchte auch neue und besichtigte Glashütten in Böhmen, Bayern, Belgien und Venedig. Dabei sammelte er Muster von Gläsern und Glasflüssen für die deutsche Glasindustrie. Den Anregungen dieses eifrigeren Förderers der Glaserzeugung folgte Pohl, der Schwiegersohn des letzten Schreiberhauer Preußler.

Franz Pohl wurde 1813 in Böhmen als Sohn einer angesehenen Glasmacherfamilie geboren und wurde auch Glasmacher. Er besuchte das Gewerbeinstitut in Berlin, trat 1835 in die Neuwelter

Glasfabrik ein, bereiste im Auftrage der Liegnitzer Regierung berühmte Glasfabriken in Böhmen, Belgien und Frankreich und fand sodann in dem Betriebe seines späteren Schwiegervaters Preußler in Karlsthal Beschäftigung hier lernte ihn der Graf Leopold von Schaffgotsch kennen, der ihm 1841 den Bau und die Einrichtung einer gräflichen Glashütte in Schreiberhau übertrug. Schon lange hatte die Regierung den Grafen zu diesem Schritte zu drängen versucht, um das Unternehmen in kapitalkräftigere Hände zu bringen und dem in Neuwelt die Spitze zu bieten. 1842 kam die Josephinenhütte, die nach der Gemahlin des Grafen Leopold benannt wurde, unter Pohls Leitung in Gang, der ihr bis zu seinem Tode 1884 vorstand und sie zu einem hohen Leistungsgrade erhab. Lange Zeit war die Josephinenhütte die einzige Glasfabrik, die sich mit Kristall- und Kunstglasherstellung befaßte.

Pohl erfand wieder die Herstellungsweise kunstvoller Gläser, die seit dem Verfall der Glasindustrie von Murano bei Venedig verloren gegangen war. Bald überflügelten seine Leistungen die böhmische, französische und englische Hohlglasindustrie. Seit 1839 leitete Pohl die Sonntagzeichenschule, die nach Einführung des Schulzwanges regelmäßig von den Lehrlingen besucht wurde. Die Leistungen der Lehrlinge wurden 1866 gerühmt, und 1851 erregte die schlesische Glasindustrie auf der Londoner Weltausstellung Aufsehen. Es gab Aufträge aus Amerika. Pohl legte sich nun mehr auf reiche Ausstattung, Malerei und Vergoldung und schlug darin die Franzosen aus dem Felde.

Die Ofen in Josephinenhütte und Karlsthal reichten bald nicht mehr aus, daher wurde 1856 ein dritter errichtet, und die Arbeiter wurden noch vermehrt. 1865 war die höchste Arbeiterzahl vorhanden, und es wurden nun gegen 6000 Zentner Hohlglas gefertigt.

Die Hütten versorgten auch die im Tal entstandenen Betriebe mit Rohglas. Später (1866) erstand die Firma Heckert in Petersdorf, die mit der Herstellung vergoldeter Bronzeware in Verbindung mit geschliffenem und dekoriertem Glase und mit Spiegelglasfabrikation stark beschäftigt war. Als dann England tüchtige Kräfte im Hirschberger Tal angeworben hatte, kam für unsere Gegend ein Rückgang.

Die Damastweberei und Fabrikant Reimann in Seidorf.

Von der Stadt Hirschberg aus hatte sich die Schleierweberei im Dreißigjährigen Krieg auf das Land verbreitet. Spätere Anregungen verfeinerten die Arbeiten in dieser Webart immer mehr, so daß man sich vor 1700 schon mit Vorteil in der Herstellung gemusterter Ware versuchte, wie sie in der Schweiz und in Frankreich erzeugt wurde. Solche gestreiften und gepunkteten Schleier soll ein geschickter Grunauer Weber zuerst hergestellt haben. In Seidorf hat 1711 vermutlich ein gewisser Christian Melchior Reimann die ersten geblumten Schleier gewebt. Dadurch kam an diesem Ort die

Damastweberei auf. Sie war einträglicher als die Anfertigung der gewöhnlichen Leinwand.

In der Zeit der religiösen Bedrückung flohen sehr viele Weber aus unseren Bergen nach der Lausitz und Sachsen, wo sich gerade die Damastweberei zur Blüte entwickelte. Friedrichs des Großen Bemühungen, sächsische Damastweber nach Schlesien zu verpflanzen, hatten keinen nachhaltigen Erfolg gehabt. Die meisten dieser eingewanderten Weber kamen nach Schmiedeberg; sie wurden vom Könige mit reichlichen Staatsmitteln bedacht und von Leistungen und Abgaben befreit. Für noch nicht 50 Familien wurden nahezu 14 000 Taler vom Staate aufgewendet, damit diese Weber ihre Häuschen und die nötigen Webstühle erhielten. Die Schmiedeberger Kaufleute versprachen, die Gewebe abzunehmen und zu verkaufen. Aber nie hörten die Klagen dieser Weber auf; sie sind zum Teil wieder entlaufen oder nach anderen Gegenden Preußens verzogen. Die schlesischen Kaufleute mochten die geeigneten Stellen für den Absatz nicht gewinnen können oder nicht recht dabei auskommen. Teilweise mögen auch die Weber selbst Schuld gehabt haben an ihrem Mißgeschick, soweit nicht die allgemeine Webschulnot hierbei wirksam war.

Zur Blüte gelangte in Seidorf die Damastweberei erst nach Einführung der verbesserten Webmaschine für Leinen-Damast-Weberei durch die Firma Kramsta und Söhne in Freiburg. Nach 1850 wurde diese Maschine zuerst von dem Fabrikanten Ferdinand Reimann verwendet, der später Amtsvorsteher in Seidorf war. Seidorfer Damast war lange Zeit ein sehr bekannter Handelsartikel. Eine bedeutende Stütze fand die Weberei in der Erdmannsdorfer Spinnfabrik. Doch trat für die Handweberei der Rückgang mit der Verwendung der Maschinen auch in der Damastweberei ein. In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts war die Weberei von Reimann in Seidorf in den Händen der Firma Alberti und entfaltete noch eine rege Tätigkeit; weit über Deutschlands Grenzen gingen die Waren. Manch schönes Stück Geld kam durch die Damastweberei nach Seidorf. Aber schon um 1895 ging es in der Gemeinde so schnell abwärts mit diesem Erwerbszweige, daß die Zahl der Webstühle in zwei Jahren auf die Hälfte sank. Heute ist es mit der Damastweberei auch in Seidorf völlig aus.

Im Weberhäuschen.

Dort an der Straße liegt das kleine Häuschen der Weberfamilie Seidel. Viel Raum ist ihm nicht zugemessen; denn vor der Haustür ist nur das kleine Blumengärtchen mit wenigen Beeten, auf denen ein paar Blumen, etwas Gemüse und einige Küchenkräuter wachsen können. hinter dem hause, wo die Reisigbunde von fleißigen Händen aufgeschichtet stehen, bis an den schmalen Bach liegt ein Grasfleck, der etwas heu für die Ziegen im Stall liefert und ein paar alte Obstbäume enthält, die schon krumm sind und ihre Stämme

zur Erde neigen. Die Bäume tragen aber noch reichlich und erfüllen ihre Pflicht wie im Häuschen der alte Großvater. Durch die kleinen Fenster sieht man den Eßtisch in der Stubenecke stehen. Er war einst mit brauner Farbe gestrichen, die aber von der Tischplatte abgescheuert ist.

Die Stube mit der niedrigen Balkendecke ist zwar geräumig, aber ein großer Backofen mit dem Kochofen davor füllt die innerste Stubenecke, während in den beiden noch freien je ein Webstuhl steht. An dem einen arbeitet fleißig die Hausfrau. Der andere feiert heut: denn der Weber Seidel ist in die Stadt gegangen, um die Arbeit der Woche abzugeben, frisches Garn zu kaufen und den kargen Verdienst zurückzubringen, der die nächste Woche die Familie ernähren soll. Auf der Ofenbank sitzt der Großvater, ein hoher Siebziger, und spinnt, weil ihm zum Weben die Kraft gebreicht. Ein hagerer Knabe sitzt vor dem Webstuhl des Vaters am Spulrad und singt mit halblauter Stimme ein Lied, das er oft von den Eltern hörte:

Mir ist kein glänzend Los beschieden;
Der Kummer ist gar oft mein Gast;
Doch jeder Stand hat seinen Frieden,
Und jeder Stand hat seine Last.

Die Mutter muß immer bei ihrer Arbeit ab- und zugehen, um das Hauswesen zu besorgen, die Ziegen zu füttern und zu melken und das Feuer im Ofen zu unterhalten, damit das einfache Mittagbrot gar wird.

Eben kommt August aus der Schule die Straße heraufgesprungen. Der Tornister hüpfte aus dem Rücken, und die Holzlatschen klappern auf den Steinen; er hat es immer eilig zum Mittagstisch. Rasch schlüpft der kleine Sausewind herein, der Schulranzen fliegt auf die Bank neben Vaters Webstuhl und die Mütze darauf. Doch die Mutter schaut das Söhnchen mit einem bezeichnenden Blick nach der Bank an; es weiß Bescheid. August rückt den Ranzen in Ordnung und hängt die Mütze an den Nagel.

„Mutter, doarf ich decka; ich hoa hunger?“ fragte er geschäftig. „Ju, ju, es gieht mer au asu“, stimmte die Mutter zu. Der Elfjährige holte vier Töpfchen und den Kaffeekrug und stellte alles bereit auf den ungedeckten Tisch. Dann brachte er für jedes der vier Familienglieder ein Messer und legte es zum Töpfchen. Das große Salznäpfchen stellte er auch zurecht. Die Mutter hatte unterdes ihre Arbeit unterbrochen, lief zum Ofen, nahm den Topf voll Kartoffeln vom Feuer und goß durch den darauf gedeckten, hölzernen Seiher das kochende Wasser ab in das unter der Ofenbank stehende Holzschäffchen. Nun stürzte die geschäftige Frau den Topf mit den Kartoffeln, die sie mit dem Seiher bedeckt hielt, aus die Ofenbank, lief hinaus und brachte eine Schüssel Weichquark auf den Tisch. Der lebendige Knabe juchzte: „Ooch, heite gibts wos Gudes!“ Sonst gab es meist nur Salz zu den Kartoffeln. Die Mutter schüttete nun die Kartoffeln auf den Tisch. Jetzt setzte sich die Familie daran und

aß eifrig, und man sah, daß es allen besonders schmeckte. „Na, ieß tichtig, Gustla!“ ermunterte der Großvater den Jungen, „do spoarn mersch om Brute; dos is heit roahr!“ „Ju, ju,“ ergänzte jetzt die Mutter, „gevaspert wird heite nä; der Voater muß wieder Steier zohla, do muß om Brute gespoart warn. Uns Fleesch schreibt euch ock uff a Tiesch, wenn d'er wullt!“ Die Mutter war schon wieder auf den Beinen. Sie holte den unvermeidlichen großen Kaffeetopf, der immer zum Wärmen im Ofenröhre stand, füllte den Krug und brachte ein Töpfchen Ziegenmilch dazu. Jedes trank nun sein Töpfchen voll Kaffee, damit die Mahlzeit nicht zu trocken erscheine. „Giß mer au a Negla Tunke ei“; bat der Großvater; er nannte den dünnen Familienkaffee immer Tunke. Als er nun trank, sagte er begeistert: „Nu, heite is a amol goar gutt! host wull an Buhne meber derzu genumma, Ruse?“

Jedes Glied dieses häuslichen Kreises wußte genau seine Arbeit. Die Mutter und ihre beiden Knaben gingen nun hinaus, um verschiedene Arbeiten zu erledigen, ehe im Webstuhl weiter geschafft werden konnte. Großvater leerte den Tisch und säuberte ihn. Die Töpfe stürzte er in ein Holzgefäß mit Wasser. Nun setzte er sich wieder an seine Arbeit. Da klopfte es, und ein gut gekleideter Herr trat ein. Schon wollte der Großvater ehrerbietig vom Platz aufstehen, doch der freundliche Fremde drückte ihn auf seinen Sitz nieder und sprach: „Laßt Euch nicht stören bei Eurer Arbeit, Alter; ich will nur ein paar Fragen an Euch richten, die Ihr mir gewiß gern und der Wahrheit gemäß beantworten werdet. Ich komme von der Regierung in Liegnitz und will mich einmal bei den Webern hier oben umsehen, damit ich weiß, wo es Ihnen fehlt und wie man Ihnen helfen kann.“ Großvater Seidel dankte in bewegten Worten, weil es ihn so freute, daß nun die Behörde helfen wollte. Der Regierungsrat setzte sich zu dem Greise, und es entspann sich folgendes Gespräch: „Wie heißt Ihr, Alter?“ „Ich bin der ale Seidelwaber; ich koan aber nimme wirk'a, ich tu blußig spinn.“ „Wie alt seid Ihr schon, Vater Seidel?“ „Achtansiebzig.“ „Ja, ja, da wird auch das Spinnen schon schwer für Euch; könnt Ihr auf Eure alten Tage Euch keine Ruhe gönnen?“ „Ach, woas denka Sie, guder Härr! Wenn ich au bluß a Tag sechs Pfennige verdiene; die braucha mer uff Brut. Es langt asu monchmol nä!“ „Was eßt Ihr denn so den Tag lang?“ „Nu, doas gieht ju. Morgens assa mer Kartuffeln, und mittags gibt's Feldhühner, mit der Rodehacke geschossa und obends Aperna“, lächelte Großvater Seidel. Auch der Regierungsrat lächelte zu dem Scherz des Alten; denn er verstand wohl, daß ihm dieser sagen wollte, daß es früh, mittags und abends dasselbe Gericht gäbe. „habt Ihr denn nicht manchmal ein Stück Fleisch, Alterchen?“ „O ja, wenn Feiertage sein, do surgt mei Suhn schune doderfüre. Suste honn mer ock Salz zu da Kartuffeln, monchmol au an Spitze Ouork und Sunntigs au sugoar a Bissel Putteri Oaber mer müssa ju fruh sein, wenn mer Aperna honn. Wenn die gerota sein, doo is ins schunn

wuhl. Fate (voriges Jahr) warsch halte andersch; do hotta mer orscht gar keene Kartuffeln.“ Bewegt schaute der Regierungsrat den genügsamen Alten an, legte ein Geldstück aus den Tisch und sagte: „Vater Seidel, da kauft Euch mit Eurer Familie zum Sonntag ein Stück Fleisch. Lebt mir wohl! Ich komme wieder oder Ihr werdet sonst etwas von mir hören!“ Der Alte bedankte sich herzlich und reichte dem guten Herrn die zitternde Rechte. Dieser aber verabschiedete sich schnell und ging.

Eine Weile hatte Großvater wieder gesponnen; da trat der Kleine ein. Der Großvater sagte: „Gustla, sieh amol uff a Tiesch, woas durt fer Geld leit.“ Der Knabe lief zum Tisch, staunte und rief: „Grußvoaterla, a blanker Toler is; wu host de denn dan har?“ „Dan hot ins a fremder Herr vo der Regierung gebracht.“ Der Junge staunte das blanke Geldstück an; er sah selten ein solches. „Woas wird ock do der Voater soan!“ Daraus kamen die Mutter und ihr Ältester zur Berufsarbeit zurück. „Mutter!“ rief August, „sieh amol uff a Tiesch!“ Die Mutter und Hans, so hieß der älteste Sohn, staunten auch über das Geldstück, und der Großvater erklärte beiden, wie er dazu gekommen wäre und daß sich die Familie einmal zum Sonntag ein Fleischgericht beschaffen solle. Die Mutter schaute dankbar mit einem Seufzer der Erleichterung zum Himmel auf: „Goot sei Dank, do ies ins ju noch amol gehulfa. Do koan ma ju was Jhrliches dermit ausrichta!“ „Nu ia“, meinte der Großvater, „do müßt ich in bale a ganz Vierteljahr arbeita derfüre!“ „Woas wird ock do der Voater soan!“ sagte auch Hans.

Ganz heiter war da die Familie geworden; über diesen großen Reichtum freuten sich die genügsamen Menschen wer weiß wie sehr. „Da kenn mer glei de Steier dervone bezohla, un Gustla koan es Schulgeld murne (morgen) au gan, woas mer em Lehrer noch schildig sein. Ma hoot halt grode monchmol Sinnobends kenn Bihma ei der Tasche.“ Jedes saß nun fleißig bei seiner Arbeit. August machte die Schularbeiten und Hans spulte. „Mutter, derr Lehrer soate, ich sellde Tischler warn; ar wiel merr an Stelle besurga, wu ich ganz frei larn koan, doß's a Voater kee Lihrgeld kust.“ „Besser wär schunt, wenn du nee wieder Waber wirscht. S'is mer schun nee recht, doß Hons bei Voatersch Gewerbe bleibt.“ „Ju, Mutter,“ meinte der ganz traurig, „ich bien ju viel zu schwach zu woas anderen; der Pauer hoot mich fate furtgeschickt, weil ich nee amol de Dingergoabel huch bruchte.“ Die Mutter nickte traurig und schaute auf ihre Arbeit nieder, damit niemand ihre Tränen sah. Denn ihr wurde das Herz manchmal schwer, wenn sie den alten, wackeligen Großvater anschaute, der immer noch nicht ruhn durfte, und den dürftigen Sohn daneben. Ob der es solange aushalten würde bei dem elenden Gewerbe, bei dem man nicht leben und nicht sterben konnte? Und als nähme ihr der Sohn das Wort von der Zunge, klang es ihm vom Munde aus dem bekannten Weberliede:

Ich sitze hier auf harter Bank
Und wirk' die ganze Woche lang-
Die Füße haben keine Ruh-
Die Lade schlägt gewaltig zu-
Die Not ist groß, der Lohn ist klein;
Ach, dürft' ich doch kein Weber sein! –

Bald kam auch der Vater heim; er war sehr müde; denn der Weg zur Stadt war weit, und der Magen, der bloß mit fettloser Kost gespeist wird, verleiht den Gliedern nie solche Kraft wie ein gut ernährten Er erzählte-beim Abendbrot, er sei nur schwer seine Ladung Leinwand losgeworden, und viele Weber wären unglücklich und verbissen davongegangen. „Hons, doas hoa ich mir fürgenumma, Waber sollst du nee warn; du konnst's mit derr Fabrike versucha; verlechte kimmste ei Artendorf (Erdmannsdorf) oa; da host des besser!“ – Die Mutter sagte: „Na Honsgoote, mach derr ock es Geldwatschkla zurechte; der Steierzädel is do!“ „Ich gleeb's schunt“, sagte er „es muß halt giehn.“ Da sagte Großvater: „Triest dich ock, Honsgoote, mir sein halt reich wurrn; hie is a ganzer blanker Toler!“ Der Hausvater machte erstaunte Augen: „Nu da satt ock uff da Voater!“ „Nu ja,“ sagte der Greis, „ich koan mer ju amol an Toler leichter verdiena.“ Da erklärte man ihm das Rätsel, und auch er freute sich auf den Sonntag. „Unser Handwerk, lieber Vater“, sagte Hansgoote auf einmal hochdeutsch, wie er es immer tat, wenn er etwas von besonderer Wichtigkeit sagte, „es geht zugrunde. Ein Droschkenpferd kann mit einer Lokomotive nicht gleichen Schritt halten, und die Maschine ist der Untergang der Handweberei!“

Beim Chausseebau.

Um das Jahr 1855 war das Elend der Weber wieder einmal auf dem Gipfel angelangt. Der auswärtige Absatz der Waren stockte, und der Weber hatte kein Brot. In Scharen liefen die Armen in trostloser Lage um eine Kruste Brot betteln. Die Regierung ließ deshalb in den Jahren 1855 – 57 die Chaussee von Schmiedeberg nach Landeshut bauen, die über den Paß führt. Hierbei fanden viele dieser Brotlosen neuen Erwerb. Die Schachtmeister vergaben die einzelnen Arbeiten in Akkord, d. h.: die Bezahlung wurde nicht nach der Zeit, sondern nach der Menge der geleisteten Arbeit bemessen. Als Abschlagszahlung auf diesen Lohn erhielt jeder Arbeiter täglich vom Schachtmeister ein Brot im Werte von fünfzig Pfennigen. Nach Fertigstellung der Arbeit sollte jeder den Lohnrest nachgezahlt bekommen. Doch kam es ganz anders. Man hatte es hier nicht mit Erdarbeitern zu tun, die an schwere Arbeit gewöhnt waren, sondern mit ausgehungerten Weibern, deren Muskeln die Arbeit nicht aushielten. Sie verdienten täglich nur vierzig Pfennige, und viele, denen ein Brot als tägliche Nahrung nicht genügte, starben vor Entkräftung an der Straße. Dazu regnete es oft mehrere Tage lang,

so daß während dieser Zeit nicht gearbeitet, also auch nichts verdient werden konnte. Und in der Nähe wütete die Cholera, die im nahen Zillerthal täglich Opfer forderte. Man fürchtete, sie könnte auch unter den elenden Straßenarbeitern ausbrechen und dann schrecklich um sich greifen. Deshalb wurde nun Tagelohn eingeführt, und für den Tag gab es sechzig Pfennige.

Eines Tages um die Mittagszeit besuchten einige Herren der schlesischen Behörden die Arbeiter beim Straßenbau; es waren der Oberpräsident Schlesiens, der Regierungspräsident aus Liegnitz, der Landrat des Kreises und andere. Die Arbeiter lagen oder saßen am Straßenrande und verzehrten ihr Mittagsbrot schweigend, ein Stück trockenes Brot und kaltes Bergwasser. Das war schon lange ihre einzige Nahrung; denn niemand hatte einen Pfennig Geld in der Hand, und so waren die Feuer verlöscht, bei denen sonst eine warme Mittagssuppe gekocht wurde, wenn auch nur Salz die einzige Würze war. Die Leute waren darum ganz niedergeschlagen und hatten keine Freude mehr am Leben.

Da trat der Oberpräsident von Schleinitz an einen greifen Arbeiter heran, der auf einem Steinhaufen lag und sein hartes Brot verzehrte und redete ihn an: „Na, Alterchen, schmeckts?“ „Ju, ju, wenn ock mie wär!“ lautete die Antwort. „Wie alt seid Ihr?“ „Zweiundsiebzig.“ „Soldat gewesen?“ „Ja, ich war bei Lützows Korps, habe die Freiheitskriege und zuletzt als Ulan die Schlacht bei Bellealliance mitgemacht.“ Diese Worte wirkten wie ein Donnerschlag auf die Zuhörer alle standen gerührt und fühlten den schweren Vorwurf aus den Worten des Greises, der für seine Vaterlandsliebe und Aufopferung nun dem Hungertode preisgegeben war. Mit Tränen in den Augen reichte der Oberpräsident dem Manne einen Taler und sagte: „Mein braver Freund, ich werde Sorge tragen, daß die Not Eurer alten Tage ein Ende nimmt. (Wanderer i. R., Jahrgang 1894.)

Der Kampf des Handwerks gegen die Maschine.

„Jedes Ding hat zwei Seiten“, sagt der Volksmund, einer vorteilhaften steht eine nachteilige sehr oft gegenüber. So war es auch mit der Maschine. Sie brachte dem brotlosen Arbeiter einen besseren Verdienst, drückte aber zugleich den schwächeren handwerksmäßigen Betrieb. So begann mit der Einführung der Maschine ein Kampf, der mit dem Niedergange des Handwerks enden mußte, weil es der schwächere Teil war. Die Maschine verband sich mit dem größeren Kapital des Unternehmers, der im Fabrikbetriebe rascher und sicherer arbeitete wie der kleine Handwerker. Der Fabrikbetrieb fertigte mehr und bessere Ware, die billiger hergestellt wurde als die im Kleinbetriebe erzeugte. Dadurch ging dem Handwerker der Absatz verloren. Der Großbetrieb verwendete mehr Material, das nun teurer wurde, und für den Handwerker schwerer zu beschaffen war. Seine Herstellungskosten vergrößerten sich. Der Fabrikbetrieb bot besseren Verdienst

und günstigere Arbeitsbedingungen. So wurden dem Handwerker auch die Arbeitskräfte verteuft und allmählich entzogen, weil er die höheren Löhne nicht mehr aufbringen konnte.

Am klarsten erkennen wir diesen Kampf in der Spinnerei und Weberei. Im Bezirk der Hirschberger Handelskammer arbeiteten 1891 noch 1672 Webstühle, 1894 noch 1266 und 1898 nur noch 968. Die Handweberei ging stetig zurück, während die Arbeiterzahl in den mechanischen Webereien in dieser Zeit von 1100 auf 1600 stieg. Die Hausweberei starb bis auf geringe Reste gar bald aus, und welches Elend dabei hervortrat, welchen Jammer und wieviel stille Tränen das kostete, kann sich heute niemand mehr vorstellen. Aber man wird nun die Verbitterung begreifen, die sich 1844 in der Zerstörung der Langenbielauer Webereien auswirkte. Einen großen Anteil an den Unruhen von 1848 hat dieser Kampf des Handwerks gegen die Maschine auch. Eine rege Betätigung im Handwerksbetriebe hatte sich in Steinseiffen entwickelt, wo von dem nahen Schmiedeberg her eine Menge Schmiede sich eingefunden hatten, wahrscheinlich in der ersten Zeit des 30 jährigen Krieges, in denen gerade diese Stadt schwer zu leiden hatte. Später zogen sich auch Schmiede aus Böhmen und Steiermark dahin. Um 1800 war die Blüte des Steinseiffener Eisengewerbes erreicht. Da gab es Meister für die Herstellung von allerhand Geräten und Gegenständen: Sägen, Pfannen, Sporen, Pflügen, Striegeln, Scheren usw. Die großen Eisenhandlungen von Exner und Seidel kauften die Geräte auf und sandten sie durch hunderte von Haußierern durch das Land in die Nähe und Ferne. 1743 schon gab es in Steinseiffen 13 Eisenhändler und 35 Kleinschmiede, deren Zahl noch wuchs. Im Jahre 1840 waren 38 Meister mit 58 Gesellen vorhanden, die jährlich über 1500 Zentner Pflug- und Scharhaken herstellten. Zehn Jahre später werden 40 Meister mit 60 Gesellen gezählt, die Bohrer-, Zeug-, Striegel-, Blech-, Pfannen- und Schellenschmiede waren. Sie fertigten Waren im Werte von insgesamt 20 000 Talern. Langsam ging es rückwärts mit dem blühenden Gewerbe. Der Eisenhammer in Birkigt, der 1840 noch 2650 Zentner Stab- und Roheisen herstellte, brannte nieder, und der Betrieb wurde 1869 eingestellt. 1860 besaß Steinseiffen noch 28 Schmiedemeister mit 30 Gesellen und nach zehn Jahren nur noch etwa 10 Meister. Inzwischen war in Hirschberg die erste Maschinenfabrik entstanden, die 1870 schon 120 Arbeiter beschäftigte. Um das Jahr 1900 gab es im Bezirk der Handelskammer fünf solche Fabriken, die rund 1000 Menschen ernährten und 20 0000 Zentner Metall verbrauchten. So war auch im Eisengewerbe die Maschine siegreich gegenüber dem Handwerk.

Die Maschinenspinnerei in Erdmannsdorf.

Eine große Bedeutung für das gewerbliche Leben im Hirschberger Tale hat die Gründung der Flachsgarn-Maschinenspinnerei

Erdmannsdorf, die der König auf den Rat des Ministers Rother 1840 durch die Preußische Seehandlung in Berlin, eine Aktiengesellschaft, auf seiner Domäne errichten ließ. War diese Gründung einerseits ein Akt ausgleichender Gerechtigkeit an den Bedrängten der Heimat gegenüber den 1837 in Zillertal angesetzten Tirolern, so sollte sie andererseits das Leben im Tal neu anregen zur Gegenwehr gegen den englischen Wettbewerb in der Leinenindustrie. Diese Maschinenspinnerei sollte ein Beweis sein für die schon oft ausgesprochene Behauptung, daß dem untergehenden Leinengewerbe nur aufzuhelfen sei, wenn man es mit Maschinen betreibe, da der handwerksmäßige Betrieb dem Untergange unweigerlich entgegengehe. In den Schlesischen Provinzialblättern suchte zwar damals eine Stimme nachzuweisen, daß Hanfgarn besser sei als Maschinengarn, und daß man durch Herstellung guter handgarne die Leinenindustrie heben müsse. Dagegen behauptete Lehrer Wander: „Die deutsche Leinwand hat, insofern sie auf Handgespinst beruht, ihre Zeit gehabt; an eine Wiederherstellung des alten Verhältnisses und Zustandes ist nicht mehr zu denken. – Nimmermehr darf man tausend Menschen machen lassen, was eine einzige Maschine verrichten kann. Denn was durch mechanische Kraft geschehen kann, darf durch keine menschliche verrichtet werden.“

Das Spinnen mit Spindel und Spinnrad war eine brotlose Beschäftigung geworden. Alle die Mittel, die in Hirschberg und Landeshut Unterstützungsvereine zur Aufrechterhaltung der Handspinnerei versuchten, das Verschaffen billigen Flachs und die preiswerte Abnahme des Garnes, waren unzureichend bei der Masse der Darbenden. An Stelle dieser schwachen Hilfe sollte nun als stärkere diese Spinnerei treten, die zuerst auch nur als Stütze der notleidenden Spinner und Weber gedacht war, aber seit 1846 auf kaufmännische Art betrieben wurde. Auf dem Oberhofe wurde ein neues Spinngebäude zu 4000 Spindeln errichtet; die Lomnitz lieferte die Wasserkraft. Später baute man eine Weberei. Die vorhandenen Wirtschaftsgebäude dienten als Flachs- und Garnmagazine, und das Gebäude zur Hechelei gewann man aus dem alten Schafstall durch Aufsetzen eines neuen Stockwerkes. Am 13. Mai 1844 wurde die neue Maschinenspinnerei eröffnet.

Es bestand dabei eine Spinnschule, in der ein im Spinnen erfahrener Mann die Aufsicht führte und die Mädchen im Spinnen unterrichtete. Die schlesischen Weber sollten in einer Webschule lernen, auf den nach neuesten Erfahrungen eingerichteten Webstühlen gute Leinwand anzufertigen. Der Kommissionsrat Kaselowsky hatte die Aufsicht über die Anfertigung der Stühle und die Leitung der Webschule. In den sechziger Jahren kam für die schlesische Weberei eine günstigere Zeit. Noch andere Spinnereien entstanden, und die Erdmannsdorfer wurde auf etwa 14 000 Spindeln vergrößert. Der Geschäftsgewinn war zwischen 1860 und 1870 nach den nötigen Abschreibungen noch: 1861: rund 21 000 Tlr., 1862: 94 000 Tlr., 1863:

113 000 Tlr., 1864: 177 000 Tlr., 1865: 156 000 Tlr., 1866: 74 000 Tlr., 1867: 19 000 Tlr., 1868: 103 000 Tlr., 1869: 2000 Tlr., 1870: 63 000 Tlr. So war das Ziel der Anlage erreicht. Sie war ein Stützpunkt des Leinengewerbes geworden, bereitete tüchtige Spinner und Weber vor und war eine Verdienstquelle für die Gebirgsbevölkerung.

Als 1844 die Weber in Langenbielau verschiedene Fabrikgebäude zerstörten, herrschte hier Ordnung. 1848 wurde das Gerücht verbreitet, beutelustiges Gesindel wolle die Fabrik in Erdmannsdorf zerstören. Da sind die Weber aus Fischbach, Bärndorf, Wüsteröhrsdorf usw. in großen Zügen angekommen, die Fabrik vor der Zerstörung zu schützen.

Wie man den Brotlosen neuen Erwerb schaffte.

Als man einsah, daß der Handweberei das letzte Stündchen schlug, suchte man nach anderen Erwerbsmöglichkeiten für die Weber. Die Ansiedelung als Landwirte in Oberschlesien scheiterte an dem Mangel an Kapital; zu anderen Beschäftigungen fehlte es an der nötigen Körperkraft. Man empfahl auch eine Massenauswanderung nach Nordamerika, wo es noch reichlich Gelegenheit gab, müßige Hände zu beschäftigen. 1854 war der größte Tiefstand und das größte Elend erreicht. Die 1850 gegründete Handelskammer in Hirschberg suchte nach Kräften zu helfen und regte auch fortwährend den Staat dazu an.

Es wurden seit 1835 im Hirschberger Tale eine größere Anzahl von Fabrikbetrieben errichtet, die neuen Broterwerb boten. Im Jahre 1835 gründeten Kießling und Schlöffel in Eichberg eine Papierfabrik; 1844 – 46 entstand die Arnsdorfer Papierfabrik und 1864 die in der Sattlerschlucht. – Schmiedeberg erhielt 1846 eine Woll- und Seidenfabrik durch Weigert, 1856 die Teppichfabrik von Gevers und Schmidt. Johann Wechselmann führte in Schlesien die Anfertigung echter Spitzen ein unter Anregung und mit Unterstützung der Regierung; in den Kreisen Hirschberg und Löwenberg erstanden 16 Spitzenschulen, in denen Mädchen dieses Gewerbe von böhmischen und belgischen Lehrmeisterinnen erlernten. Zwei Schwestern wagten 1880 den Versuch, Spitzen anfertigen zu lassen und unmittelbar an wohlhabende Damen zu verkaufen. Es waren die beiden Frauen hoppe und Weinhold in Schmiedeberg. Die Regierung unterstützte das Unternehmen und stellte die drei besten Arbeiterinnen dieses Betriebes in neu errichteten Spitzenschulen in Steinseiffen, Arnsdorf und Seidorf als Lehrerinnen an. 70 Arbeiterinnen nähten um 1900 für dies Schmiedeberger Unternehmen und verdienten etwa 8 Mk. die Woche. – 1854 wurde das Schmiedeberger Bergwerk wieder in Gang gebracht durch die „Vorwärthütte zu Hermsdorf bei Waldenburg“, und man förderte nun Erz in zwei Gruben: „Bergfreiheit“ an der Leuschnerkoppe und „Vulkan“ am Kuhberge. Im Jahre 1880 brachte matt die monatliche Förderung auf 25000 Zentner. –

Die Eisengießereien traten nun auch in Tätigkeit: 1854 Füllner-Warmbrunn, 1862 Theuser und 1868 Starke u. Hoffmann in Hirschberg.

So konnten hunderte von Arbeitern lohnende Beschäftigung finden, und 1868 begannen schon die Klagen, daß es an Arbeitskräften mangle und deshalb die Löhne stiegen. Das ist ein Beweis dafür, daß die Not in unserer Heimat sich zu lindern anfing.

Das tolle Jahr 1848.

Die Volksaufstände in Paris, Wien und Berlin, die im Anfang des Jahres 1848 tobten und mit Waffengewalt niedergeschlagen werden mußten, wirkten tief in die Provinzen hinein, und auch im Hirschberger Tal kam es zum Aufruhr. Die allgemeine Verarmung der Bevölkerung, die trotz aller gut gemeinten Hilfen nicht so schnell zu beseitigen war, erzeugte mancherlei bittere Stimmung gegen Personen und Einrichtungen, denen man mehr oder weniger Schuld an dem Elend beimaß. Die Stein-Hardenbergschen Reformen waren nach 1816 leider zum Stillstande gelangt. Man beschränkte die Befreiung von den gutsherrlichen Lasten auf die spannfähigen Besitzer und ließ die anderen Gutsuntertanen weiter unter dem alten Drucke schmachten. Die schlimme Lage des Handwerks in seinem Kampfe gegen die Maschine und der noch schwerere Notstand unter den Spinnern und Weibern erzeugten starke Unzufriedenheit mit den bestehenden Verhältnissen. So entstanden berechtigte Bewegungen zu deren Abänderung. Alle diese Umstände wirkten zusammen und brachten in unserer Bergheimat den Ausstand von 1848 hervor.

Auf dem Lande richtete sich der Groll zumeist gegen die Grundherren. Volksmengen scharten sich zusammen, zogen vor die Schlösser, verübten dabei manchen Unfug und manche Roheit und forderten von den Herrschaften Befreiung von den drückenden Lasten. Selbstverständlich sprachen diese unter dem Zwange die tobende Volksmenge los von Hofearbeiten, gewährten freie Jagd, freien Fischfang, freie Holzung usw., tun größere Schädigungen zu verhüten. Später jedoch wurden diese Rechte wieder zurückgezogen. Meistens besetzten kurze Zeit darauf Soldaten die Ortschaften und führten die Rädelführer und schlimmsten Missetäter ins Gefängnis. Doch folgten nach 1850 die Einrichtung der Rentenbank und die gesetzliche Ablösung der Hofdienste durch Umwandlung in Geldsummen, die entweder von dem Landwirt selbst bezahlt oder von der Rentenbank ausgelegt wurden und wofür der Besitzer den Zins als Rente an die Rentenbank zahlte.

In den Städten gab es andere Sündenböcke, an denen die Volkswut sich ausließ. Am 20. März wurde in Hirschberg eine Bürgerkompagnie gebildet zur Aufrechterhaltung der Ordnung. Das aber gerade gab Veranlassung zu Ausschreitungen.

Der Bürgermeister wurde gemäßhandelt, wobei ein Schuhmacherlehrling die Hauptrolle spielte. Buchdruckereibesitzer Landolt hatte sich als Vorsteher eines Backvereins, der billiges Brot für die Armen verschaffte, den Haß der Bäcker und Getreidehändler zugezogen und wurde nun von diesen geschlagen. Zwei Kaufhäuser handelten mit Schuhwert. Diese wurden von den Schuhmachern gestürmt, die sich benachteiligt fühlten. Andere Mißvergnügte wandten ihren Zorn gegen alle Maschinen, von denen die Meinung verbreitet war, daß sie zum Unheil da seien. Ein Augenzeuge berichtet: „Von diesem Tage an hatte das offizielle und tonangebende Hirschberg den Kopf verloren. Es war, als ob die Leute alle von der Tarantel gestochen worden wären; man glaubte, in einem großen Narrenhause zu sein. Die männliche Bevölkerung lief Tag und Nacht mit weißen Armbinden herum und hielt die unschuldigen Landleute an, die Eier und Butter zur Stadt brachten. Die Behörden überreichten den zur Stadt gehörenden Ortschaften Urkunden über die erfolgte Schenkung ihrer Reallasten und ließen sie später zur Leistung derselben gerichtlich zwingen.“ Bald zogen 600 Mann Soldaten ein und schafften Ordnung.

Verschiedene Gesellen in Schmiedeberg hatten es auf die Mühlen abgesehen; sie plünderten die Ober- und die Graupenmühle und warfen Brot und Mehl auf die Straße. Bei einem Kaufmann wurde der Laden ausgeleert und beim Bürgermeister der Weinkeller. In der Mittelmühle begegnete man den Plünderern sehr zuvorkommend und stellte ihnen Schnaps und Butterbrote zurecht. Während sich nun die Unruhestifter gütlich taten, war das Haus von Bürgern und der Polizei umstellt worden, die sich endlich ermannnt hatte. Man nahm die Schlimmsten fest und setzte sie hinter Schloß und Riegel.

Schlöffel und Wander.

In unserem Hirschberger Tal gab es wie auch anderwärts in deutschen Landen Männer, die wegen ihrer politischen Ansichten verfolgt wurden, und denen man, bei dem damals in höheren Kreisen herrschenden Mißtrauen dem niederen Volk gegenüber. Schlimmes zutraute. Zu diesen Verfolgten zählten der Fabrikbesitzer Johann Heinrich Schlöffel in Eichberg und der Lehrer Karl Friedrich Wilhelm Wander in Hirschberg hier ist nicht der Ort, von den politischen Ansichten dieser Männer zu reden; es handelt sich nur um die Arbeit der beiden für das Gemeinwohl

Der Fabrikbesitzer Schlöffel war früher Apotheker und Stadtverordnetenvorsteher in Landeshut und hatte in Gemeinschaft mit J. E. Kießling die Maschinen-Papier-Fabrik in Eichberg begründet. Auf dem Lande lernte er nun alle die Hindernisse kennen, die den kleinen Mann in seinem Erwerb störten und die sich dem Gewerbetreibenden fortwährend in den Weg stellten. Der damalige Grundherr von Eichberg sperrte ganz nach Belieben die Wege und Brücken.

Die bisher als einzige Verbindung über den Bober zwischen Eichberg und Hirschberg dienende hölzerne Brücke ließ er wegreißen. Da aber Schlöffel diese Verbindung mit der Stadt brauchte, kam er mit dem Grundherrn in gerichtlichen Streit, der mit der Freigabe der Wege und Wiederherstellung der Brücke auf Kosten des Grundherrn endete.

Dieser forderte noch immer seinen Gutsuntertanen das Schutzzgeld ab, das als persönliche Last schon mit Aufhebung der Erbuntertänigkeit 1807 gefallen war. Verschiedene Eichberger, die bei Schlöffel in Arbeit standen, ließen sich von ihm in dieser Angelegenheit beraten. Auch andere kleine Leute, die man des Schutzzgeldes wegen plagte, kamen zu Schlöffel um Rat. Das war dem Eichberger Grundherrn natürlich unlieb. Wer aber damals seinen sauren Tagesverdienst nur aus wenige Pfennige brachte, dem konnte matt es wohl kaum verdenken, wenn er ungerechte Steuern abwälzte.

Frau Bettina von Arnim forderte 1844 Schlöffel auf, ihr einen Bericht über die Verhältnisse der schlesischen Spinner und Weber zu liefern. Er forderte einige solche Leute in seine Wohnung, um ihre Verhältnisse zu notieren. Es kamen aber gegen hundert, weil sie glaubten, es gäbe Unterstützung. Diese Menschenmenge hatte Aufsehen erregt. Schlöffel wurde vom Landrat verhört und unter Polizeiaufsicht des Eichberger Grundherrn gestellt, der unter den damaligen Rechtsverhältnissen noch Gerichtsherr war. Nun wurden Schlöffels Handlungen und Worte fortwährend belauscht.

Im Jahre 1845 war in Warmbrunn ein Tischler namens Wurm, der aus der Ferne hergekommen, einen kommunistischen Aufruf verfaßt hatte. Die Tatsache wurde nach Berlin gemeldet, und der Minister sandte einen Geheimagenten mit sehr großen Vollmachten ins Tal. Dieser Agent erkannte, daß Wurm gar nicht die Fähigkeit besaß, ein solches Schriftstück allein zu verfassen, und vermutete, ein geistig fähiger Kopf müsse ihm geholfen haben. So wurden denn Schlöffel und Wander verdächtigt, die geistigen Häupter einer kommunistischen Bewegung in der Gegend zu sein. Sie wurden beide mit einer Haussuchung belastet. Schlöffel war zu der Zeit in Breslau. Wiewohl er zu Wurm keine Beziehungen hatte, ihn auch nicht kannte, wurde er aus Betrieben des Geheimagenten in Breslau gefangen gesetzt und nach Berlin übergeführt. Nach langen Untersuchungen und einer unberechtigterweise strengen und gesundheitsschädlichen Haft wurde er entlassen. Dem freisprechenden Urteil war keine Begründung beigelegt.

Schlöffel erlitt diese strenge Haft völlig unschuldig; er war zu Unrecht verdächtigt worden. Die Verschwörung aber bestand nur in der Einbildung des Geheimagenten, wie sich später ergab. Sieben Beschuldigte waren in das Gefängnis gebracht und nach Berlin gesandt worden. Sie wurden 1848 begnadigt.

Karl Friedrich Wilhelm Wander stammte aus Fischbach und war von 1827 bis 1849 Lehrer in Hirschberg. Auch er hatte sich ähnlich wie Schlöffel

durch seine freieren Anschauungen mißliebig gemacht und war durch zeitweise und 1849 endgültige Amtsentsetzung bestraft worden. Seine schriftstellerische und Vereinstätigkeit wurden ihm als Gründe dazu bezeichnet. Die Schriften „Die Volksschule als Staatsanstalt“ und „Der geschmähte Diesterweg“ hatten der Obrigkeit besonders mißfallen.

Seine Amtsentsetzung verschaffte ihm die Zeit zur Fertigstellung des Deutschen Sprichwörter-Lexikons, einer Sammlung von etwa 300 000 deutschen Sprichwörtern, die er seit 1830 gesammelt und schon im Schulunterricht verwendet hatte. In den Jahren von 1866 bis 80 wurde es in fünf großen Bänden gedruckt und hat den Namen „Wander“ auf der ganzen Welt bekannt gemacht. Jahrelang schrieb er aus allerhand Sammlungen die Sprichwörter aus, fügte selbst aus dem Volksmunde gesammelte hinzu und wurde von vielen treuen Mitarbeitern aus allen Gegenden des Vaterlandes dabei unterstützt. Die Sprichwörtersammlung ist ein Beweis für den idealen Sinn und den Bienenfleiß des Lehrers Wander.

Wer das unstete Leben dieses Mannes kennt, wundert sich, daß er überhaupt ein solches Werk hat fertig bringen können, das ein ganzen Mannesleben allein auszufüllen vermag. Wander aber hat dabei seine Prozesse geführt, Zeitungsartikel geschrieben, in Vereinen aufklärende, gemeinnützige Vorträge gehalten, eine Unmenge Schriften verfaßt, hat für die Armen und Bedrückten gesprochen und geschrieben, ist einmal in Amerika gewesen und hat lange Zeit dazu gebraucht, ein ruhiges Plätzchen zu suchen, wo man ihn für sich allein arbeiten ließ. In mehreren Kreisen wurde er von den Landräten ausgewiesen, bis er in Hermsdorf, wo seine Gattin einen kleinen Verkaufsladen hatte, und später in Quirl Ruhe fand. Er starb 1879 und liegt auf dem Kommunalfriedhof in Hirschberg begraben.

Wie sich unsere Heimat dem großen Verkehr öffnete.

Überblick über den Zeitraum von 1866 bis 1914.

Der Hirschberger Talkessel ist auf allen Seiten von Bergzügen umgeben, die unsere Heimat von der Umwelt abschließen. Diese Abgeschlossenheit war in alter Zeit die Ursache dazu, daß unsere Gegend viel später von Menschen besiedelt wurde als die Nachbarlandschaften, daß die deutsche Ansiedelung hier wahrscheinlich erst kurz vor 1300 erfolgte, während das übrige Schlesien schon von 1200 an mit Deutschen besetzt wurde. Die Verstecktheit unserer Täler hat gar manchmal in Kriegsjahren großen Vorteil gewährt, Feinde abgehalten und Verfolgten und Bedrängten Zuflucht und Schutz geboten, wie zur Mongolenzeit und zum Teil auch in den Hussitenkriegen. Ja in allen späteren Kriegen sind die größeren Heeresmassen und die hauptsächlichsten Kriegshandlungen außerhalb unseres Heimatgebiets verblieben, und das Hirschberger Tal war nur Schauplatz des Kleinkrieges. Die Abgeschlossenheit des heimischen Talkessels hat aber in Verbindung mit seiner Gebirgsnatur die Armut und Not der anwachsenden Bevölkerung verursacht, weil Industrie und Handel unserer Gegend zum Teil fernblieb, während wir doch so sehr darauf angewiesen sind, da unsere Landwirtschaft uns nicht völlig erhalten kann. Diese nachteiligen Folgen unserer Abschließung von der Außenwelt wurden immer fühlbarer, je zahlreicher die Bevölkerung des Tales wurde, je mehr sie daher abhängig wurde von der Umwelt in der Versorgung mit Nahrungsmitteln und Rohstoffen oder in der Abnahme unserer Industrieerzeugnisse. Im Mittelalter und bis um 1800 genügten die Straßen, die man nach Greiffenberg, nach Langenau und Lähn, über Berbisdorf nach Schönau, über Hartau und die Feige in das Bolkenhainer Gebiet und über den Schmiedeberger Paß nach Landeshut anlegte, sowie über das Gebirge nach Böhmen die Fußpfade für die Huckenträger und Fußgänger. Als aber der Verkehr größere Anforderungen stellte und die Lasten der fortzubringenden Waren immer umfangreicher wurden, mußten Schienenwege für die Eisenbahn gebaut werden, in Schlesien zuerst 1843. Doch noch um 1850 waren für unsere engere Heimat die nächsten Bahnstationen Görlitz 78, Kohlfurt 74, Bunzlau 55, Liegnitz 58 und Freiburg 50 km von Hirschberg entfernt.

Da drängte die Not zum Anschluß an die Außenwelt, und die Hirschberger Handelskammer erlangte endlich nach zwölfjährigem Ringen vom Staate die Erlaubnis zum Bahnbau, und der 20. August 1866 war der Tag, an dem der erste Zug von Westen her bis Hirschberg fuhr, der Tag, der uns an den notwendigen Verkehr mit der Außenwelt anschloß. Mit ihm begann sich die Not zu heben, die seit Jahrzehnten auf unserer Bevölkerung lastete. Der erste Pfiff der Lokomotive verkündete unserem Tal eine ganz neue, veränderte Zeit. Nun wagten es die Unternehmer, Fabriken zu errichten und den armen Talbewohnern Arbeit und Brot zu bieten, nun kamen die Freunde der Berge in Scharen und besuchten untere schöne heimat. Dadurch würde der Fremdenverkehr begründet, der den Bewohnern höher gelegener Orte einen vollen Ersatz für das verlorene Leinengewerbe bot.

Die drei Kriege von 1864, 66, 70 und 71 schufen uns ein starkes, einiges Deutsches Reich, das Kraft genug besaß, auch den wirtschaftlichen Wettbewerb mit den starken Nachbarvölkern wieder aufzunehmen. Schließlich verbesserte sich unsere Lage auch im Hirschberger Tal: neben der aufstrebenden, neue Wege einschlagenden Landwirtschaft erhob sich mächtig die Industrie und vermochte eine immer stärker werdende Bevölkerung gut zu ernähren. Doch nun kamen neue Nöte, neue Kämpfe. Die erstarkende Industrie trat in Kampf gegen die Landwirtschaft und verursachte in dieser während der achtziger Jahre eine Bewegung, die die Not des Landwirts milderte. Aus dem neu sich bildenden Stande der Fabrikarbeiter kam die Sozialdemokratie, die für die Besserstellung des Arbeiters kämpfte. Durch die soziale Gesetzgebung fand die Not des erkrankten, des verunglückten und des im Alter nicht mehr erwerbsfähigen Arbeiters Linderung. Unsere einstige Stadtwirtschaft war schon längst zur Volkswirtschaft erwachsen und schloß sich nun in die Weltwirtschaft ein.

Durch ein großes Hochwasser am Ende des neunzehnten Jahrhunderts, das viel Not im Tale verursachte, wurden der Ausbau der Bergwässer und die hochwasserschutzbauten veranlaßt, namentlich die Talsperre bei Mauer, die zwar außerhalb unseres Gebietes liegt, aber auch unsere Gegend mit elektrischer Kraft und mit Licht versorgt.

Der Kampf um unsere erste Bahnverbindung.

Die Hirschberger Handelskammer begann ihre Tätigkeit im Jahre 1850, in der Zeit tiefster Not im Tale, und sah einen hauptsächlichen Rettungsanker für die Bedürfnisse der Talbewohner in einer Bahnverbindung. Zwölf Jahre fast hat diese Kammer für die Erreichung dieses Ziels gestritten.

1852 berichtet die Handelskammer an die Behörde, daß in einem Kreise von 11 Quadratmeilen Landfläche mit 60 000 Bewohnern, in dem nur etwa ein Drittel bebaute Bodenfläche sei, die Landwirtschaft die Menschen bei weitem nicht ernähre, daß vielmehr Industrie Handel dies tun müßten.

Deshalb sei auch hier die Not so groß und staatliche Hilfe dringend erforderlich, da sie jetzt noch fruchten könne, ehe vollends alles im Elend versinke. Eine solche Hilfe wäre eine Eisenbahnverbindung Freiburg-Waldenburg-Hirschberg-Bunzlau. Dann würde unser Kreis die Waldenburger Kohle billiger haben, die jetzt in Hirschberg 25 – 30 % teurer sei, als englische Kohle in Berlin. Auch würde die Bahn den Fremdenverkehr und das Schmiedeberger Bergwerk bester fördern. Da schrieb der Minister, der Bahnbau läge für Hirschberg nur im Lokalinteresse und müsse dem Privatunternehmen überlassen bleiben.

Ein Jahr später äußert sich nun die Kammer wieder: Eine Bahnverbindung des Kreises mit den Märkten der Nachbarländer und des Welthandels werde immer dringender, damit die brach liegenden Arbeitskräfte der Gegend, die Wasserkräfte und Bodenschätze ausgenutzt werden könnten und Wohlstand statt des Elends entstehe. Eine Gesellschaft im Kreise habe die Geldmittel schon beisammen und den Bauplan bald fertig; der Staat möge aber die Zinsgarantie leisten. Nun gab der Minister die Bauerlaubnis, lehnte aber staatliche Hilfe ab.

1854 berichtet die Kammer: Im Hirschberger Tal sei der Tiefstand der Not und Erwerbstätigkeit erreicht. Die einzige Hoffnung in diesem Jammer sei der Bahnbau; der erste Spatenstich sei das Signal zum Eintritt besserer Zeiten. Die Not habe Revolution, Krieg, Teuerung und allerlei Kämpfe gezeitigt; aber die ruhigeren Zeiten brächten eine Besserung auch im Leinen gewerbe.

Endlich forderte im Jahre 1861 der Oberpräsident ein Gutachten, welche von vier schlesischen Bahnlinien die wichtigste sei. Da legte sich die Hirschberger Handelskammer noch einmal ins Mittel und schilderte die Notwendigkeit eines Baues der Hirschberger Bahn: die Natur der Gebirgsgegend erfordere eine starke Industrie zur Ernährung der Bevölkerung, weshalb der große König Bergbau und Leinenindustrie gefördert habe. Durch die Kontinentalsperre und die Einführung der Maschine seien aber Spinner und Weber in eine verzweifelte Lage geraten, deren dringende Hilfsbedürftigkeit auch König Friedrich Wilhelm III. 1840 anerkannt habe. Daß der Spinner jetzt noch täglich 9 bis 18 Pfennige verdiene, sei „ein Trost, der die Trostlosigkeit greifbar macht“. Die Gründung der Erdmannsdorfer Spinnerei sei nur ein Tropfen auf einen heißen Stein. Es müsse das Privatunternehmen eingreifen können zur Unterstützung der Bevölkerung beim Uebergange ans einer lohnlosen in eine lohnendere Beschäftigung Schon seien die Spitzen-, Uhren-, Spielwaren-Industrie angeregt und hätten Wurzel geschlagen. Privatunternehmen begännen Kattun, Tuch, Teppiche, Plüsch, Seide herzustellen, und die Spinnerei verarbeite Baumwolle und Kammgarn. Doch sitze noch jetzt der größte Teil der Menschen bei Webstuhl und Spinnrad. Die Unternehmungslust werde noch zu sehr gehemmt durch Verteuerung der Frachten, so daß die Konkurrenz unmöglich werde. Bei einer Prüfung sei

jüngst die Frage, wie man der Not im Gebirge ein Ende mache, kurz und schlagend beantwortet worden: „durch eine Eisenbahn“. Die weiteren Ausführungen der Handelskammer beweisen, daß der Frachtverkehr im Kreise von 400 000 Zentnern 70 000 Taler, der Kohlenbedarf von 100 000 Tonnen 30s bis 40 000 Taler Mehrfracht erfordern, als wenn die Eisenbahn vorhanden sei. Diese 100 000 Taler, die die Industrie unseres Tales mehr belaste als die in Gegenden mit Bahn, machen den Wettbewerb mit jenen günstiger gelegenen Gebieten unmöglich. Leipziger Papierfabriken können der Hirschberger Stadtdruckerei z. B. das Papier billiger liefern als die Fabriken im Kreise. „Man sagt, die oberschlesische Eisenbahn habe dem Staat eine Provinz erobert; hier ist eine verloren gegangen; es lohnt sich, sie wiederzuerobern, und mit wie geringen Mitteln!“

So kam endlich 1862 das Gesetz zustande, das unserem Gebirge die Eisenbahn, die neue Lebensader, sicherte.

Post-Omnibus und Eisenbahn im Jahre 1866.

Es war im Mai des Jahres 1866. Vater Müller aus Giersdorf unternahm mit seinem Sohne Fritz, einem hübschen Jüngling, eine Geschäftsreise nach Liegnitz. Damals war allerdings das Reisen umständlicher als heut: eine Eisenbahn führte zu jener Zeit noch nicht durch das Hirschberger Tal, war aber schon fast fertiggebaut. Vater und Sohn mußten darum mit ihrem Einspanner nach Hirschberg fahren, um sich nicht durch eine fast dreistündige Wanderung nach der Stadt vorzeitig müde zu machen. In Hirschberg stiegen die beiden vor dem Postgebäude ab und schickten ihr Gefährt nach Hause. Der Kutscher bekam den Auftrag, nach fünf Tagen zu bestimmter Zeit wieder zur Abholung der Reisenden in die Stadt gefahren zu kommen.

In der großen Poststube, in der sie auf die Abfahrt des Postwagens warteten, waren schon eine Menge Leute versammelt, die mit den regelmäßig fahrenden Omnibussen über die Kapelle nach Liegnitz oder über die Feige nach Freiburg zu fahren gedachten. Da es noch früh am Tage war und der Omnibus nach Liegnitz erst in einer knappen Stunde abfuhr, konnte sich Vater Müller in Ruhe noch ein Pfeifchen leisten. Er nahm Stahl, Feuerstein und Schwamm zur Hand, nachdem das Pfeiflein, frisch gestopft, zurechtgelegt war, und pinkte Feuer. Bald brannte der Schwamm, und das Pfeifchen kam in Brand. Der brennende Schwamm roch etwas übel und mochte die Nase eines älteren Fräuleins stark belästigt haben, das zufällig an demselben Tische saß, an dem auch Müller und sein Sohn Platz genommen hatten. Es hielt sich die Nase zu und setzte sich mit ärgerlicher Miene an einen entfernteren Tisch. Fritz lachte belustigt, aber Vater Müller, der sonst wirklich nicht

viel rauchte und nur die Zeit des Wartens etwas kürzen wollte, beachtete den Fall nicht weiter.

Da schmetterte auf der Straße das Posthorn allgemeiner Aufbruch in der Poststube. Jeder griff nach seinem Gepäck und lief hinaus, um den Postwagen zu besteigen. Vater Müller hatte es gut; Reisetasche und Paket nahm der Sohn, während der Vater mit dem dampfenden Pfeifchen nachkam. Auch die Dame mit der zarten Nase stieg mit in den Wagen, der nach Liegnitz fuhr. Die Reisetasche nahm Fritz mit in den Wagen; aber das schwere Gepäckstück wurde dem „Schwager“, so hieß der Omnibuskutscher allgemein bei den Fahrgästen, auf das Verdeck des Wagens hinaufgereicht. Der Vater hatte sich in die innerste Wagenecke hinter dem Kutschersitz niedergesetzt und tauchte gemütlich sein Pfeifchen aus. Eine andere Unterhaltung war unter den zahlreichen Fahrgästen, die den Wagen gründlich füllten, kaum zu hoffen; denn die Reisenden waren einander meist fremd und in der frühen Morgenstunde auch nicht gesprächig genug. Andere Männer qualmten auch schon, und bald schwebte eine blaue Tabakswolke über den Häuptern der Mitfahrenden. Es döste sich angenehm; nur eins war peinlich: Die alte Jungfer mit der feinen Nase war durch ein tückisches Mißgeschick Vater Müllern gegenüber zu sitzen gekommen. Das konnte ungemütlich enden; aber der ruhige und behäbige Dorfgastwirt rauchte ja nicht viel und wollte nur das angefangene Pfeifchen beenden, um es dann bescheiden in der Rocktasche erkalten zu lassen. So saß er, senkte die Augenlider wie im Halbschlummer, und die blauen Wolkenkräusel umwehten nachbarlich das Haupt der gegenüber sitzenden Dame, die mit der Hand geduldig die Belästiger fortfädelte. Zu ihrer lebhaften Freude schließt Vater Müller bald ein und vergaß das Rauuchen.

Unterdessen war doch allmählich unter den Reisenden eine Unterhaltung in Gang gekommen. Fritz Müller hatte es besser getroffen wie der Vater; er hatte es einzurichten gewußt, daß er ein hübsches Mädchen als Gegenüber fand, das ihm beim Einsteigen aufgefallen war. Ganz bescheiden und manierlich begann er erst im allgemeinen wie für alle Mitreifenden zu sprechen, wobei auch seine lebendigen Augen dann und wann die junge Dame trafen. Nach und nach wendete er sich immer mehr an das niedliche Mädchen, das er öfter auf eine Schönheit der Landschaft aufmerksam machte. Dabei fand er Gelegenheit, Mitteilungen interessanter Art und kleine, nette Späße einzuflechten. So kam eine recht rege Unterhaltung in Gang, und auch das Mädchen plauderte bald mit Fritz lebhaft. Sie hatten sich kennen gelernt.

Im gemächlichen Trabe ging die Fahrt Stunde um Stunde dahin. Als man den mühsamen Aufstieg über die Kapelle hinter sich hatte, war der Weg nach Schönau bequemer. Ueberall in der Nähe der Gasthäuser größerer Orte erscholl das Horn des „Schwagers“, um die dort wartenden Fahrgäste auf

die Ankunft des Postwagens aufmerksam zu machen. Aber bald ging es weiter; denn in Liegnitz mußte man zur bestimmten Zeit ankommen, wenn man von dort aus mit der Eisenbahn weiterfahren wollte. Ohne Störung ging die Reise bis nach Neukirch, wo es zu einem unfreiwilligen Aufenthalt kam. Mit einem Ruck war der Wagen zum Stehen gekommen; die unsanft geschüttelten Schläfer erwachten, auch Vater Müller. Der Wagenschlag öffnete sich, und der Postkutscher erklärte den Gästen, daß sie aussteigen und bis zum Gasthaus gehen möchten, er müsse mit dem Wagen zur Schmiede, da es wegen eines Rades einen kleinen Aufenthalt von einer Viertelstunde gäbe. Aber es ginge dann schneller weiter, und die verlorene Zeit hole er wieder ein. Der Wagen leert sich, und die Fahrgäste gehen in die Brauerei. Fritz schreitet neben dem jungen Mädchen, als wenn er zu ihr gehörte; er weiß sie zu bereden, mit ihm einige Augenblicke weiterzuwandern und später erst einzukehren, da es doch sonst gar zu langweilig werde. Müller ist mit den anderen Reisenden in die Brauerei eingekehrt und trinkt einen Schoppen. Dazu gehört aber unbedingt ein Pfeifchen. Wieder tritt das Feuerzeug jener Tage mit dem übelriechenden Schwamm in Tätigkeit. Müller merkt wohl, wie die zarte Nase einer Dame sich in sicherer Ferne hält, lächelt gemütlich und bläst bald wieder seine Wolken in die Luft.

Schneller als man erwartete, erscholl draußen das Posthorn, und die Reise ging weiter. Jeder setzt sich zu seinem Gepäck, und Müller und seine Dame kommen auch wieder zusammen. Diesmal aber wird es kritischer. Der Raucher ist nun wach, unterhält sich mit den Nachbarn und entwickelt einen Qualm, als wenn ein kleiner Mann bäckt. Die zarte Nase wird empfindlich, und ihre Trägerin bemerkt ziemlich lebhaft einer Nachbarin gegenüber. es sei doch sehr unaufmerksam von den Herren, im Postwagen solchen Dampf zu entwickeln. Müller hört es. fühlt sich gereizt und Qualm noch mehr. Sie schlägt erbost nach den Rauchwolken, stampft mit dem Fuß und zeigt allerhand andere Gebärden höchster Mißbilligung. So entwickelt sich, während es vorn im Wagen sehr freundschaftlich zugeht, hier hinten eine schlimme Spannung der Gemüter. Müller dampft ungestört und hartnäckig weiter; doch die Geduld der Dame ist aus. Energisch erhebt sie sich, öffnet das Fenster nach dem Kutschersitz hin und ruft: „Schwager, hören Sie; hier drinnen bleib ich nicht bei dem Tabaksqualm. Kann ich mich vorn hin zu Ihnen setzen?“ Der höfliche Schwager macht ihr bemerklich, daß das nicht anginge. Da bemerkt ein etwas hämischer Nachbar Müllers, der den lustigen Zank des gemütlichen Alten mit Vergnügen bemerkt hat: „Oben beim Gepäck ist gewiß noch Platz!“ Das hört natürlich die aufgeregte kleine Frauensperson, vernichtet den Sprecher mit einem Blick und setzt sich mit hörbarem Ruck nieder. Die Todfeindschaft ist fertig.

Man kommt in Liegnitz an. Fritz hat das Gepäck dem Vater gereicht, der gemütlich zum Gasthof schlendert, in dem er mit

seinem Sohn Nachtquartier nehmen will. „Ich komme gleich nach. Vater, ich will nur der jungen Dame, mit der ich mich so nett unterhielt, den Weg zur Bahn zeigen.“ „Recht, mein Sohn, man muß immer höflich sein zu den Leuten“, lautet des Vaters zustimmende Antwort. Doch das Geschick wollte es anders. – Der Zug ist fort, und Fritz kommt mit dem jungen Mädchen und deren Reisebegleiterin zum Gasthof zurück. Er ist erfreut, daß das Zusammensein, das so angenehm war, verlängert wird; auch das Mädchen ist gar nicht traurig über die Verspätung und das unbeabsichtigte Zurückbleiben. Aber die Begleiterin kann sich vor Ärger über die Verzögerung der Fahrt in Neukirch nicht zufriedengeben und muß tüchtig schelten. Nur das eine kann sie beruhigen, daß ihre Nichte einen so netten Herrn getroffen hat. Vielleicht –! Sie kommen im Gasthof an.

Da wird der Schaden klar! Die ältere Dame ist ja die Todfeindin Vater Müllers aus dem Postwagen. Mit ihm kann sie sich nicht an einen Tisch setzen, und auch Vater Müller macht eine sehr politische Miene, als mit Fritz und dem jungen Mädchen, das der Vater wohl schon im Postwagen bemerkte, die alte Tante zurückkehrt. Ärgerlich qualmt er an seinem Tische und ist bald in eine Wolke gehüllt. Dort sitzt allein der Vater, hier entfernt an einem Tische hat die Tante mit der Nichte sich niedergelassen. Fritz weiß nicht recht, wohin er jetzt gehört. Das wäre doch so schön gewesen, an einem Tisch zusammen. hier ist guter Rat teuer, und Fritz versteht sich wohl auf junge Mädchen, aber nicht auf eine so schwere Politik zwischen Todfeinden. „Wollen Sie nicht bei uns Platz nehmen, junger Freund?“ lockt da die Alte. Fritz läuft zum Vater und bittet ihn, in die Nähe der Damen zurück. Er erzählt ihr Mißgeschick und daß er, da er die Dame nun einmal kenne, sie doch nicht so allein dort sitzen lassen könne. Das Mädchen langweile sich gewiß. Was müßte sie von dem jungen Manne denken. Vater sieht das auch ein, sagt aber zu Fritz, so daß es die Frauensleute hören können: „Ein Raucher paßt nicht in feine Damengesellschaft, und ich will erst meine Pfeife zu Ende rauchen.“ Da ist guter Rat teuer.

Doch die Alte ist gar nicht so schlecht, wie man nach all dem Vorfällen denken könnte. Sie ist auch noch nicht so alt, daß sie nicht wüßte, was junge Leute bewegt, wie sie sie hier beisammen hat. Die Tante steht aus, nimmt das junge Mädchen an dem Arm und führt sie an das andere Ende des großen Gasttisches, an dem der qualmende Vater sitzt. Nun ist der Wunsch der Kinder erfüllt, und sie können sich unterhalten. Der Vater will sein Pfeifchen, das er ja nur aus Trotz weiterrauchte, beiseite legen; denn er weiß auch, was sich bei Damen schickt. Jetzt kommt die rechte Diplomatin zum Vorschein; die Tante spricht freundlich: „Herr Müller, tauchen Sie ruhig weiter; hier ist der Raum größer, und es belästigt mich nicht so wie im Wagen.“ Da rückt Vater Müller heran, ist freundlich und meint, er könne es nun schon ohne Rauchen

aushalten. Matt stellt sich vor und will gemeinsam zu Abend essen. Die Freude der beiden jungen Leute ist groß, und die Alten haben ihren Spaß daran.

Man sitzt nach dem Abendbrot beim Gläschen Bier und plaudert. „Zum Gläschen, Vater Müller,“ sagt die kluge Tante, „schickt sich ein gemütliches Pfeifchen!“ Sie holt selbst ein weniger belästigendes Feuerzeug vom Wirt, ein Zündfläschchen, und reicht dem Vater, der mit seinem Rauchschwamm die Dame nicht mehr belästigen will, den brennenden Fidibus. Er dankt gerührt und ist versöhnt. Die beiden Parteien lernen sich im Gespräch näher kennen. Die Tante ladet Vater und Sohn zum Besuch nach Lauban ein; dort haben Lieschens Eltern einen Gasthof, und die Tante ist mit im Geschäft tätig. Nach Eröffnung der Bahnlinie bis Hirschberg soll der Besuch erfolgen, sagt Vater zu.

So war der Streit beendet, der im Postwagen begann. Matt trennte sich, und jedes ging seinen Geschäften nach. Schnell verging die Zeit. Am 20. August des Jahres 1866 sollte die feierliche Einweihung der Bahnlinie von Reibnitz bis Hirschberg stattfinden, und dann würden die Züge regelmäßig zwischen Hirschberg und Lauban verkehren. Also am 20. August und keinen Tag später wollte Fritz den zugesagten Besuch in Lauban ausführen; der Vater war gewonnen für den Plan. Man konnte dann gleich die Einweihung in Hirschberg mit ansehen.

Der Festtag war angebrochen. Vater Müller war festlich gekleidet, aber diesmal ohne Pfeife, mit seinem stattlichen Sohne in Hirschberg angelangt und stand mit ihm am Bahnhofe. Dort war eine große Menschenmenge versammelt. Die Behörden im Staatskleide waren zugegen, die Herren von der Handelskammer, die sich um die Bahn gemüht hatten, und viele Geschäftslute, die sich nun viele Vorteile von der neuen Verkehrsader versprochen. Der Zug von Reibnitz wurde sichtbar. Der schwarze Rauch des Schlosses, den man in der Ferne sah, kündete sein Nahen an. Lokomotive und Wagen waren bekränzt und mit Grün geschmückt. Musik ertönte aus den Wagen und Musik begrüßte von der festlich geschmückten halle aus den Zug. Der erste Pfiff der Lokomotive ertönte, auf den man als auf das Signal besserer Zeit gehofft hatte; der Zug stand. Man stieg aus. Das Zugpersonal und Vertreter der Eisenbahnbehörde betrat den Bahnsteig. Nun folgte die Begrüßung mit Gesang und gehaltvoller Rede, die von Dank gegen alle überströmte, die den Tag herbeiführen halfen. herrliche Zukunftsplätte kamen zutage. Ein Festschmaus in verschiedenen Lokalen setzte die Feier fort. Auch Müller und Sohn nahmen daran teil.

Einige Stunden später bestiegen beide den Zug; bequem gelangten sie in anderthalb Stunden nach Lauban in den Gasthof, wo Lieschen Schäffer wohnte. Die Freude war wieder groß. Und daß wir es ohne Umschweife verraten; Lieschen Schäffer und Fritz Müller feierten Verlobung miteinander und schwammen in Seligkeit.

Vater Müller saß neben Tante Christine, die heut recht lebhaft und freundlich war, und durchaus nicht so alt erschien wie damals im Postwagen. Als sich später beim Gläschen die Zungen lösten, brachte Tante Christine dem Vater Müller – beide waren sich nun doch verwandtschaftlich näher getreten – eine sehr schöne Tabakspfeife, frisch gestopft, und einen brennenden Fidibus und sprach: „Vetter Heinrich, nun wollen auch wir rechten Frieden miteinander schließen, nachdem wir einst im Postwagen böse Bekanntschaft machten. Du sollst sehen, daß auch ich den gemütlichen Tabaksqualm nicht hasse; nur eins versprichst Du mir, Deinen Stinkschwamm legst Du beiseite, wir haben zeitgemäßeres Feuerzeug!“ Gemütlich nahm Heinrich Müller die Pfeife, steckte sie in Brand, rauchte einige Züge und sagt dann, sich erhebend: „Meine liebe neue Muhme Christine, ich danke Dir von Herzen; ich habe genug erkannt, daß ein ganz anderer Kerl in Dir steckt, als Du mir damals im Postwagen zeigtest. Das sei die Friedenspfeife, die wir beiden gebildeten Indianer rauchen, und ich mache Dir einen Vorschlag: Ich bitt seit drei Jahren Witwer und noch nicht alt genug, um meine Gastwirtschaft in Fritzens Hand zu legen. Du aber bist eine tüchtige Frauensperson und kennst das Geschäft des Gastwirtes auch aus dem Effeff. Werde meine Gastwirtin und Ehefrau!“ Er reichte ihr seine Hand. Zwar kam ihr der Antrag etwas plötzlich; sie senkte erröternd das Haupt, das noch immer kein weißes Haar zeigte. Doch sie war schnell gefaßt und rief, indem sie einschlug: „Ich wage es mit Dir!“ Alle kamen heran, gratulierten, ließen das neue Paar hochleben und der Hausvater, der mit seiner Gratulation zuletzt kam, sagte zu dem Schwiegervater seines Lieschens: „Heinrich, so ein Postwagen war doch etwas wert! Ich behielte meine treue Schwester gern in meinem Gasthof; sie wird mir sehr fehlen. Aber Du sollst sie haben; Euren Ehekrieg habt Ihr beide klugerweise schon vor der Ehe ausgefochten und habt nun Frieden. Ich gratuliere herzlich! hoch die alte abgetane Postkutsche!“ Die Gläser klangen zusammen und läuteten schöne Zukunftstage ein.

Das Netz der Verkehrsstraßen im Hirschberger Tal.

Ganz allmählich war die Eisenbahn dem Hirschberger Tal von Westen her näher gerückt, stückweise hatte sich die Bahnlinie bis Rabishau, bis Altkemnitz und endlich bis Reibnitz genähert. Daß diese Orte einst Kopfstationen darstellten, erkennen wir noch heut an den großen Sandsteingebäuden der Bahnhöfe in den genannten Dörfern Lange flutete der Bahnverkehr von diesen, namentlich von Reibnitz aus, an dem noch getrennt liegenden Hirschberg vorüber ins Zackental, wo ihn die Warmbrunner Heilquellen, die rührigen Gewerbetreibenden des Zackentales und nicht zuletzt der Zug nach den schönen Bergen rings um unser Tal anzogen. Hirschberg, das zweimal schon als Mittelpunkt des Gaues den Verkehr auf sich gezogen hatte, als Weichbildstadt und später als Mittelpunkt des Schleierhandels,

war zum Zusehen verdammt, bis ihm der 20. August 1866 mit dem Anschluß ans Bahnnetz eine neue Blütezeit als Verkehrszentrale anbot. 1868 wurde der Anschluß nach Breslau vollendet, nachdem die Gebirgsbahn den Zusammenhang mit dem Osten gebracht hatte. Der Aufschwung im Tal veranlaßte später die weitere Entwicklung der Bahnlinien, 1882 nach Schmiedeberg, wo der Bergbau und eine rege Fabriktätigkeit ihrer harrten, und 1897 nach Petersdorf, wo die geschäftige Glasindustrie des Zackentales und der Fremdenverkehr sie suchten. Im Jahre 1895 bekamen der Fremdenort Krummhübel und später Schreiberhau ihre Bahnverbindung. Um 1900 wurde die Schmiedeberger Strecke nach Durchtunnelung des Paßberges ins Landeshuter Tal weitergeführt und 1902 die Schreiberhauer bis zur Landesgrenze, wo sie in Grünthal das böhmische Bahnnetz erreichte. 1896 war in Merzdorf die Katzbachtalbahn eröffnet worden, wodurch Hirschberg den Anschluß an Liegnitz erhielt und der Postverkehr über die Kapelle eingestellt wurde. 1909 hat unsere Kreisstadt auch durch die Bobertalbahn die Verbindung mit Löwenberg erlangt. Längst ging man mit dem Gedanken um, eine Bahnlinie von Warmbrunn über Giersdorf, Seidorf, Arnsdorf und Krummhübel bis auf das Gebirge zu führen und auch unserem Bergriesen, der Schneekoppe, die Schienen auf den Felsenleib zu zwingen. Das wäre für den Verkehr ja kein Nachteil gewesen, auch manch fauler Bergsteiger hätte sich darüber gefreut; er konnte dann bequem, ohne Mühe und Schweiß die majestätische Höhe erlangen. Doch ganz anders mußte der Freund einer ursprünglichen Natur denken; wie störend und lästig hätte er den Qualm der Lokomotive, ihren gellenden Pfiff und den Lärm des profanen Verkehrs in den idyllischen Bergwäldern, den Sommerfrischen und der reinen Bergluft empfinden müssen. Zum Glück kam dieser Plan nicht zur Ausführung. Besser tat matt daran, dem Lokalverkehr im Tal und den Vorbergen durch die Talbahn nach Hermsdorf und Giersdorf aufzuhelfen. Der Betrieb der Gasbahn (1897) konnte nicht aufrecht erhalten werden in unserem bergigen Gebiet; daher wurde sie 1900 elektrisch ausgebaut und 1911 bis Giersdorf weitergeführt. Eine Ergänzung dieses Bahnnetzes erfolgte nach dem Weltkriege durch Einrichtung eines Verkehrs mit Auto-Omnibussen nach den höher gelegenen Gebirgsorten, wenn auch dabei mitunter eine Störung der Sommerfrischen durch argen Straßenstaub erfolgt. Vielleicht kann aber die Zukunft diesem Nachteil abhelfen!

Große Vorteile hat das Bahnnetz dem Gebirgsverkehr gebracht. Der Aufschwung desselben nach 1866 sowie der Rückgang der Armut und Not in unserer Heimat zeugen davon.

Die Großindustrie im Hirschberger Tale.

Als nun das Dampfroß auch durch das Hirschberger Tal zog und den Verkehr billiger gestaltete, da regte sich die Fabriktätigkeit

noch lebhafter als vorher, und als es zum Frieden von 1871 im geeinten deutschen Vaterlande kam, wurde die Begründung neuer Geschäfte und Betriebe so lebhaft, daß man sie als ungesund und übertrieben bezeichnen mußte. Diese Zeit nennt man die Gründerzeit; sie führte zunächst zu einem großen Verfall, der 1873 eintrat. Er ließ viele unvorsichtige Geschäftsleute wie auch Private bedeutende Verluste erleiden und bewies, daß man ohne Arbeit und Mühe nicht viel Gutes hervorbringt. Dieser Niedergang hielt einige Jahre an; doch besserte sich im großen Vaterlande die Lage bald, als eine zielbewußte Gesetzgebung eingriff. 1875 half schon das Gesetz über die Reform des Münz- und Bankwesens. Nun war matt auch bemüht, den Streit der Parteien über Segen und Unsegen des Freihandelssystems zu einem guten Ende zu führen. Seit 1864 wollte man den Grundsätzen des Freihandels in der Gesetzgebung Preußens völlig nachkommen; es zeigte sich aber, daß dies ohne Schaden für unsere Volkswirtschaft unmöglich sei. Auch die Hirschberger Handelskammer drängte daher auf eine gesunde Zollpolitik und gute Handelsverträge mit Österreich, Italien, Frankreich und Belgien; 1878 erwiesen 14 Fälle, in denen Geschäftsfirmen unserer Heimat in Zahlungsschwierigkeiten gerieten, daß die Verhältnisse im Gewerbe ungesund waren. Matt klagte über Mangel an Absatz, Überproduktion und schränkte öfter Betriebe ein oder legte sie still. 1880 trat eine Besserung ein, und die Hirschberger Gewerbeausstellung im Jahre 1882 zeigte sich als reichhaltig und gediegen. Als seit 1892 die Handelsverträge wirkten, trat ein flotter Geschäftsgang ein; 1903 kam eine Verlängerung dieser Verträge zustande.

In dieser Zeit hatte sich unser Vaterland zum Industriestaat entwickelt; die Volkszählung von 1895 ergab, daß die Industrie 26 Millionen Einwohner erhielt, die Landwirtschaft aber nur 187 ½ Millionen. Um 1850 konnte der Kreis Hirschberg seine 60000 Einwohner nicht ernähren, und jetzt herrschte nach dem Aufschwunge im Großgewerbe Wohlstand trotz der 75 000 Bewohner. Der Kreis hatte reichlich 9000 landwirtschaftliche Betriebe mit nahezu 10 000 Angehörigen und 20000 Betriebe in Handel und Industrie mit über 24 000 Angehörigen.

Die Eisenindustrie, die von jeher im Hirschberger Tal rege war, hatte die stärkste Umwandlung vom handwerksmäßigen zum Großbetriebe erlebt. 1868 war die erste Maschinenfabrik entstanden, die von Starke u. Hoffmann; sie beschäftigte 1870 schon 120 Arbeiter. 1900 aber waren im Kreise 5 solcher Betriebe vorhanden, die rund 1000 Menschen Brot gaben und jährlich 200 000 Zentner Metall verarbeiteten. Von diesen Fabriken bestanden zwei in Hirschberg und je eine in Herischdorf, Berthelsdorf und Berbisdorf.

Die Textilindustrie lag um 1850 darnieder; nur die Woll- und Seidenfabrik von Weigert in Schmiedeberg, die 400 bis 500 Menschen beschäftigte, ging gut. Um 1900 bestanden die mechanischen Webereien und Spinnereien in Erdmannsdorf, Hirschberg und Seidorf,

dort arbeiteten zusammen gegen 1600 Menschen und außer dem Hause noch 400 Handweberei. Sie schufen im Jahr Werte von über 4 Millionen Mark. Eine Kammgarnspinnerei hatte 250 Arbeiter. In der Bleicherei waren 200 Leute tätig, und die Schmiedeberger Teppichfabrik, die Teppichgarnspinnerei und die Plüscht- und Krimmerfabrik setzten 600 bis 700 Menschen in Nahrung.

Die Spitzeklöppelei ging rückwärts. 1856 bestanden neun Spitzenschulen: in Hirschberg, Boberröhrsdorf, Erdmannsdorf, Fischbach, Grunau, Schmiedeberg, Schreiberhau, Seidorf und Warmbrunn. Die Schmiedeberger Anstalt hat sich erhalten und zählte 1900 etwa 80 Arbeiterinnen.

Die Glasindustrie wies 1850 die beiden Werke in Josephinenhütte und Karlsthal auf, 1900 aber vier: in Schreiberhau, Petersdorf, Hirschberg und Hermsdorf. Es wurden darin 630 Arbeiter beschäftigt. In der Porzellanfabrikation arbeiteten 1855 nur 25 Leute, 1900 aber 600 Menschen. Die Ziegelfabrikation, die zuerst in der Klarahütte in Cunnersdorf betrieben wurde, hatte um 1900 guten Absatz. Der Bergbau in Schmiedeberg und Kupferberg war um 1900 im Gange. In Schmiedeberg betrieb ihn der Waldenburger Eisenhüttenverein und förderte jährlich über 23 000 Tonnen im Werte von 300 000 Mk. Es waren 195 Leute dabei tätig. Die kleinen Kalkwerke in Boberröhrsdorf und Berbisdorf können neben den großen Kauffunger Kalk- und Marmorwerken nicht aufkommen. Um 1900 war auch die Fabrikation von Holzzement und Dachpappen rege. Diese Erfindung des Karl Samuel Häusler beschäftigte drei Werke.

Die Papierfabrikation ist im Kreise Hirschberg sehr alt. Schon 1642 wird in Arnsdorf eine Gottschalk'sche Papiermühle erwähnt, und für 1647 ist das Vorhandensein eines Papiermachers Kaspar Münch bestätigt, der als Gerichtsgeschworener und Schöpfe auf der alten großen Glocke der katholischen Kirche zu Arnsdorf genannt wird. Damals geschah die Herstellung des Papiers aus Lumpen und wurde als Handwerk betrieben. Der Weber Friedrich Gottlob Keller im sächsischen Erzgebirge erfand um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts das Holzstoffpapier und brachte so eine große Veränderung in das Papiergehwerbe. Als in England die Maschine zur Herstellung des endlosen Papiers erfunden war, ging der handwerksmäßige Betrieb in die kapitalistische Großindustrie über. Nach 1850 waren im Kreise Hirschberg acht Papierfabriken, die meist durch Wasserkräfte betrieben wurden. Nach Einführung der Dampfmaschine und dem Bau der Bahn mehrten sich diese Betriebe. 1900 gab es in unserem Bezirk 21 Holzschleifereien, die ihre Fabrikate nicht selbst zu Papier oder Pappen verarbeiteten. ferner eine Strohstoff-Fabrik, zwei Cellulose- und 12 Papierfabriken. Rund 1800 Personen mit 2750 Angehörigen fanden so ihr Brot.“ Damit war ein Aufschwung in der Forstwirtschaft, im Papierhandel und in der Fabrikation von Papierwaren und Düten verbunden-

Die Zufluchtsdörfer wurden Sommerfrischen.

Der Abhang des Riesengebirges auf der schlesischen Seite besitzt die Eigentümlichkeit, daß er drei scharf gesonderte Stufen zeigt: die Talfläche, die Vorbergstufe und den Hochkamm. Das am besten zum Bewohnen geeignete Gebiet, die Talsohle, bevölkerte sich um 1300, in der Zeit der Hauptbesiedelung. Langsam drangen die Taldörfer an ihren Wasseradern hinauf in die oberen Engtäler vor. Die breiten Flächen innerhalb der Vorbergstufe waren damals noch schlecht zu bewohnen; erst der Übergang der Handwerke auf das Land schuf diesen Gegenden die Möglichkeit der Besiedelung, und Spinnen und Weben waren die Hauptbeschäftigung der Bewohner der Vorbergstufe neben Waldarbeit und etwas Viehzucht. Noch stockte da, wo nicht besondere Industrien die Besiedelung beschleunigten, die Ansetzung von Bewohnern, weil das Leben schwer, die Witterung rauh war. Als aber Kriegszeiten und religiöse Bedrückung die Menschen bekehrten, daß man dort, hinter den Bergen versteckt, vor Feinden sicherer, von Bedrängern freier lebte, bildeten sich die Zufluchtsdörfer, indem Flüchtlinge dorthin zogen und sich Häuser bauten. Jene Dörfer waren aber in der Zeit der Webernott die Stätten höchster Armut und Entbehrung. Dies zeigten die an den Berg gedrückten kleinen Häuschen, die Dürftigkeit der Ausstattung ihrer Innenräume und die kleinen Wiesen- und Ackerfleckchen mit großen Steinmauern ringsum.

Doch die Zeiten ändern sich, und der Mensch lernte nach und nach die Schalle bearbeiten und ausnutzen. Für verschiedene Schätze dieser Vorbergstufe hatte matt damals noch keine Augen und kein Bedürfnis. Die Schönheit der Berge war gerade den Gebirgsbewohnern unbekannt; was sie alltäglich vor Augen hatten, beschäftigte sie nicht besonders, das war selbstverständlich und alltäglich. Nur die Nützlichkeit trieb die Menschen früher in die Berge. Doch als die vornehmen Familien, die ihre Schlösser und Landhäuser und ihre Parkanlagen im Tal besaßen, und die fremden Badegäste in Warmbrunn die Berge schön fanden und bewunderten, wurde auch die Freude am Gebirge allgemeiner, die Besteigung der Berge allmählich Mode. So fanden sich denn auf dem Kamme einzelne Gaststätten und sogar auf der Schneekoppe, wo zuerst die Kapelle dazu eingeweiht wurde, nachdem sie als Gotteshaus nicht mehr benutzt wurde.

Die neu erstandenen Fabriken im Lande brachten zwar bessere Arbeitsverhältnisse und reichlicher Brot für die Menschen, aber auch Nachteile mit sich, die Fabriken schufen die großen Städte und Industriebezirke, die das Landvolk in Massen anzogen, das Land entvölkerten, aber die Industriegegenden überfüllten. Bald langten dort die Wohnungen nicht aus, und viele Familien lebten in ungesunden, unzureichenden Räumen. Die Arbeit in der Fabrik bei Staub, Lärm und hast störte die Gesundheit, verbrauchte die Nerven

von Arbeitern und Angestellten, wie von Beamten. Nun zeigte sich das Bedürfnis nach Ruhe, Stille, frischer, reiner Luft, nach Bewegung und Aufenthalt im Freien. So suchte man bald nach Schätzen, die man im Drange nach Geld früher aufgegeben, mißachtet, gar nicht gekannt hatte, und die unser Gebirge reichlich bot. Nun wurden die Menschenmassen zeitweise wieder aufs Land gelenkt, in die Berge, und so wurden gerade die Zufluchtsorte Sommerfrischen und Luftkurorte. Auch die Arzte wiesen immer häufiger ihre Patienten auf Sonne, reine Luft, gesunde Bewegung usw. hin.

Zum zweitenmale wurden die Orte Schreiberhau, Kiesewald, Agnetendorf, Hain, Saalberg, Baberhäuser, Brückenberg, Krummhübel und so weiter Zufluchtsorte, aber diesmal aus gesundheitlichen Gründen. Als die Entwicklung unserer Sommerfrischen begann, da waren die Gebirgsreisenden und Sommerfrischler mit den bescheidensten Verhältnissen zufrieden, wohnten in den unteren Häusern der Gebirgsorte in kleinen Katen, wenn sie nur schön sauber aussahen, schliefen im einfachsten Bett auf Strohsäcken, genossen Milch, Schwarzbrot und die einfache Kost der Bergbewohner, stiegen auf steilen Fußpfaden und steinigen, unbequemen Fahrwegen in die Berge, übernachteten im einfachsten Landgasthaus und den alten Holzbau den, wie es die Hampel-, Schlingel-, Hasen-, Wiesenbaude usw. waren, die neben der Viehzucht ihre Gastwirtschaft betrieben und Milch und Käse als gesunde Nahrungsmittel boten. Da konnten der kleine Mann, die Witwe im Weberhäusel sogar ihr Wohnzimmer für Sommergäste herrichten, sauber machen und die Fensterchen mit kleinen, weißen Vorhängen, das Zimmer mit einfachen Bauernmöbeln ausstatten. während sie bescheiden im Auszüglerstübchen, der frisch geweißten Küche oder einem gesäuberten Gewölbe die Sommerwochen verbrachten. Damals war ja das Zimmer zumeist nur zur Nachtruhe da, während man tagsüber im Freien wanderte, saß oder lag, den Tag auch in der schnell errichteten, kleinen Sommerlaube zubrachte. Später aber unterzogen sich den Mühen des Bergsteigens nicht nur der Botaniker und Geologe, der Erholungsbedürftige, der Tourist, sondern auch der reiche und vornehme Stadtbewohner, der dann erzählen können wollte von seinen Reisen und Erlebnissen. Da wurden die Ansprüche größer. Er forderte hohe Zimmer mit großen Fenstern, Sprungfedermatratzen, Baderäume, bequemere Straßen, gute, fein ausgestattete Gasthäuser mit städtischem, ja großstädtischem Zuschnitt, sogenannte Hotels. Freilich wurde das Leben teurer; aber matt hatte es ja und konnte es dranwagen. Nun mußte der Geldmann, der Unternehmer heran, mußte Villen bauen in schönen Gärten und Anlagen, mit Balkons nach aussichtsreichen Gegenden, mußte feine Möbel und Ausstattungsgegenstände kaufen von bestem Geschmack. So fanden sich zwischen den kleinen Holzhäuschen große Gebäude mit vielen Fremdenräumen, große Hotels, feine Straßen, Promenadenanlagen, Wasserleitungen, Einrichtungen für elektrische Beleuchtung ein. Das Dorf erlangte

mehr städtischen Charakter; es vergrößerte sich nach den Bergen zu, wo nun ganz neue Ortsteile entstanden, die nur neue Häuser modernster Bauart aufweisen, Villenkolonien. Die Besucher strebten in immer höhere Lage, näher den Bergen, ferner vom Straßenstaube. Aber meist war es nun aus mit der Ruhe und der staubfreien Luft. Man lebte hier im Gebirge wie in der Großstadt im Trubel, im Hasten der Menge. An den Straßen entstanden neue große Geschäftshäuser, da die früheren kleinen Kramläden für die gewachsene Bevölkerung wie die vermehrten und verfeinerten Ansprüche nicht ausreichten. Da gab es nun Kleiderläden, Sportgeschäfte, Bäckereien, Konditoreien, Buchhandlungen, Spielwaren- und Andenkengeschäfte, Delikatesswarenhandlungen, Leihbibliotheken, photographische Ateliers, Weinstuben u. a. m. Man errichtete Sanatorien, Parkanlagen, Musikkapellen, Gesellschaftsräume, Ballokale. Die bescheidene Sommerfrische wetteiferte mit dem Luxusbade und der großen Stadt.

Allmählich hatte sich eine ganz große Industrie gebildet, die den Fremden diente, um alle ihre Ansprüche und Wünsche zu befriedigen, ihnen das Leben so angenehm als möglich zu machen, die Fremdenindustrie. Wer da nicht genauer hineinschaut, kann gar nicht ahnen, wie umfangreich ihr Arbeitsgebiet, wie verzweigt ihre Teile sind, wieviel tausend Hände damit beschäftigt werden und so ihr Brot erwerben.

War vor noch nicht langer Zeit nur der Sommer recht belebt und bewegt in unseren Sommerfrischen, so gab es im Winter ruhige Zeit, in der die Fremden schwanden, die Villen sich schlossen, auch die großen Geschäftsräume, und in der das Leben auf den alten Stand der Dorfbewohner zurückkehrte. Manchem war es recht so, er wollte ausruhen. Andere wollten und mußten aber auch im Winter verdienen, und auch dazu bot sich bald Gelegenheit. Die Schönheit des Gebirges im Winter, die völlig staubfreie Luft, die für Skisport geeigneten Hochflächen und hänge und die zum Rodeln einladenden Bergbahnen lockten auch im Winter zahlreiche Gäste an, so daß unsere Gebirgsorte nun auch ihren Winterverkehr haben, den sie durch Sportvereine, Sportfeste und allerhand Sportanlagen, wie Schneebahnen usw. besonders pflegen.

Deutschlands Einigungskriege 1864, 1866 und 1870/71 in ihrer Wirkung aus die Heimat.

Die drei Kriege zwischen 1864 und 1871 kann man wohl die Einigungskriege Deutschlands nennen. Ein zwiespältiges Deutschland gewann den Dänischen Krieg; Preußen tat dabei die Hauptarbeit, Österreich wollte die Hauptmacht sein. 1866 bringt der Deutsche Krieg die gesunde Scheidung: Ostertreich muß als hauptsächlich außerdeutsche Macht aus dem Deutschen Bunde scheiden und dem naturgemäßen Führer in Deutschland die Hände

freigeben. Die Wirkung dieser Änderung ist im Französischen Krieg von 1870/71 zu erkennen. Deutschland einigt sich unter Preußens Führung; am 18. Januar 1871, nachdem Frankreich bezwungen war, wurde das Deutsche Kaiserreich errichtet.

In jedem der drei Kriege empfand man auch in unsrer Heimat den Schmerz, den Kriege im Volke erwecken. Da trennen sich innige Familienbande; Väter, Brüder, Söhne, Gatten und Bräutigame müssen ins Feld und lassen die Lieben daheim in banger Sorge zurück, ob der hinweggezogene gesund zurückkehren wird oder als Krüppel, oder ob er gar im Felde den Tod erleiden wird. Daneben wirken die wirtschaftlichen Sorgen um die Erhaltung der Familie und die Aufrechterhaltung ihres Broterwerbes. Nun kommt die lange Zeit des Hoffens und Bangens im Herzen, wenn Nachrichten aus dem Felde lange ausbleiben. wenn frohe eintreffen und Jubel und Siegesfreude hervorrufen, oder trübe Nachrichten, Verluste, Todesfälle und anderes melden und Tränenströme erzeugen.

Die Heimat stand hinter dem beere, arbeitete für die Brüder im Felde, sandte nach Kräften Liebesgaben und Lebensmittel, Verbandstoffe, Erfrischungen, sowie Pflegerinnen und versorgte die Lazarette. Banger waren die Tage des Krieges 1866, als an unsrer heimatlichen Grenze der Kampf tobte. Da fürchtete man, daß wieder Banden leichter Streifkorps unsre Heimat überfallen und plündern könnten, wie es im Dreißigjährigen Krieg und den drei Schlesischen Kriegen geschehen war. Man gründete deshalb namentlich in den Städten Vereine zur Sicherung der Heimat aus Turnern, Schützen und sonstigen Bürgern. In Schmiedeberg, Erdmannsdorf und Hirschberg errichtete man Lazarette für verwundete Krieger. Die Schwarzen Blättern drohten auszubrechen; doch blieb die Bevölkerung glücklicherweise davon verschont, es gab nur vereinzelte Todesfälle an dieser Krankheit. Wieder einmal wie 1813 horchte man bange auf den Kanonendonner, ob er näher rücke oder sich entferne. Wenn man das Ohr an die Erde legte, kannte man auch am 3. Juli den Geschützdonner vom Königgrätzer Schlachtfelde vernehmen. Nach dem Kriege feierte man „Königgrätz“ und nach dem letzten Krieg „Sedan“. Gedenktafeln, die man in den Gotteshäusern aufhing, zeigten die Namen der Helden, die gefallen waren, und erweckten immer von neuem Tränen, wenn man sie beim Kirchenbesuch las. Auch Kriegerdenkmale oder Friedenseichen erinnern in den meisten unsrer Ortschaften an jene Kriegszeit. In Vereinen sammelten sich im Frieden die Kämpfer und feierten bei Bier und Festesschmaus die durchlebten schweren Kriegszeiten und waren stolz, daß sie auch dabei gewesen waren.

Das einige Deutschland stand nun stark da und konnte nach außen mitwirken und am großen Weltgeschehen Anteil nehmen. Unser gewerbliches Leben hob sich mächtig, und der Verkehr stieg auf eine ungeahnte Höhe. Eisenbahn, Post, Telegraph und Telephon verbanden uns mit der Welt. In Stunden konnte man ferne Orte

erreichen, wohin man früher tagelang mit dem Wagen fuhr. Schnell und sicher beförderte die Reichspost Briefe, Pakete und andere Sendungen. Mit Hilfe des Telegraphen vermochte man in wenigen Minuten Nachrichten an entfernte Verwandte, Freunde oder Geschäftsleute zu befördern; ja bald auch konnte man mit ihnen sprechen durch das Telephon. Blitzschnell trug der elektrische Funke Nachrichten im Kabel durch das Meer nach Amerika und von dort herüber. Auch am Welthandel nahm Deutschland Anteil, erwarb eigene Kolonien und baute eine starke Flotte-

Das Aufstreben von Handel und Industrie erzeugte starke wirtschaftliche und politische Strömungen.

Die Fortschritte in der Entwicklung eines Staates und einer Volkswirtschaft verändern nach außen das Verhältnis der Staaten zueinander, dessen Beobachtung und Pflege Gegenstand der sogenannten äußeren Politik ist, und nach innen das Verhältnis der Erwerbsstände und Gesellschaftsschichten gegeneinander, die von der inneren Politik behandelt werden.

Es gibt Staaten auf der Erde, die ihre Bewohnerschaft weitaus durch die Landwirtschaft ernähren können, wie Rußland, dessen ausgedehnte fruchtbare Landgebiete die Nahrung für eine viel größere Bevölkerung bieten können als die eigene. Deshalb führt es Getreide sowie andere Nahrungsmittel und Rohstoffe aus, muß aber Maschinen und Geräte vom Auslande kaufen, weil die eigene Industrie noch zu klein ist, um alle Bedürfnisse des großen Staatsgebietes zu befriedigen. Andere Länder wieder verfügen zur Ernährung ihrer Volksmengen über kleinere Flächen fruchtbaren Erdreiches, als daß diese dem ganzen Volk Arbeit geben könnten. Die unbeschäftigte Hände wenden sich dann der Industrie und dem Handel zu. So steht es mit England, das Getreide (und Baumwolle) aus Rußland, Amerika und anderen Ländern einführt und Erzeugnisse des Gewerbefleißes, Gewebe, Maschinen und Werkzeuge, ins Ausland sendet. England ist Industriestaat. Deutschland war früher Ackerbaustaat und ernährte seine kleine Bevölkerung von eigenen Landesprodukten. Als seine Bewohnerschaft wuchs, änderte sich die Sache; es wurde auch ein Industriestaat, der für einen Teil seiner Bewohner Nahrungsmittel aus Rußland, Rumänien und Amerika bezog und dafür an jene Länder Industrieerzeugnisse abgab. Deutschland und Rußland ergänzten sich also in wirtschaftlicher Beziehung; dagegen können wir mit England gar leicht in Unfrieden kommen, wenn unsere Ausfuhr die seine schädigt. Als wir nun mit unserer wachsenden Industrie, unserem Handel, unserer Flotte und unseren Kolonien gar scharfe Mitbewerber um den Weltmarkt wurden, fingen die Briten an, Deutschland zu fürchten, zu Possen, zu schädigen und »einzukreisen«, was alles zum Weltkriege führte.

Auch Industrie kann nicht überall in gleicher Weise betrieben werden; sondern es sind dabei drei Grundbedingungen zu beachten: die Verfügbarkeit über Rohstoffe, Triebkräfte und gute Verkehrslage. Der deutsche Westen hat viel Bodenschätze (Kohle, Eisen usw.), Sees-, Fluß- und Schienenwege in der Nähe, dazu eine starke Bevölkerung, also Arbeitskräfte. Dort herrscht die Industrie vor. Unser Nordosten (Pommern, Posen, Preußen) ist arm an solchen Erdschätzen und betreibt meist Landwirtschaft. Unser Schlesien ist teils mehr landwirtschaftlich eingerichtet (Mittel, und Niederschlesien), teils mehr industriell wie Oberschlesien und unser Gebirge. So können sich die schlesischen Landschaften gegenseitig aushelfen; unser Industrie-Kreis Hirschberg holt sich viele landwirtschaftliche Erzeugnisse aus den Kreisen Jauer, Schönau, Goldberg, Liegnitz und Löwenberg. Infolgedessen haben wir in Hirschberg die Marktpreise immer etwas höher als anderswo, und die Abtrennung des kleinen Kreises Schönau, der früher mit dem Hirschberger zusammen eine gemeinsame Kreisverwaltung hatte, ist insofern nachteilig für unser Hirschberger Tal geworden, als uns durch die Teilung die Versorgung mit landwirtschaftlichen Produkten aus der Schönauer Gegend in der Kriegszeit erschwert wurde.

Die Veränderung, die bei uns die Großindustrie brachte, war gewaltig und hat mancherlei Nöte und Erregungen hervorgerufen, zunächst zwischen der Landwirtschaft und der Industrie. Als 1810 mit der Gewerbefreiheit auch die letzten Reste des mittelalterlichen Zwanges der Stadtwirtschaft und der Zünfte aufhörten, konnte jeder ein beliebiges Gewerbe treiben. Das Handwerk auf dem Lande fügte sich in das ganze Wirtschaftsleben ohne Störung ein. Ein Mangel wurde aber bald bemerkbar, als auf dem Lande größere Betriebe entstanden, die eine größere Bewegungsfreiheit brauchten. Diese Mißstände fühlte z. B. Fabrikbesitzer Schlöffel in Eichberg, der sich von der Benutzung von Wegen und Brücken durch die Eichberger Gutsherrschaft zu sehr beschränkt fand, und dem das Berieselungsgesetz in der Benutzung von Wasserkräften drückende Schranken zog. Bitschriften an die Behörden nützten ihn nichts, und eine Vertretung industrieller Kreise gab es bei der Regierung ebenso wenig wie eine für Bauern und Arbeiter. Eine Änderung erfolgte nach 1848, als der König in der neuen Verfassung den Landtag schuf, in dem auch neuere Stände und Berufe ihre Vertretung finden konnten. Da nun die Industrie so mächtig wuchs, drängte sie die Landwirtschaft zurück. Durch den Zug in die Industriegegenden wurden der Landwirtschaft Arbeitskräfte entzogen und verteuert. Die Landwirtschaft konnte ihren Arbeitern so manche Annehmlichkeit nicht bieten wie die Industrie. Andererseits brauchte die Industrie große Mengen Nahrungsmittel für ihre Arbeiter vom Auslande, und da dies billiger lieferte als das Inland, wurden dem Landwirt die Preise gedrückt und der Erwerb erschwert. ·

Nun regte sich in der Landwirtschaft eine Gegenbewegung, die eine wirtschaftliche und politische Erstarkung bezweckte, das Agrariertum. Dadurch nahm auch die Landwirtschaft einen neuen Aufschwung. Man erkannte, daß man mit fortschreiten müsse; mit der von den Urvätern ererbten Art der Bodenbewirtschaftung ging es nicht weiter. Durch die Befreiung von den gutherrlichen Lasten wuchsen dem Bauer bald die Flügel zum Aufstiege. Die Technik lieferte ihm neue Werkzeuge und Maschinen zur Bearbeitung des Bodens, die ihm nun leichter, schneller und erfolgreicher von der Hand ging. Nur die höheren Lagen und die engeren Verhältnisse der kleinen Wirtschaften vermochten den Segen dieser Neuerungen nicht zu erlangen. Auch die Wissenschaft diente dem Bauer. Geologie und Chemie belehrten den Landwirt über die fehlenden Stoffe des Bodens, die ihm also im Dünger zugeführt werden mußten; die Biologie klärte den Bauer über das Leben des Pflanzenkörpers auf und über die Wahl der Anbaugewächse. Wissenschaftliche Institute und landwirtschaftliche Schulen, höhere und niedere, verbreiteten gute Kenntnisse in der Bauernschaft. In Schulen, Zeitungen, Vereinen belehrten sich nun die Landwirte gründlich über das, was zum erfolgreichen Betriebe einer Landwirtschaft gehört. Musterwirtschaften und Wanderlehrer regten auch kräftig an. So wuchs die landwirtschaftliche Produktion zu erstaunlichen Leistungen. Spar- und Darlehnskassen, sowie Genossenschaften anderer Art unterstützten dies Streben, förderten kaufmännische Kenntnisse, kaufmännisches Denken und Handeln auch beim Landwirt. Er lernte rechnen und die Geschäftslage beachten. Im politischen Leben griff der Landwirt ein und erlangte eine ihm günstige Gesetzgebung durch die Bemühungen des Bundes der Landwirte. Eine hoch entwickelte Landwirtschaft vermochte es vor dem Weltkriege, den größten Teil der deutschen Bevölkerung zu ernähren. Handelsverträge und Schutzzölle schufen das rechte gedeihliche Verhältnis zu den Nachbarstaaten.

Die Großindustrie stellte Arbeitgeber und Arbeitnehmer einander gegenüber, den Unternehmer dem Arbeiter, das Kapital der Arbeitskraft. Zwar müssen beide zusammenwirken, wenn das Volkswohl gedeihen soll, aber es muß das rechte Verhältnis obwalten zwischen beiden. Dem Weber hatte das Kapital gefehlt, und er war in Not geraten. Als aber das Großkapital den Fabrikbetrieb einführte, da bekam auch in unserer Heimat jeder Arme seine Arbeit und sein Brot. Doch wirft jedes Licht seinen Schatten. Der Kampf zwischen Handwerk und Maschine hatte ans Handwerksmeistern und Gesellen Arbeiter gemacht. Konnte der Handwerks Mann in seinem kleinen Betriebe ein Werkstück von seinem Anfange bis zu seiner gebrauchsfertigen Vollendung sich entwickeln sehen und am Entstehen und Gelingen seine lebhafte Freude empfinden, so war dagegen der Arbeiter im Fabrikbetriebe meist an eine kleine Teilarbeit gebannt, die ihm zwar bis zur höchsten Vollendung gelang, viel besser vielleicht wie dem Handwerker, die ihm aber bei ihrer massenhaften täglichen

Wiederholung bald langweilig, interesselos und seelenlos erschien und seine Freude am Gelingen verhinderte. Dazu kam die Anstrengung, der Lärm, der Staub, das Gefühl, hier nur ein unpersönliches Ding, wie ein Rädchen in der Maschine zu sein. Das drückte den Menschen herab. Er arbeitete oft nur seine Stunden, seinen Tag ab und war froh, wenn er dem Fabriklärm entrinnen konnte. Die seelenlose Arbeit wurde ihm zur Last.

Ihr entsprach nicht der Lohn, der ihm oft nur eine ganz geringe Lebenshaltung gewährte, namentlich bei starker Familie. Da arbeitete die Frau mit, war auch abends müde und verdrießlich, konnte dem Manne oft das Haus nicht angenehm gestalten, entweder vor Erschöpfung oder aus Mangel an den einer Frau so nötigen hauswirtschaftlichen Kenntnissen. Die Kinder wuchsen oft heran ohne rechte Erziehung, ferne den Eltern, auf der Straße, denen dann Vater und Mutter oft gleichgültig wurden. So bot auch das Familienleben gar manchmal saure Last ohne Freude. Kam nun Krankheit, so daß der Verdienst wegfiel, oder Unfälle, sowie kraftloses Alter, so war die Not, das Elend riesenhaft und ebenso die Hilflosigkeit in dieser Lage. Und wer kümmerte sich dann um die Armen? Oft fanden sie Hartherzigkeit, Erbarmungslosigkeit. Der Fabrikherr, der Arbeitgeber konnte sich nicht kümmern um den armen Mann, den er ja meist gar nicht persönlich kannte. Wer kann sich in diese Lage hineinversetzen? Wer kann, wenn es ihn persönlich trifft, dabei ruhig und gerecht denken?

Und nun waren es oft Tausende, die in solche Lage kamen. Durch diese Verhältnisse wuchs die Unzufriedenheit, der Verdruß, und die gegenseitige Aussprache, ja oft auch Aufhetzung, erzeugten noch mehr Verbitterung. Da erstand die Arbeiterbewegung, die unter dem Namen der Sozialdemokratie bekannt wurde. Sie entsprang dem Gedanken der Selbsthilfe, die ganz natürlich ist, und sie bezweckte Besserung der Lage des Arbeiterstandes: Besserung der Löhne, der Lebenshaltung, der Arbeitsverhältnisse usw. Erschwerend trat hinzu das Unvermögen vieler, die beim mechanischen Schaffen das Denken verlernten, und die Lehren großer Geister aufnahmen, ohne sie innerlich verarbeiten zu können.

Doch hat sich die Gesetzgebung der dringendsten Notlage des Arbeitenden angenommen. Gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts wurden die Krankenkassen, die Unfallversicherungen der Berufsverbände und die Alters- und Invaliditätsversicherungen geschaffen, die dem Arbeitsunfähigen das Nötigste zur Unterhaltung seines Lebens boten. Es ist selbstverständlich, daß eine Bewegung, die eine große Erbitterung über angetanes Unrecht auslöst, leicht über das Ziel hinausgeht. Das sahen wir an der agrarischen, wie an der sozialistischen Bewegung. Nur gegenseitige Verständigung durch Einfühlen in des Gegners Lage und Überbrückung der Klüfte können hier helfen.

Eugen Füllner, ein Vater der Arbeiter.

Um 1850 gab es im Hirschberger Tal schon mehrere Papierfabriken, die mit Wasserkraft betrieben wurden. Doch war es damals sehr umständlich, eine Papiermaschine ausbessern zu lassen, weil es in der Umgegend noch keine dazu geeignete Werkstatt gab. Da kaufte ein Mann, namens Heinrich Füllner, 1854 in Herischdorf ein Häuschen und richtete eine Reparaturwerkstatt für Papiermaschinen ein. Der Betrieb war zuerst einfach handwerksmäßig, denn Füllner begann ihn nur mit einem Schraubstock und einer Drehbank. Bald aber mehrte sich die Arbeit so, daß der Betrieb vergrößert und durch Metallgießerei, Schmiede und Spindelpresse ergänzt werden mußte. Um 1870 schon konnte die Fabrik kleinere Papiermaschinen ganz neu- und größere umbauen. Der Krieg und die Gründerjahre schufen schwere Sorgen; doch dem Vater konnte 1877 ein tüchtiger Sohn zur Seite treten, der bis zur völligen Uebernahme 1889 eine gute Stütze war. Die Fabrik hatte sich immer mehr entwickelt und beschäftigte 1880 schon 22, 1887 aber 69 Arbeiter.

Eugen Füllner hatte sich nach dem Besuch des Gymnasiums und nach Vollendung einer vierjährigen Lehrzeit beim Vater in der Ferne tüchtige technische Kenntnisse erworben, mit denen er das väterliche Werk weiter förderte. Er baute große Kraftanlagen, die mit Wasserkraft, Dampf und Elektrizität betrieben wurden, und legte Modelltischlerei, Dreherei, Fräserei, Hobelei und mehrere andere Werkabteilungen an, wozu 1913 noch ein Montiersaal für Papiermaschinen kam. 1914 verfügte das Werk schon über 800 Beamte, Angestellte und Arbeiter. Es wurden sämtliche Maschinen und vollständige Einrichtungen für Papier-, Karton-, Puppen-, Zellulose- und Holzstofffabriken bei Füllner angefertigt und in alle Länder Europas, auch nach Asien und Amerika geliefert. In den zehn Jahren bis 1892 vollendete die Fabrik 67 Papiermaschinen, bis 1902 aber 117 und bis 1914 schon 214 solche Maschinen. Die Füllnermaschinen waren vollkommen gearbeitet und erlangten auf allen Ausstellungen Preise. Der tüchtige Chef des Werkes, Eugen Füllner, wurde 1900 Kommerzienrat, 1910 Geheimer Kommerzienrat, erhielt 1908 beim fünfzigjährigen Jubiläum seines Werkes den Roten Adlerorden und bei seinem 60. Geburtstage 1913 die Ernennung zum Ehrendoktor der Technischen Hochschule in Breslau.

An dem Aufsteigen dieses Mannes hat aber nicht nur seine technische Tüchtigkeit und Umsicht Anteil, sondern auch sein Verhalten zu den Arbeitern. Er ist ihnen ein Vater gewesen und hat seinem Werk einen festen Stamm guter Arbeitskräfte gesichert, auf die er sich verlassen konnte. 1919 arbeiteten in den Füllner-Werken 4 Arbeiter über 40 Jahre, 10 Arbeiter länger als 35, 16 Arbeiter über 30, 46 über 25 und 122 Leute länger als 20 Jahre. Die Füllnerschen Arbeiter wissen aber auch, warum sie so aushalten; Eugen Füllner hat stets mit guter sozialer Fürsorge gewirtschaftet und nicht

nur auf sein eigenes, sondern auch auf das Wohl seiner Arbeiter geachtet, und beide Teile haben sich dabei stets gut gestanden.

Die Arbeiter-Unterstützungskasse des Werkes hatte 1914 ein Vermögen von 60 000 Mk. und zahlte in besonderen Notfällen bis 1918 Unterstützungen von insgesamt über 27 000 Mk. an Arbeiter oder deren Frauen aus. Die Leistungen Füllners außerdem an Unterstützungen für Kriegerfamilien des Wertes betrugen bis 1918 die Summe von 256 000 Mk.

Die Eugen-Füllner-Stiftung mit einem Vermögen von 75 000 Mark unterstützte Beamte, die nicht pensionsberechtigt waren, in Fällen besonderer Not.

Ein großer Speisesaal ist für Beamte und Arbeiter während der Arbeitspausen geöffnet und gewährt ihnen Speisen und Getränke zu mäßigen Preisen. Eine Volksküche liefert jeden Mittag 200 Liter Essen. Das Werk hat eine eigene Selterwasserfabrik, die für 10 Pfg. zwei Flaschen Selterwasser oder eine Flasche Limonade liefert. Eine Bücherei bietet den Arbeitern gute Unterhaltung.

Die Füllnerkolonie enthält 12 Wohnhäuser mit genügenden Räumen für zahlreiche Arbeiterfamilien; ferner sind acht Beamtenwohnhäuser vorhanden. Das Häuschen, in dem der Vater des Geheimrats Füllner sein Werk klein anfing, ist zu einem Kinderheim ausgestaltet worden und hat einen Spielgarten für die Kleinen. Hier finden unter der Obhut einer Schwester die Kinder vor dem Schulalter Aufnahme, wenn die Eltern sich ihrer nicht annehmen können.

In einer Badeanstalt in massivem, dreistöckigem Gebäude befinden sich im Erdgeschoß zwölf Brausebäder und im ersten Stock acht Zellen für Wannenbäder. Die Benutzung der Einrichtung ist für die Arbeiter, sowie für deren Familienglieder kostenfrei. Diese Einrichtung ist von großem Vorteil für die Gesundheit der Arbeitenden, die sonst schwer Gelegenheit finden, sich ein Bad zu verschaffen.

Auch der Füllnerpark mit dem Blockhause darin ist ein schönes Zeugnis von seines Schöpfers Fürsorge für die von ihm abhängigen Menschen, für seinen Natursinn und seine Heimatliebe.

Das Hochwasser im Jahre 1897.

In manchen Jahren ist nicht die Zeit der Schneeschmelze die der Hochwassergefahr, sondern der Sommer. Bringt der Nordwestwind reichlich Regenwolken mit, die er in den Gebirgstälern aufwärts treibt, füllt sich das Hirschberger Tal mit großen Wolkenmassen. Sie werden von den Kämmen auf allen Seiten am Entweichen gehindert, müssen an den Berghängen hoch steigen und gelangen in kältere Luftschichten, wo sie sich stark abkühlen und dann sich ihrer Wasserlasten entledigen. Es regnet dann in Strömen, es fallen Wolkenbrüche. Früher nahmen dichte Wälder die Wassermassen auf und führten sie langsam zu Tale. Die starken Abholzungen aber, die vielen Gebirgswege und ihre Seitengräben lassen jetzt den Fluten

freien Lauf, und sie sind schnell im Tale, füllen Rinnale und Bäche, und Zacken, Heidewasser, Lomnitz, Eglitz und Fischbach führen ihre Wogen dem Bober zu, der seine Fluten rasch über die Ufer strömen läßt. Bald ist das Tal ein See. Doch auch die reißenden Berggewässer mit den niedrigen Ufern und den Betten voll Geröll sind bald überfüllt und zerstören Anbauflächen, Wohnhäuser, Vorrats- und Fabrikgebäude. Da entsteht unendlicher Schaden!

Eine solche Hochflut erlebten die Bewohner unserer Täler am 29. und 30. Juli 1897. Im Tal war die Ernte, die großenteils vernichtet wurde, und im Gebirge der rege Sommerverkehr die Einnahmequelle der Bergbewohner, die nun infolge der Flut versiegen mußte. Dazu kam das Hochwasser in der Nacht, so daß es die Menschen völlig überraschte. Die Täler des Zackengebietes von Hermsdorf und Giersdorf an, das Lomnitztal von Arnsdorf an und das Bobertal von Kupferberg bis in die Sattlerschlucht bildeten einen ungeheuren See, der am Viadukt 7 Meter tief war. Die reißende Kraft der Wassermengen nahm Brücken, Stege und Ufermauern weg, rollte Felsblöcke fort, riß Häuser ein und veränderte weithin das Gelände. Garben, Holz, Sand, Dachziegel, Eisen, Maschinenteile, Möbel, Betten, Kleider kamen angeschwommen. Auch der Verlust einiger Menschenleben war zu beklagen.

In Hirschberg waren die Mühlgrabenstraße, die Zapfen- und Äußere Burgstraße, die Sechsstätte und der Sand völlig unter Wasser gesetzt. Die Leute mußten Keller- und Erdgeschoßräume verlassen; Mühlen, Fabriken und andere Arbeitsstätten waren zerstört oder stillgelegt, weil die Arbeiter nicht herankonnten. Alles, was Hände hatte, lief zur Rettung; die Feuerwehr und das Jägerbataillon, Pioniere aus Glogau wurden zur Hilfe herbeigerufen. Die 17 000 Bewohner Hirschbergs beklagten einen Schaden von 434 000 Mk. und die Stadtgemeinde einen von 3000 Mk. Dabei war in Hirschberg kein Haus zerstört wie an vielen Orten.

Der Jäger Dunkel vom hiesigen Jägerbataillon rettete ein Kind aus der Flut, ist aber selbst bei seinem Rettungswerk ertrunken. Er war der einzige Sohn eines Zimmermeisters in Görlitz und wurde in seiner Vaterstadt unter allgemeiner Beteiligung der Bürgerschaft und eines großen Teils vom Bataillon und des gesamten Offizierkorps bestattet. Seine Unglücksstätte ziert ein Denkmal.

In den Sommerfrischen sah es traurig aus. Die Häuser nahe an den Bächen waren zerstört, hab und Gut war vielfach verloren, die Fremden waren fort und Einnahmen nicht mehr zu erhoffen. Da setzte eine allgemeine Liebestätigkeit ein, um die Verunglückten zu unterstützen. Es wurden Sammlungen an Geld und Kleidern veranstaltet. Der Kaiser und die Kaiserin kamen an die Unglücksstätten. Die Gesetzgebung sorgte dafür, daß weitere Unglücksfälle solcher Art so viel als möglich verhindert oder abgeschwächt werden sollten. Die Bachläufe wurden geregelt, geradegesetzt, von Geröll gereinigt und in Terrassen fest ausgebaut. Man erhöhte und befestigte

die Uferränder durch Mauerwerk oder Anpflanzung von Weidengesträuch u. dergl. Geröllfänge sollten die Geröllmassen aufhalten, Stauweiher die Fluten anstauen und allmählich ablassen. An der Lomnitz, am Zacken und am Heidewasser baute man große Staubecken, die seither die Hochfluten regeln. Auch eine große Talsperre wurde am Bober oberhalb Mauer errichtet, um die Wassermassen aufzuhalten.

Die Talsperre bei Mauer am Bober und das elektrische Licht- und Kraftwerk.

Die Talsperre bei Mauer liegt zwar außerhalb der Grenzen unseres engeren Heimatgebietes, des Hirschberger Tales, und ist zum Schutz der unterhalb von ihr liegenden Ueberschwemmungsgebiete da; doch wirkt ihre elektrische Lichts und Kraftanlage auch für das Hirschberger Tal, und das ganze Werk ist ein Gegenstand des lebhaftesten Interesses auch für unsere Gegend, wird von den Bewohnern der engeren Heimat viel besucht und ist ein so sprechender Beweis für die soziale Fürsorge des Staates, für die Höhe wissenschaftlicher Forschung und den hochstand der Technik und der Baukunst, daß eine Darstellung von alledem auch an dieser Stelle nicht fehlen darf.

Eine Talsperre war für unser Gebirge etwas ganz Neues und Unerhört. Wie könnte man ein Bauwerk errichten, das den gesamten Wasserfluten unseres Riesengebirges trotzen sollte? Wer könnte die Massen der Sintflut schätzen, die das Hochwasser von 1897 zu Tal führte? Ja, noch mehr! Wer könnte die Wucht dieser Flut berechnen und sie aufhalten? Und doch hat die alles genau erforschende, kühl rechnende Wissenschaft das Wunder vollbracht. Das Niederschlagsgebiet des Bobers beträgt etwa 1200 qkm und kann auf der Karte genau festgestellt werden, wenn man die Wasserscheiden des Bobers mit seinen Quellbächen bis zum Einfluß der Kemnitz genau verfolgt. Es sind ungefähr die Gebiete der Kreise Landeshut und Hirschberg. Die Wetterbeobachtungsstellen haben durch Jahre genau festgestellt und aufgezeichnet, wieviel Wasser zu den verschiedensten Zeiten auf eine gewisse kleine Fläche in einem bestimmten Zeitraum vom Himmel herabrinnt. Eine ungefähre Feststellung der Flutmenge und somit auch ihrer Stoßkraft ist also möglich. Das ist ein Sieg der Wissenschaft über die Natur.

Kennt man nun des Riesen Kraft, so heißt es weiter, sie zu bannen. Diesen Sieg errangen Technik und Baukunst. Es galt, dem Riesen Bober an einer Stelle beizukommen, wo hohe Berge rechts und links auch seine höchste Flut nicht seitlich ausweichen lassen, und wo die Kraft des ersten Anstoßes in einer Krümmung seines Bettens schon abgeschwächt ist. Eine solche Stelle fand sich etwa eine Viertelstunde oberhalb des Dorfes Mauer, wo unser Wasserriese seinen Stoß an dem festen Gestein des Schloßberges bricht. Hier mußte man einen Querschnitt durch das Bobertal zeichnen und

daran die Fläche messen, die eine Hochflut davon bedecken würde. Diese Schnittfläche der Hochflut macht die Berechnung ihrer Druckkraft gegen die Sperrmauer möglich, und nun konnte der Wasserbaumeister berechnen, wie stark sein Mauerwerk an der Talsperre gebaut werden müßte.

Ein besonderes Kunststück war nun wieder der Bau selbst. Wie bringt man den fortwährend fließenden wasserreichen Bober fort aus seinem Bett? Wie hindert man ihn, wenn er einmal unbändig wird, an der Zerstörung des angefangenen Werkes? Diese und tausend andere Fragen sind zu beantworten. Die Umleitung des Bobers war die erste Aufgabe, um den Baugrund trocken zu legen. Ein fast kreisrunder Tunnel zur Ableitung des Bobers von 9 Meter Breite und 7 Meter Höhe wurde durch das feste Gestein des Schloßberges gebohrt. Gleich unterhalb der Ablenkungsstelle baute man das Umleitungswehr und oberhalb der neuen Einflußstelle ins alte Boberbett einen Rückstaudamm, der ein Zurückspringen reicher Wasserfluten in den trockengelegten Laufteil hinderte. Zugleich wurde der Straßen- und Eisenbahnbau gefördert zur Heranschaffung von Baumaterial, und ferner erbaute man die nötigen Holzbaracken zur Lagerstätte und Verpflegung der Arbeiter. 1904 bis 1907 wurden diese Vorarbeiten erledigt, wobei ein Hochwasser 1906 das Umleitungswehr, das noch unfertig war, teilweise zerstörte.

Nun erst konnte man (1908) an den Bau der Sperrmauer herangehen. Da ein solches Riesenbauwerk sehr schwer ist, drückt es jeden andern Grund als den unzerstörbaren Naturfelsen ein. Man mußte deshalb das Flußbett und die Ränder an der Baustelle so tief ausschachten und aussprengen, bis der feste Felsengrund erreicht wurde. Am 8. Juni 1908 war das Werk bis zur feierlichen Grundsteinlegung gefördert. Der Oberpräsident der Provinz Schlesien, die den Bau ausführte, sagte bei seinen drei Hammerschlägen die Weiheworte:

„Wehre des Wassers verderbenbringender Macht,
Mehre der Gottesgabe segenbringende Kraft –
Zeuge kommenden Geschlechtern von der Väter
treuer, vorsorgender Tat!“

Nachdem der Bober 1909 im Juli sein Widerstreben noch einmal durch Überfluten der Sperrmauer gezeigt hatte, konnte bis 1912 der Bau ungestört vollendet werden. In vier Jahren vollführten 250 Maurer und 550 Arbeiter das Mauerwerk, zu dem 254 000 Kubikmeter Bruchsteine verwendet wurden.

Die Sperrmauer ist von der Betonsohle bis zur Krone 62 Meter hoch und an dieser 280 Meter lang. Sie ist wie ein umgelegtes Gewölbe im Bogen über den Fluß geführt und stellt seine ausbauchende Seite dem Wasser entgegen. Das Mauerwerk ist am Grunde reichlich 50 m und an der Krone 7 m dick. Unmittelbar unterhalb der Sperrmauer ist das Kraftwerk errichtet, zu dem vier Kraftrohre durch die Mauer geleitet sind. In dem Werk sind vier

Turbinensätze zu je 1500 Pferdestärken bei mittlerem Wasserstande aufgestellt, die die rohe Gewalt des Bobers in nutzbringende Kraft umwandeln. An der rechten Seite des Flusses liegt ein Gebäude, unter dem die Schieber, mit denen man den Wasserabfluß regeln kann, in die drei Grundablaßrohre führen. Zwei solcher Rohre gehen auch durch die Sperrmauer hindurch. Ein Überlaufwehr mit hohen Seitenwänden hinderte ein Überfluten der Sperrmauer auf der linken Flußseite. Bei großer Flut füllt sich dieses Becken und entleert seine Wassermenge in einem prächtigen Wasserfall neben der Sperrmauer. über die Mauer hinweg führt die Straße von Mauer nach Riemendorf.

Die Talsperre hat den Zweck, die Boberflut zu regeln. Durch die fünf Grundablaßrohre kann durch Öffnen und Schließen der Schieber so viel Wasser abstoßen, als die Verwaltung für zweckentsprechend hält. In trockenen Zeiten wird nur wenig Wasser abgelassen, um den nötigen Druck für den Betrieb des Elektrizitätswerkes zu behalten. Bei Flutzeiten kann man alle fünf Röhren voll abführen, wodurch das Boberbett unterhalb der Sperrmauer gerade ufervoll wird. 50 Millionen Kubikmeter faßt die Talsperre und staut einen See von beinahe 1000 Morgen (genauer 240 Hektar).

Der ganze Bau der Talsperre mit dem dazu nötigen Grunderwerb kostete 8,3 Millionen Mark, wozu der Staat (Preußen) vier Fünftel und die Provinz, die auch noch die Kosten des Elektrizitätswerkes zu tragen hatte, ein Fünftel beisteuerte. Diese betrugen 2 Millionen Mark. Das Lichts und Kraftwerk erzeugt Elektrizität, die in einem Leitungsnetz nach 14 Städten und weit über 150 Landgemeinden geführt wird, wo sie als Triebkraft für allerhand Maschinen in der Landwirtschaft, im Handwerk, auch in Fabriken und zur Beleuchtung gebraucht wird. Auf diese Weise hat die Provinz Einnahmen zur Deckung der Unkosten der Talsperre. Der Nutzen dieses Werkes besteht also nicht bloß in dem Schutz gegen Wasserfluten, sondern es spendet auch Licht und Kraft.

Durch Verbindung der beiden Werke in Marklissa und Mauer wird ein Leitungsnetz geschaffen, das die Kreise Hirschberg, Löwenberg, Lauban, Schönau, Goldberg-Haynau und Bunzlau umfaßt. Schon vor dem Kriege wurden bestimmte Bahnstrecken für elektrischen Betrieb ausgebaut, und jetzt fahren viele Züge mit elektrischer Kraft, wodurch die teure und nach dem Verluste an Kohlengruben in Ober-Schlesien so seltene Kohle erspart werden kann.

Der Vernichtungskampf gegen die Laboranten.

Kampf bis zum Tode gibt es nicht nur im Felde vor dem Feinde; leider tobten Kämpfe auf Leben und Tod gar oft auch zwischen den Gliedern eines Volkes im wirtschaftlichen Ringen. Unsere Heimat sah das Todesringen im Wirtschaftsleben von den Spinnern und Webern gegenüber dem Maschinenbetriebe im Leinengewerbe,

wie zwischen dem blühenden Schmiedegewerbe des Tales und der fabrikmäßigen Eisenindustrie. So rangen auch miteinander das altehrwürdige Laborantengewerbe und die im Hirschberger Tale erstehenden Apotheken. Es war kein Wunder, daß auch in diesem Kampfe der Fortschritt siegte.

Im Jahre 1740 wurde die Zahl der Laboranten, die ihr Gewerbe ausüben durften, auf 30 festgesetzt. Wenn von nun an ein Lehrling seine Prüfung bestanden hatte, mußte er auf die Erteilung der Gewerbeerlaubnis durch die Regierung warten, bis einer dieser 30 Berechtigten gestorben war. 1797 war die Zahl derselben auf 27 gesunken. Davon wohnten 18 Angehörige der Laborantenzunft in Krummhübel, zwei in Arnsdorf, zwei in Steinseiffen und fünf in anderen Orten. Es lag die Gefahr vor, daß sich die Kenntnis der geheim gehaltenen Rezepte weiter verbreitete, weshalb der Kreisphysikus den zunftmäßigen Zusammenschluß der Laboranten veranlaßt hatte. Man wollte einer Verbreitung des Gewerbes über das Gebiet der Grundherrschaft Arnsdorf hinaus vorbeugen. Alle Jahre fand bei den Laboranten durch den Kreisphysikus eine Revision statt, an der ein Apotheker des Tales teilnahm.

Gar bald erkannten die Apotheker, daß die rührigen Männer gute Geschäfte machten und dadurch die Apotheken schädigten, und begannen den Kampf gegen den unbequemen Wettbewerb. 1809 verbot die Regierung das hausieren der Laboranten; sie durften auf den Jahrmärkten ihre Waren absetzen, und zwar nur im heimatlichen Regierungsbezirk Liegnitz. 1819 wurde ihnen dieses Absatzgebiet sogar auf die Märkte beschränkt, in deren Nähe ein Kreisphysikus wohnte, und 1843 verbot der König überhaupt die Ausgabe neuer Erlaubnisscheine für das Laborantengewerbe, und die sechs noch vorhandenen Glieder dieses Gewerbebetriebes sollten augenblicklich ihr Gewerbe einstellen. Sie kamen dadurch in die größte Bedrängnis und wandten sich hilfesuchend an die gute Gräfin Reden, die ihnen wohlwollte und des Königs strengen Urteilsspruch dahin abzumildern verstand, daß die noch vorhandenen Laboranten bis an ihr Ende als solche tätig sein durften. Damit war aber dem Laborantengewerbe ein Endziel gesetzt, und mit dem Tode des letzten Laboranten August Zölfel in Krummhübel war es 1884 erreicht. Auch die letzten Kräutergärtner der Gegend stellten um diese Zeit ihre Beschäftigung ein.

Zweihundert Jahre lang hatte in Krummhübel das Laborantentum bestanden und in den Zeiten, als es Ärzte und Apotheken in der Nähe nicht gab, manchem Leidenden Linderung gebracht. In volkswirtschaftlicher Beziehung angesehen, war das abgestorbene Gewerbe für das in seiner Ernährung von der Natur stiefmütterlich bedachte Krummhübel eine segensreiche Aushilfe und ein interessanter Beweis dafür, wie der Mensch die Eigenheit seiner Scholle auszunützen versteht.

Die Laboranten fertigten ihre Tropfen und Teesorten meist zu Heilzwecken, verstanden es aber auch, aus Kräutern, Früchten, Beeren, Wurzeln und Moosen wohlgeschmeckende Schnäpse zu bereiten. Einer derselben wurde in Stonsdorf gebrannt und deshalb „Stonsdorfer Bitter“ genannt. Diesen Namen behielt er auch, als die Stätte seiner Herstellung nach Cunnersdorf verlegt wurde.

Die Holzschnitzerei im Riesengebirge und die Warmbrunner Holzschnitzschule.

Das Riesengebirge ist auch eine Pflegestätte der Holzschnitzerei, zu der ein großer Holzreichtum das nötige Material bietet. Wir bewunderten schon die sorgfältige Kleinarbeit des Holzschnitzers Siegmund Kahl in Steinseiffen (1736 – 96); aber auch ein Benjamin Hempel in Warmbrunn (1797 – 1874) leistete hervorragendes. Ein bedeutender Künstler muß auch der Bildschnitzer Jakob aus Jannowitz gewesen sein, dem die Gräfin Reden die Ergänzung der nordischen Schnitzarbeiten in der Kirche Wang übertrug. An den Portalen, den westlichen Säulen und den Kapitälern der vier Säulen des Altarraumes bewies er seine Kunst. Auch das kostbare Eichenholzkruzifix auf dem Altar dieser Kirche mit all den herrlichen Einzelheiten daran schnitt Jakob. Von ihm soll ebenfalls die Arbeit an dem hölzernen Taufstein der Stonsdorfer Kirche herrühren. Das sind Zeugen der heimischen Holzschniedekunst in älterer Zeit.

In der Zeit des aufstrebenden Verkehrs scheint sich die Holzschnitzerei mehr dem praktischen Erwerbe und der Herstellung von Massenartikeln als der künstlerischen Ausgestaltung gewidmet zu haben. Im Isergebirge fertigte man Gegenstände des täglichen Gebrauches in haus- und Landwirtschaft: Leitern, Rechen, Quirle u. a. m. Die einfachen Waldsachen aus Kiechholz, wie Pfeifen, Rübezahlfürchen und Gebirgsstöcke beweisen einen geringen Kunstsinn. Im Zackental fertigte man Kinderspielzeug aller Art, wie Klappern und Andenkenartikel, wie Kästchen, Körbchen, allerlei niedliche Säckelchen, die man mit Bildern aus dem Gebirge beklebte. Die Hebung dieser Industrie auf einen höheren Kunststandpunkt versuchten die Firmen Vogel in Warmbrunn und herzig, später Keil in Agnetendorf.

Seiffershauer unternahmen es, in den Bädern Schlesiens die dort zum Verkauf ausgestellten Andenkenartikel zu studieren und ahmten sie nach. So entstand besonders die Körbchenindustrie, die vor dem Kriege eine ziemliche Höhe und Ausdehnung erreicht hatte, und die zwar als Hausindustrie, aber mit allerlei Maschinen einfachster Art betrieben wurde. Solche Körbchen gelangten in unseren Bädern und Sommerfrischen, in den Spielzeuggeschäften Hirschbergs und anderer Städte, auch in anderen schlesischen Bädern, sogar bis nach Ungarn und in die Alpen (Berchtesgaden), ja nach Amerika zum Verkauf. Der Weltkrieg lähmte diese Industrie in Seiffershau.

Eine einzige Firma hielt sich; es ist die des rührigen und geschickten Körbchenfabrikanten Adolf Becker in Ludwigsdorf, Kreis Hirschberg, der mit seiner fleißigen Gattin im engsten Hausbetriebe sich bemüht, immer neue kleine Artikel zu schaffen, um sich noch in vorgerückten Jahren, nachdem ihm das Unglück der gegenwärtigen schweren Zeit den Notgroschen raubte, auf der Höhe zu halten. Ihm ist ein guter Erfolg- und die Erhaltung seiner Firma zu wünschen.

Schon lange waren Bestrebungen im Gange, der Holzschnitzerei unserer Bergheimat wieder aufzuhelfen und ihr durch Bildung eines künstlerischen Geschmackes die Konkurrenz zu erleichtern. Im Jahr 1897 starb in Warmbrunn der Regierungsrat von Bruce, ein edler Menschenfreund. Er hinterließ der Gemeinde Warmbrunn sein bedeutendes Vermögen mit der Bestimmung, daß auf seinem Grundstück eine holzschnitzschule nach der Art der Berchtesgadener errichtet würde. Der preußische Staat, die Provinz Schlesien, der Hirschberger Kreis, der Graf Schaffgotsch und der schlesische Zentralgewerbeverein brachten Mittel auf, um die Brustestiftung zu verstärken, und 1902 wurde die Holzschnitzschule in Warmbrunn unter Leitung des Professors Walde ins Leben gerufen, die diesem Gewerbezweige tüchtige Künstler heranbilden soll. Tischler, Drechsler, Holzbildhauer finden dort eine künstlerische Ausbildung. 1913 besuchten etwa 60 Schüler die Anstalt, wovon 41 aus Schlesien, 12 aus anderen preußischen Landesteilen, 4 Reichsdeutsche und 7 Ausländer waren. Schon zeugen bedeutende Werke der Schule von ihren hohen Leistungen im Riesengebirgsmuseum, im Füllnerpark und anderswo); sie erzieht der Heimat einen Stamm von Künstlern, die auch unserer Holzschnitzerei das Leben erhalten und stärken werden.

Nach Professor Walde übernahm Professor Hüllweck die Leitung der holzschnitzschule, die jetzt in den bewährten Händen von Professor dell' Antonio liegt.

Vom Beginn des Weltkrieges bis zur Gegenwart

Überblick über den Zeitraum.

Als unser Schlesien mit seinen stillen Gebirgswinkeln der großen Welt noch wenig bekannt war, da reichten die Fäden seiner Handelsbeziehungen über das Weltmeer, und unsere Leinwand trugen damals schon die Neger, die im heißen Afrika wie in den großen Pflanzungen Amerikas als Sklaven europäischer Herren arbeiteten. Eine zielbewußt und energisch geleitete Wirtschaftspolitik Friedrichs des Großen führte die Arbeit unserer Heimat zur Blüte und Weltgeltung. Große Weltereignisse auf wirtschaftlichem, technischem und politischem Gebiet brachten uns später in tiefe Nöte, in Armut und Verzagtheit, aber eine neu einsetzende Zeit, die mit anderen Mitteln arbeitete, schenkte auch unserem Tal neuen Aufschwung. Wir wurden an das große Verkehrsnetz der Welt angeschlossen und genossen dessen Segnungen. Ein politischer Aufschwung des Vaterlandes unter Wilhelm I. und seinen großen Ratgebern Bismarck, Moltke, Roon usw. gab uns die Weltgeltung wieder und brachte uns ein Zeitalter des Glückes und des Wohlstandes. Doch rissen uns die Rachsucht eines Erbfeindes und der Neid eines großen Handelsvolkes in den Abgrund des Weltkrieges. Wir sind wieder einmal bettelarm geworden, wir, das ganze deutsche Volk. – Dieses Steigen und Fallen in der Entwicklung Deutschlands könnte uns bei oberflächlicher Betrachtung mutlos machen: wir möchten denken: Unser Arbeiten und Mühen hat keinen Zweck; die böse Welt gönnt uns das Unsre nicht. Das könnte uns veranlassen, nun die Hände mutlos und verzweifelt in den Schoß zu legen. Doch das wäre der Tod des immer noch starken deutschen Volkes. Zwar ist es unseren Ältesten, die im schwachen Greisenalter stehen und über Kräfte und Mittel zur Weiterarbeit nicht mehr verfügen, nicht zu verdenken, wenn sie heute schwachmütig werden.

Glücklicherweise aber lebt in unseren Reihen noch eine Jugend, die es mit frischer Kraft wohl wagen darf, von neuem anzufangen. Ihr gilt heute der Ruf: Auf, du frische Jugend, stütze das schwache Alter und tritt an das Werk! Dennoch geht unsere Entwicklung höher, dennoch geht es vorwärts auf der Welt. Siehst du nicht, wie die Menschheit fortschreitet? Die uns mangelnde Kohle zu Leucht- und Kraftzwecken vertritt der elektrische Strom; unsere Bahnen

werden nun mit seiner Kraft betrieben. Das Fahrrad befähigt den Arbeiter heute, weithin zur Arbeitsstätte zu kommen, und Auto und Motorrad ersetzen mangelnde Verkehrsverbindungen. Das Flugzeug befähigt uns sogar zum Fliegen, und der Schneeschuh trägt uns im Winter über weite Schneeflächen. Auch Telegraph und Telephon haben einen Schritt vorwärts getan; wir können ohne Drahtleitung in die Ferne schreiben und sprechen. Eine neue Erfindung befähigt unser Ohr, Vorträge und Konzerte aus weiter Ferne anzuhören. Es geht also vorwärts auf der Welt, und auch wir Deutschen werden weiter kommen.

Daß unsere Anteilnahme am großen Weltverkehr durch den Ring unserer Feinde unterbunden wurde, haben wir schwer empfunden; aber wir haben sie wieder errungen, wenn auch nicht in dem Maße wie vor dem Kriege. In der Lehre, die wir im Weltkriege empfingen, kann für uns ein großer Segen liegen, wenn wir sie nämlich beherzigen wollen. Der Weltverkehr raubte uns manches Gute und heimische. Wir werden wieder anfangen an dem Eisenerz bei Schmiedeberg und an den Erzen bei Kupferberg Interesse zu gewinnen und diese Gaben der Heimat zu verwerten. Wir waren auf dem Wege, in einem unverstandenen Weltbürgertum unser Deutschtum zu verlieren. Es wäre ein großer Undank von uns. unserer Heimat zu vergessen, die uns einst die Eltern gab, die uns nährte und großzog. Vergiß nicht, daß du ein Deutscher bist, und erst recht nicht, wenn dein Volk im Unglück steckt! Teilst du mit ihm das Glück, nun so mußt du auch im Unglück aushalten! Das ist deutsche Treue!

Eine Lüge fesselt uns an schwere Ketten, die uns das Diktat von Versailles auferlegte; es ist die Behauptung, Deutschland sei am Weltkriege einzig und allein schuld. Auf dieser Lüge baut sich der ganze „Vertrag von Versailles“ auf, doch schon haben Zeugen fremder Nationen diese Behauptung als unwahr erkannt und gebrandmarkt. Für uns als Deutsche besteht die Forderung, daß wir selbst nicht an diese Lüge glauben, und die Geschichte wird die Wahrheit an den Tag bringen.

Das unglückliche Ende des Krieges brachte uns eine Änderung der Staatsform, die Republik, und am 11. August 1919 trat die neue Verfassung des Deutschen Reiches in Kraft. Sie bestimmt: „die Staatsgewalt geht vom Volke aus.“ Damit bietet sie jedem deutschen Staatsbürger, der das gesetzliche Alter dazu hat, das Recht, an der Regierung Anteil zu nehmen, fordert aber damit von ihm eine ernste Pflicht, nämlich die, sich die rechte Reife zur Ausübung dieser Pflicht zu erwerben. Dazu gehört das gegenseitige Verständnis aller Volkskreise untereinander, um zur festen Einigkeit im Volk zu gelangen, ohne die eine starke Landesregierung unmöglich ist „Arbeiten und nicht verzweifeln“ heißt es für uns. Jeder muß auf seine Mitmenschen Rücksicht nehmen. Die neue Freiheit fordert von uns allen eine starke Selbstbeherrschung.

Unsere Heimat im Weltkriege.

Zwei große Völkerverbände standen seit Jahren in Europa einander mißtrauisch gegenüber: die Entente oder der Dreiverband Frankreich—England—Rußland aus der einen Seite und auf der anderen der Dreibund Deutschland—Österreich—Italien. Zum Ausbruch des Krieges war nur ein kleiner Anlaß nötig, und zwischen Gegnern ist ein solcher gar leicht gefunden. Der Mord am österreichischen Thronfolger in Serajewo brachte einen ernsten Zwischenfall in die Beziehungen Österreichs zu Serbien. Vier Wochen darauf erklärte Österreich den Krieg. Rußland, das hinter Serbien stand, bedrohte unsere Grenze, ebenso Frankreich, wodurch Deutschlands Kriegserklärung herausgefordert wurde, die am 1. August 1914 erfolgte.

Die am 2. August beginnende Mobilmachung brachte auch in unserer Bergheimat eine große Bewegung in das friedliche Leben. Die Sommergäste verließen sofort ihren Erholungsausenthalt: denn in den meisten Familien gab es nun Vorbereitungen zur Absendung eines Gliedes zum Heere. Manchmal traf der Befehl zugleich mehrere Köpfe eines Hauses. Sehr viele, namentlich jüngere Männer, traten freiwillig in den Kriegsdienst. Da galt es, im Familienrat zu besprechen, vorzubereiten, für die Weiterführung der Erwerbsbetriebe zu sorgen oder dieselben zu schließen. Dann kam ein schwerer Abschied von lieben Anverwandten; denn Väter, Söhne, Brüder und Verlobte mußte man für das Vaterland ziehen lassen, und die Sorge für Haus und Erwerb blieb schwachen Frauen, Schwestern, Töchtern, unerwachsenen Kindern oder alten gebrechlichen Großeltern überlassen. Auch Mädchen und Frauen zogen als Krankenschwestern oder Pflegerinnen mit ins Feld. Da diesmal nicht nur das stehende Heer und die Landwehr, sondern auch der Landsturm aufgeboten wurde, sah man gleich, daß es sehr ernstlich aussah in dem beginnenden Kampfe.

So kamen denn in den ersten Augusttagen die Kämpfer in Scharen zur Kreisstadt gezogen und sammelten sich in den Kasernenhöfen, am Zeughause und auf dem Schießhausplatze, wo sie geordnet und zunächst in Quartieren untergebracht wurden. Da die dafür zu Gebote stehenden Räume nicht ausreichten, holten sich die einzelnen Familien die nicht untergebrachten Krieger in ihre Wohnungen und verpflegten sie. Leute, die einander ganz fremd waren, setzten sich nun freundlich zusammen und fühlten sich als Glieder einer großen Volksfamilie, die sich im Unglück, in Not und Sorge beistehen wollten. Ein großer Zug der Einigkeit, ein starkes Gefühl der Zusammengehörigkeit und eine herrliche Opferbereitschaft offenbarten sich dabei. Das ganze Volk stand da wie ein Mann!

Bald erfolgte nach einem allgemeinen Bettage des ganzen Volkes und verschiedenen ernsten Abschiedsfeiern im Beisein der Bewohnerschaft der Stadt und vieler Dorfbewohner der Auszug unserer

Hirschberger Jäger unter den feierlichen Klängen der Musik und dem Geläut der Glocken. Blutrot färbte die untergehende Sonne den Himmel und erinnerte manches bange Herz an das bekannte „Morgenrot, Morgenrot“ Am Bahnhof hielten liebevolle Frauenhände allerlei Erfrischungen für die Davonziehenden bereit, auch Blumenspenden. So fuhren Zug auf Zug die Krieger nach den verschiedensten Himmelsrichtungen den Kampfplätzen zu.

In den einzelnen Gemeinden waren die Behörden bemüht, die staatlichen Bestimmungen über die Versorgung der Kriegerfamilien auszuführen. Es wurden die Personen, die durch den Auszug der Kämpfer ihren Ernährer verloren hatten, aufgeschrieben, und sie erhielten die nötigen Familienunterstützungen. Eine Ergänzung bekamen diese bald mit der Nachweisung von Heimarbeiten an beschäftigungslose Kriegerfrauen durch den Frauenverein und den Verein Frauenhilfe. öffentliche Sammlungen vermehrten die Mittel für Unterstützungen, um in Fällen besonderer Not gewisse Familien reichlicher bedenken zu können.

Häufig kamen in den ersten Kriegsjahren die Siegesnachrichten und erregten Jubel über den günstigen Fortgang des Kampfes, und Siegesfeiern wurden veranstaltet. Die regelmäßig eintreffenden Verlustlisten und andere Nachrichten verbreiteten aber auch gar bald schwere Trauer in vielen Häusern Kunde von schweren Verwundungen verursachte lange, bange Reisen nach den Lazaretten in der Nähe der Grenzen. Was gab es da manchmal für ein Wiedersehen?

Bald brachten lange Eisenbahnzüge Massen Verwundeter in die Lazarette, die in Hirschberg, Schmiedeberg, Erdmannsdorf, Warmbrunn, Schreiberhau und Boberröhrsdorf errichtet waren. In Hirschberg bestanden außer dem Militärkrankenhaus noch Lazaretteinrichtungen im Kunst- und Vereinshaus, in der jetzigen Katholischen Volksschule, in der Villa Seidlitz und in den Baracken, die auf der Sedanwiese am Kavalierberge und auf dem Schießhausplatze errichtet worden waren. Die Freiwillige Sanitätskolonne übernahm den Transport und der Verein vom Roten Kreuz die Verpflegung der Verwundeten. Durch Liebesgaben, die man in die Lazarette spendete oder ins Feld sandte, durch Weihnachtsfeiern, Soldatenheime und ähnliche Einrichtungen suchte man den schwer Geprüften manche Freude zu bereiten. Schwächliche und unterernährte Kriegerkinder sandte man auf das Land in bessere Kost, und Flüchtlinge aus den Grenzprovinzen, namentlich die gefährdeten jungen Wehrpflichtigen aus der Provinz Posen, die sonst von den Russen entführt worden wären, brachte man in Schlesien und zum Teil im Hirschberger Kreise unter.

Bei all den Sorgen und Opfern mußten die heimischen Betriebe in der Landwirtschaft, im Handwerk und in Handel und Industrie weitergeführt werden. Die oft geringen Kräfte der Alten, Frauen und Kinder ergänzte man durch landwirtschaftliche Arbeiter aus der Stadt, später durch Kriegsgefangene. Bei der fortwährenden

Abgabe von Pferden an das Militär fehlte es auch bald an Zugtieren. Früher waren Rüben, Kartoffeln und andere Mittel zur Viehfütterung reichlich eingeführt worden. Der Mangel an solchen Bedürfnissen, der nach der Absperzung der Einfuhr sich zeigte, wurde gemildert, indem die Landwirte mehr Hackfrüchte anbauten. Auch Flachsfelder konnte man bald wieder erblicken. In den Fabrikbetrieben mangelte es ebenfalls an Arbeitskräften; hier traten weibliche Arbeiter in die Lücken. Das Fehlen der Rohstoffe wurde teilweise durch Ersatzmittel ausgeglichen.

Als 1914 der Krieg begann, war Deutschland nicht völlig für denselben gerüstet, namentlich in wirtschaftlicher Beziehung nicht. Das ist wohl einer der besten Beweise, daß Deutschland nicht den Krieg von langer Hand vorbereitet habe und besonders und allein schuld daran sei. Man hatte weder an Nahrungsmitteln noch an Rohstoffen die nötigen Vorräte beschafft, um einen langen Krieg glücklich bestehen zu können. Da halfen die raschen Heereserfolge in der ersten Zeit des Krieges, die uns große Vorräte aus den eroberten und besetzten Gebieten zuführten; sowie auch die Einfuhr über die neutralen Länder: Holland, Schweden, Norwegen und die Schweiz. Eine sparsame, haushälterische Bewirtschaftung der vorhandenen Vorräte, durch die staatliche Zwangswirtschaft geordnet, mußte deshalb Platz greifen und legte den Daheimgebliebenen manche Entbehrung auf, die unter freudiger Opferbereitschaft lange ertragen wurde; doch traten später mancherlei Mißstände hierbei ein.

Allmählich brachte die furchtbare Übermacht der Feinde durch die Stärke ihrer Heere, ihrer gewaltigen Kriegsmittel und die ihnen zu Gebote stehenden Erzeugnisse aller Welt den Kampf zum Stocken. Unsere Soldaten blieben im Felde zwar unbesiegt; aber die wirtschaftliche Erdrosselung durch den Feind warf uns darnieder. Der Kampf mußte abgebrochen werden und einem scheinbaren Frieden weichen, in dem der Krieg schamlos gegen ein Volk ohne Waffen fortgesetzt wird. Wann und wie soll er enden?

Arbeit und Wirtschaft im Kriege.

Es ist interessant zu sehen, wie sich die heimische Arbeit und unser ganzes Wirtschaftsleben im Kriege einrichtete und umstellte, um Heer und Volk zu ernähren.

Unsere Landwirtschaft bekam durch den Krieg eine recht schwere Ausgabe. Von jeher war sie bei der kargen Natur des Gebirgsbodens nicht imstande gewesen, die Bevölkerung vollständig mit Nahrungsmitteln zu versorgen, noch ehe diese unter dem Einfluß der Großindustrie so mächtig anwuchs. Nun sollten weit über 80 000 Menschen erhalten werden, trotzdem uns die Einfuhr aus überseeischen Ländern und aus Rußland abgesperrt war, und trotz all der anderen Schwierigkeiten, die der Krieg außerdem mit sich brachte. Das Fehlen der Arbeitskräfte vermochte die Landwirtschaft

mühsam auszugleichen, indem die Alten, die Frauen und Kinder mit allen Kräften ans Werk gingen und durch Hilfskräfte aus den Städten, später durch Kriegsgefangene unterstützt wurden, deren Zahl bis auf 720 stieg. Die den Betrieben durch den heeresbedarf entzogenen Pferde wurden später ersetzt durch Militärpferde, die nicht mehr für den Heeresdienst verwendet werden konnten, und durch Beutepferde. Man versuchte auch, den Zugtiermangel auszugleichen durch den Gebrauch des Dampfpfluges; der in der Ebene zur Bodenbearbeitung sehr große Verwendung findet, doch machte man damit schlechte Erfahrungen; denn im Gebirge sind die Feldstücke dazu viel zu klein, ferner ist der Boden dafür zu steinig und die Lage der Ackerflächen zu uneben und bergig. Man bemühte sich, dem Mangel an Futtermitteln, die vorher aus dem Auslande bezogen worden waren, zu steuern durch vermehrten Anbau von Futterrüben und Kartoffeln.

Außer mit diesen Nöten, die der Krieg von selber mit sich brachte, hatte die Landwirtschaft auch noch mit den fortwährend störenden Eingriffen der Kriegswirtschaft zu kämpfen. Es mußte immer wieder Schlachtvieh abgegeben werden, das als Zugs oder Nutzvieh nachher bei der Ackerbestellung oder bei den regelmäßigen Ablieferungen von Milch und Butter fehlte. Manchmal sah es aus, als ob sich sogar der Himmel gegen uns verschworen hätte; denn das Wetter war in den Kriegsjahren durchaus unnormal und störend; bald regnete es zu viel und war kalt, sodaß das Getreide litt und der Körnerertrag gering war, bald war anhaltende Dürre, die der Heuernte großen Schaden beibrachte. Einmal sogar trat der Winter mit starkem Schneefall vorzeitig ein und schädigte furchtbar die Kartoffelernte.

Da hatte unser Landwirt schwere Sorge, viel saure und unnötige oder unlohnende Arbeit. Er wetterte und schimpfte viel, und es wurde über ihn viel gewettert, aber er hielt wacker durch. Er bequemte sich auch den Verhältnissen an, lieferte z. B. seine Gerste zeitig als Brotfrucht zur Mühle, baute Lein zu Öl und Webstoffen und Hackfrüchte zu Viehfutter. So lernte er in der Kriegsnot noch manches. Not lehrt beten, denken, arbeiten und vorwärtsstreben.

Auch auf das Arbeiten und Mühen in der Industrie während der Kriegszeit lohnt es sich, einen Blick zu werfen. Rang die Landwirtschaft um die Beschaffung der nötigen Nahrungsmittel sowohl für unsere tapferen Streiter im Felde wie für die wackeren, im Wirtschaftskampfe liegenden Volksgenossen daheim, so hatte die Industrie die Aufgabe, mit Arbeitsgelegenheiten auszugleichen, wo es an lohnender Beschäftigung mangelte, trotzdem der Absatz stockte, die Gelder schwer eingingen, die Geschäftsgewinne sich verringerten und durch die Kriegswirtschaft beschnitten und nach anderen Gesichtspunkten berechnet wurden, als sie dem Gedeihen der Betriebe entsprechend sein mußten. In diesen Schwierigkeiten half die Opferbereitschaft der betreffenden Volkskreise die Erschwernisse tragen.

Am Anfange des Krieges gab es eine allgemeine Stockung in allen Gewerbebetrieben, die oft zum Stillstande führte. Die eingerichteten Facharbeiter mußten in den Kampf hinaus; die fertigen Fabrikate wurden nicht abgenommen oder konnten nicht befördert werden, weil im Interesse der Mobilmachung eine Verkehrssperre für die Beförderung von Waren eintrat. So störte auch die Absperrung zur See; es trat Mangel an Rohstoffen ein. Doch erfolgte bald die Umstellung auf die Kriegsverhältnisse. Weibliche Arbeitskräfte wurden eingestellt, Ersatzstoffe aller Art kamen auf, und für die fehlenden Bestellungen vom Auslande trat als großer Abnehmer das Reich ein, indem es sehr viel heeresbedarf abforderte. Die meisten Betriebe kamen wieder in Gang, erlangten reichlich Beschäftigung und Verdienst, und fast jedermann fand sein Brot.

Die Leinenweberei arbeitete fleißig für Heereslieferungen; die Maschinenfabriken fertigten Geschosse und andere Kriegsartikel; die Papierindustrie dagegen lieferte Papier für Verpackungen (Tüten, Kartons, Papiersäcke), Nitrierpapiere für Sprengstoffe, Pergamentpapier für kriegswichtige Betriebe, Zigarettenpapiere und solche für Lebensmittelmarken und Bezugscheine. Die noch junge Glanzfädenfabrikation, die zuerst hatte feiern müssen, schaffte nun Ersatzstoffe für Heeres- und Volksbekleidung. Die Glashütten fertigten Schiffslinsen, Beleuchtungsapparate und Militärschutzbrillen. Die Glasindustrie hatte überhaupt sehr viel Arbeit; da der Wettbewerb Frankreichs und Belgiens nun ausgeschaltet war, und die Neutralen (Schweden, Dänemark, Holland und die Schweiz) viel bestellten. Die Porzellanfabrikation war stark beschäftigt mit Lieferungen für Heer und Post.

Auch das Handwerk litt stark unter den Kriegsverhältnissen. Hier stand die Werkstatt leer, weil Meister und Gesellen im Felde waren; dort fehlte es an Arbeitskräften und Rohstoffen. Die Nahrungsmittelgewerbe gelangten ganz unter die Zwangswirtschaft. Das Fleischergewerbe litt unter der Einrichtung, daß alle Schlachtungen zum Zwecke der Uebersichtlichkeit an einer Zentralstelle stattfinden mußten. Dabei wurde die Ausbildung der Lehrlinge besonders geschädigt. Der Kleinhandel machte schwere Zeiten durch; doch besserten sich die Verhältnisse und boten bei guter Ausnutzung reichen Verdienst.

Die Zahl der Arbeitslosen war im Anfange der Kriegszeit bedeutend und konnte von den vorhandenen Arbeitsnachweisen nicht ausreichend bedacht werden. Da sorgte der Kreisausschuß für die Unterbringung von 1000 Arbeitslosen, die als Schanzarbeiter in Ostpreußen, Westpreußen und Posen verwendet wurden. 1917 wurde ein öffentlicher Arbeitsnachweis eingerichtet, der vom 1. Juli 1917 bis 1. April 1919 arbeitete. In dieser Zeit wurden ihm 3705 Arbeitsuchende und 15 958 offene Arbeitsstellen gemeldet, und er vermittelte 1631 Arbeitsgelegenheiten für männliche Personen.

Von weiblichen Arbeitskräften meldeten sich 993, und offene Stellen gab es 1756, von denen durch den Arbeitsnachweis 645 besetzt wurden.

Von der Kriegswirtschaft.

Die geordnete Arbeit aller Volkskreise zum Zweck der Lebenserhaltung aller Volksgenossen nennt man die Volkswirtschaft. Sie ist im Frieden anders gestaltet als im Kriege. Unter der Kriegswirtschaft verstehen wir demnach die für den Kriegszustand umgestellte Form der Volkswirtschaft.

Ein Vergleich zwischen der Friedens- und der Kriegswirtschaft wird die Umstellung deutlicher machen. Zu der Erhaltung des Volkslebens tritt im Kriege eine neue Arbeit, die der Beschützung des Volkes dem Feinde gegenüber. Kriegswirtschaft bringt vermehrte und erschwerete Arbeit. Außer den verhältnismäßig wenigen Soldaten, die der Heeresdienst im Frieden der Volkswirtschaft entzieht, fordert der Krieg eine viel größere Anzahl von Männern, da im Weltkriege außer der Reserve, den Ersatzmannschaften und der Landwehr auch der Landsturm aufgeboten wurde. Die Arbeitskräfte, die für die Wirtschaft im Lande verblieben, waren deshalb an Zahl sehr gering und obendrein schwach, minderwertig und weniger geübt; es waren ja meist Frauen, Kinder, Alte, Gebrechliche und wenige Facharbeiter. Diese verringerten Arbeitskräfte sollten nun eine größere Arbeit erledigen; denn das Feldheer mußte auch ernährt und obendrein mit viel Kriegsbedarf ausgestattet werden. Daher galt es eine Anspannung aller Kräfte zum Wohle des Landes und des Volkes.

Im Frieden bot auch uns Deutschen die offene Weltwirtschaft ihren Segen, indem uns die ganze Welt ihre Arbeit und deren Erzeugnisse lieferte, sodaß wir Ueberfluß an Nahrungsmitteln und Rohstoffen hatten und immer das Beste davon aus wählen konnten. Durch den Krieg wurden wir von der Welt abgeschnitten, auf uns selbst gestellt und so dem Mangel preisgegeben. Hunger nahte gar bald, und der paßt schlecht zu vermehrter Arbeitsleistung.

So drohte der Feind dem „Heimatheer“ wie dem Feldheer. Dieses war geschult für seine Arbeit, stand unter der offenen Bedrohung durch den Feind und wurde von einer wohl eingerichteten Leitung zweckmäßig zusammengehalten und geführt. Anders stand es um das Heimatheer. Wir waren wohl auf Friedensarbeit eingestellt, aber nicht auf den Krieg. Im Frieden schafft jeder für sich, im Kriege heißt es „Einer für alle“. Dieser Grundsatz ist im Wirtschaftsleben schwerer anzuwenden als im Felde.

Es haben alle unsere Berufsstände Opfer gebracht und in der Kriegsnot zusammengehalten zum Wohl des Vaterlandes; doch änderte sich dieses Verhalten, als die Begeisterung abnahm, als die Mutlosigkeit und Erschlafung kamen mit der Einsicht, der Krieg ziehe sich in die Länge und das Volk werde nicht imstande sein, bei

Not und Hunger durchzuhalten. Da war eine einheitliche Leitung auch für das Heimatheer nötig, und sie wurde vom Staate eingerichtet und hat ihre Pflicht getan, trotzdem sie sich unter den Schwierigkeiten der Kriegszeit erst organisieren mußte.

Im Kreise Hirschberg der schon in Friedenszeiten unter der Einwirkung seiner mageren Scholle Hunger Zeiten zu bestehen hatte, war die Aufgabe der Kreisverwaltung, die die Wirtschaftsleitung im Kriege übernahm, eine besonders schwere. Unser Kreis ist wegen seiner geringen Landwirtschaft, seiner starken Industrie und des im Sommer sehr bedeutenden Fremdenverkehrs ein Zuschußkreis, der von den Vorräten der Nachbargebiete abhängt. Deshalb mußte bei uns die Kriegsarbeit des Kreisausschusses eher beginnen und schärfer durchgeführt werden, als anderswo. Im Vaterlande hatte sich die Zentral-Einkaufs-Gesellschaft zur Schaffung der nötigen Mengen von Nahrungsmitteln gebildet, von der unser Kreisausschuß schon im Herbst 1914 Getreide entnahm; auch etwa 10 000 Zentner Kartoffeln besorgte er. Im Januar 1915 richtete sich die Reichsleitung auf eine längere Kriegsdauer ein und beschlagnahmte die heimischen Getreidevorräte zur staatlichen Bewirtschaftung. So trat für uns im Hirschbergers Kreise im Februar 1915 die Brotkarte auf als Zeichen der Fürsorge der Regierung für die Volksernährung. Der Kreis kaufte das sämtliche Brotgetreide an und wies jedem Einwohner einen bestimmten Anteil für eine genau bemessene Zeit zu. Gegen die Brotmarke lieferte der Bäcker das Brot und bekam bei Ablieferung der gesammelten Brotmarken die entsprechende Menge Mehl zugewiesen. Auf diese Weise war für jeden Kopf der Bevölkerung eine auskömmliche Portion Brot gesichert, die für Schwerarbeiter etwas höher bemessen war, als für andere. Später wurde die zu erwartende Getreidemenge soviel als möglich genauer bestimmt durch Erntekontrolle und Wirtschaftskarten, die der Wirtschaftsstelle viel Arbeit und dem Landwirt manche Not bereiteten. Nach und nach mußten alle Nahrungs- und Futtermittel, Leucht- und Brennstoffe, auch Bekleidungsgegenstände unter die staatliche Verwaltung genommen werden, so daß der Kreisausschuß nahezu zwanzig Geschäftsstellen im Gange hatte.

Es ist in dieser Hinsicht eine große und segensreiche Arbeit von unserer Kreisverwaltung unter schwierigen Verhältnissen geleistet worden. Manche Mißstimmungen sind dadurch, namentlich bei einsichtslosen Menschen hervorgerufen worden; doch das war unvermeidlich. Erst nachdem die Versorgung auf Marken aufgehört hatte, verbreitete sich die Einsicht, daß wir durch diese Art der Ernährung doch vor vielen Übeln bewahrt geblieben waren, die später hervortraten. Ein Mindestmaß war eben jedermann sicher. Die Not bei der vorhandenen Knappeit an Lebensmitteln schuf allerdings die sogenannte Hamsterei, die Versorgung mit Nahrung durch Umgehung des Bezuges auf Marken, und den noch schlimmeren Schleichhandel, der zur Erziehung schmählicher Gewinne die staatliche Ordnung

außer acht ließ. Die am Gebirge liegenden Orte mit Fremdenverkehr versorgten sich teilweise durch Einschmuggelung böhmischer Waren für höhere Preise. Doch hat dieser Schmuggel das eine Gute gezeitigt, daß er die Kreislieferstellen in der Versorgung der Orte mir Fremdenwirtschaft etwas entlastete. Die Kriegswirtschaft hat auch die Industrie des Kreises in schwere Fesseln geschlagen. Der Staat wurde zumeist Hauptabnehmer der Fabrikate zu Kriegszwecken und bestimmte die Preise, lieferte von seinen Bewirtschaftungsstellen aus die Rohstoffe, regelte den Betrieb durch Bestimmung der Produktionsmenge und des Verdienstes und schrieb der Betriebsleitung fast jede Einzelheit in der Herstellung vor. Daß dabei recht gewaltsame Eingriffe in das Wirtschaftsleben geschahen, ist selbstverständlich. Sie wurden vom Volk mit Geduld und Gewöhnung an staatliche Unterordnung ertragen mit dem steten Blick auf das Wohl des Ganzen.

Als aber nach Abschluß des Krieges die Nachbarstaaten meistens wieder die freie Wirtschaft einrichteten, war für Deutschland die Fortführung der Zwangswirtschaft nachteilig und mußte unser Vaterland schädigen. Für die Kriegswirtschaft mag es erträglich sein, unter solchen Fesseln arbeiten zu müssen; der Friede erforderte wieder seine freie Wirtschaftsform.

Unsere Krieger, unsere Kriegsverletzten und unsere Toten im Weltkriege.

Unvergeßlich soll uns der Dank sein, den wir unseren Kriegern schulden, die in dem größten aller Kämpfe, die das deutsche Volk zu erdulden hatte, vor dem Feinde standen. Eine lebendige Mauer bildeten sie um das Vaterland, um Heim und Herd, Weib und Kind zu schützen. Ihre Aufgabe haben sie erfüllt, so gut sie konnten und haben heldenhaft ausgehalten. Zwar konnte Ostpreußen vor dem Einmarsch des gewaltigen Russenheeres nicht verschont bleiben; aber ruhmreiche Schlachten säuberten dies Grenzland gar bald wieder. Stark bedroht war auch unsere an der Grenze liegende schlesische Heimat; doch haben treu aushaltende Kriegerscharen uns vor dem Eindringen der Feinde bewahrt. Wie viele haben von den ersten Kampftagen an alle Mühen des Krieges getragen, die tägliche Bedrohung des Lebens, besonders im Schützengrabenkampf und im fürchterlichen feindlichen Trommelfeuer, und sind oft nach mehrfacher schwerer Verwundung immer wieder an den Feind herangegangen. Wir wollen es ihnen nie vergessen, welch schweren Opfer sie für uns brachten.

Der lange, schwere Krieg schuf uns sehr viele Kriegsverletzte und Krüppel, die nun ein schweres, oft sieches Leben unter uns führen. Das ist für sie umso schwerer zu erdulden, je jünger und lebenslustiger die Geschädigten sind und je länger sie einen Körper in verminderter Gesundheit zu ertragen haben. Im März 1915 trat

ein Arbeitsausschuß für die Kriegsverletztenfürsorge der Provinz Schlesien ins Leben und gleich darauf ein Ortsausschuß für denselben Zweck in unserem heimatkreise Die Kriegsverletzten wurden von den Vertrauensmännern des Ausschusses bei Wiederaufnahme ihres Berufes oder Veränderung des selben beraten und unterstützt. Man sorgte für die Einleitung der nötigen hellverfahren und half den Verletzten mit Geld, wenn sie sich ansiedeln oder selbständig machen wollten.

Ein Kriegsblindenheim hat in unsere-n Kreise lange Zeit bestanden, wo diesen Bedauernswerten Aufnahme, Unterhaltung und Pflege geboten wurden, bis sie versorgt waren. Unsere Kriegsverletzten müssen überall unter uns fühlen, daß wir ihre für uns gebrachten Opfer anerkennen und ihnen stets hilfsbereit und dankbar sein wollen.

Allen, die lebend zur Heimat zurückkehrten, können wir zum Dank die Hand drücken, jedoch nicht den teuren Gefallenen, die im Felde den Opfer- und Heldentod starben, die uns das größte aller möglichen Opfer brachten, die Hingabe des eigenen Lebens für das Wohl des Volkes. Aus dem Kreise Hirschberg betrifft dies nahezu 2800 Männer und Jünglinge, die nach unsäglichen Schmerzen starben und draußen aus den Friedhöfen der Kampfgebiete schlummern. Nur wenige von ihnen konnten in heimische Erde gebettet werden. Sie ruhen meist in fremden Landen, und treue Kameradenhände setzten ihnen schlichte Holzkreuze auf die Gräber. Die meisten der Heimatgemeinden errichteten ihren Gefallenen Ehrendenkäler, die in Stein ge graben, die Namen der Toten vor dem Vergessen bewahren sollen. Der Kreisausschuß unserer Heimat verzeichnete in seinem Verwaltungsbericht der Jahre 1914 – 19 in langer Reihe die Toten des Hirschberger Kreises im Weltkriege. Aber damit darf es nicht abgetan sein. Wir Nachlebenden müssen sie in unseren Herzen fortleben lassen und ihren Ruhm den Kindern und Enkeln verkünden zum ewigen Gedenken.

„Vergiß, mein Volk, der teuren Toten nicht!“

Einige Kriegsleistungen der Heimat in Zahlen.

(Die Zahlenangaben sind abgerundet.)

Von den im Durchschnitt der Kriegsjahre etwa 80 000 Einwohnern des Kreises Hirschberg sind fast 16000 Mann für den Krieg ausgehoben worden. In Hirschberg wurden drei Jäger-Bataillone aufgestellt (das 5. Reservebataillon, das 16. und das 21.), das Landsturmbataillon Schrimm und die Radfahrerkompanien in Hirschberg, Grunau und Cunnersdorf, in Schmiedeberg drei Abteilungen Gebirgsartillerie, drei Gebirgsbatterien, eine Maschinengewehrabteilung und die Gebirgsabteilung Z. An Pferden lieferte der Kreis rund 900 für das Heer. Die Leistungen des Kreises an Metallablieferungen mit Einschluß der Zinnpfeifen aus den Orgeln und der Bronzeglocken

betrügen rund 103 600 Kilogramm im Werte von etwa 419 000 Mark. Die Schulen sammelten Flaschen, Altpapier, Gummi, haare, Konservenbüchsen, Obstkerne, Laub, Brennesselstengel und Buchheckern für knapp 56 000 Mk. Ähnliche Sammlungen veranstalteten einzelne Vaterländische Frauenvereine und der Kreisverein vom Roten Kreuz Der Gesamtwert der von den Goldankaufstellen des Kreises eingezogenen Bestände an Gold, Silber, Juwelen und Platin betrug etwa 157 200 Mk. Die neun Kriegsanleihen, soweit sie die Hirschberger Reichsbanknebenstelle gezeichnet hat, beliefen sich auf reichlich 96 000 000 Mk. Außerdem haben die Spar- und Darlehnkassen nach Beträgen zu den Kriegsanleihen angenommen.

Ein edler Nothelfer.

Unter den Bewohnern des Hirschbergers Tales, die in der Kriegs- und Nachkriegszeit eine reiche Liebestätigkeit zur Linderung der Kriegsleiden und der wirtschaftlichen Not entfalteten, ist an erster Stelle der Reichsgraf Schaffgotsch auf Warmbrunn zu nennen. Gleich vielen feiner Vorfahren, die der engeren Heimat und dem Vaterlande in Notzeiten beistanden, hat auch der gegenwärtige Besitzer der Herrschaft, der Reichsgraf Friedrich von Schaffgotsch, hervorragenden Anteil an den Werken barmherziger Nächstenliebe erworben.

Gleich nach der Mobilmachung im Jahre 1914 ließ er das „Lange Haus“ und das „Friedrichsbäder“, die bis dahin zur Aufnahme von Kurgästen gedient hatten, unter Vornahme größerer baulicher Veränderungen mit erheblichen Kosten zu Lazaretten einrichten und stellte beide der Heeresverwaltung kostenlos zur Verfügung. Das „Lange Haus“ enthielt 40, das „Friedrichsbäder“ 60 Betten. Bald darauf wurde im „Langen Hause“ auf herrschaftliche Kosten eine Operationsstation mit moderner Einrichtung geschaffen. Das „Friedrichsbäder“ war bis zum I. April 1915 vom Vaterländischen Frauenverein gegen Entgelt der Heeresverwaltung unterhalten worden. Von da an übernahm die Herrschaft auch die Verwaltung dieses Lazarettes auf eigene Kosten, während der Staat nur die üblichen Verpflegungssäße zahlte. Die Leistungen des Reichsgrafen an laufenden Zuschüssen, um den kranken und erholungsbedürftigen Soldaten eine bessere Verpflegung angedeihen zu lassen, waren sehr bedeutend.

Den Soldaten der Warmbrunner Lazarette war auch zuerst die kostenfreie Benutzung aller Einrichtungen des Bades gestattet und später gegen eine geringe Gebühr. Da die Heilwirkungen des Bades so überraschend gut waren, errichtete die Heeresverwaltung in Warmbrunn eine Privatpflegestätte für heeresangehörige Auf diese Weise erlangten viele Tausend tapfere Krieger ihre Gesundheit wieder. Auch in Bad Flinsberg waren ähnliche Einrichtungen getroffen.

Nicht nur der Krieger nahm sich der Reichsgraf Schaffgotsch an, sondern in besonders hohem Grade auch der Armen und Notleidenden.

Er gewährte in den schweren Notzeiten Ermäßigungen der Kurpreise und Freikuren und hat z. B. allein jährlich 100 Personen je vier Wochen völlig frei Wohnung und Beköstigung gewährt. Die Warmbrunner Volksküche, zu der die Herrschaft anfangs Zuschüsse leistete, wurde später von ihr vollständig unterhalten, neben der im Hospiz auf gräfliche Kosten noch eine Mittelstandsküche eingerichtet wurde. Später mit der wachsenden Not erweiterte man beide Einrichtungen, so daß täglich viele hundert Personen gespeist wurden. Auch auswärtige Volksküchen und ähnliche Einrichtungen erhielten größere Zuschüsse. Die Armen und Notleidenden im Bezirk der Herrschaft wurden bei verschiedenen Gelegenheiten mit namhaften Zuwendungen bedacht, und vielen wurden laufende Unterstützungen gewährt. Bei dem ungeheuren Mangel an Heizmaterial wurden den Bedürftigen, den Krankenhäusern und verschiedenen Anstalten jährlich Tausende von Metern Brennholz zum größten Teil weit unter den Werbungskosten oder ganz kostenlos überlassen. Diese Zuwendungen stellen einen Geldwert von vielen hunderttausenden Goldmark dar. Auch Bauhölzer wurden an Bedürftige weit unter den Selbstkosten abgegeben, und viel Wild spendete die Herrschaft an Lazarette, Krankenhäuser, Volksküchen und ähnliche Anstalten.

Die Familien der zum Heeresdienst eingezogenen herrschaftlichen Beamten und Angestellten erhielten die Gehälter und sonstigen Bezüge weiter, die entsprechend der fortschreitenden Teuerung und der zunehmenden Inflation erhöht wurden. An über 200 Frauen und Mütter und rund 400 Kinder der einberufenen herrschaftlichen Arbeiter wurden regelmäßige bare Monatsunterstützungen gezahlt und vielen bei der Herrschaft im Gehalts- oder Lohnverhältnis stehenden Personen allerhand Lebensmittel entweder ohne Entgelt oder weit unter den Selbstkosten abgegeben.

In seiner Eigenschaft als Malteserobhutsritter waren dem Reichsgrafen Schaffgotsch die Lazarette Warmbrunn, Hirschberg, Schmiedeberg, Landeshut, Reichenbach, Freiburg, Striegau, Jauer, Muskau, Glogau, Sprottau, Sagan und Lauban anvertraut, für die er treulich sorgte. Dem einen erwirkte er ausreichendes Pflegepersonal, dem andern eine geeignete Verpflegung der Kranken und erfreute Kranke und Pflegende mit Liebesgaben aller Art. Den Kriegswohlfahrtsbestrebungen außerhalb des Herrschaftsbereichs überwies er namhafte Spenden und Beihilfen, ebenso dem Roten Kreuz, der Hindenburg- und der Ludendorffspende und vielen anderen Vereinigungen und Veranstaltungen.

Als wir hamstern gehen mußten.

Zeiten der Not sind den Bewohnern des Hirschbergers Tales durchaus nichts Neues: doch hatten wir seit 1871 im großen und ganzen bessere Tage und konnten im Frieden unserem Erwerbe nachgehen und wie der ruhende Stein etwas „Moos“ ansetzen.

Aber nach einer vierzigjährigen Friedenszeit war es angebracht, so möchte man fast sagen, daß uns ihr Segen wieder einmal fühlbar gemacht würde durch eine Kriegsnot, die uns die Wahrheit des Sprüchleins lehre: Friede ernährt, Unfriede verzehrt. Das war bei uns beinahe vergessen. Doch der böse Weltkrieg und seine schwere Folgezeit zeigten uns wieder einmal was „Hungern“ heißt, als wir hamstern gehen mußten. –

„Grete!“ rief die Mutter aus der Küche ihrer Tochter zu, „sieh doch einmal nach, wie es mit unseren Brotkarten steht!“ Mutter Anna ist die rührige Hausfrau eines Beamten in der Stadt, der bei seinem kleinen, wenn auch festen Einkommen seine Lebenshaltung recht sparsam einrichten muß. Da ist für ihn gerade jetzt seine praktische Gattin die richtige Lebensgefährtin, die den Haushalt unter Sorgen und Mühen aufrecht erhält. Das Dienstmädchen, das sie früher halten konnte, mußte sie entlassen und nun mit ihrer Tochter das Hauswesen besorgen. Sie schafft in der Küche, während Grete in der Wohnstube an des Vaters Schreibtisch sitzt und die eben aus der Wirtschaftskasse verauslagten Gelder bucht, nachdem sie einen langen Gang durch die Stadt vollendet und Einkäufe und Besorgungen für den Haushalt erledigt hat. Grete steht ihrem Amt als Rendantin der Hauswirtschaft mit Ernst und Eifer vor. Sofort nimmt sie auf den Ruf der Mutter die Markenmappe zur band und prüft deren Inhalt. Die einzelnen Kartensorten sind in verschiedene Fächer sorgsam eingeordnet, auf denen man die Aufschriften liest: „Brotkarten, Fleischkarten, Butter-, Milch-, Kartoffel-, Seifen- und Zuckerkarten“.

Gretes Antlitz wird ernst, sie läuft zur Mutter und berichtet: „Die Brotkarten für diese Woche sind verbraucht, und das Brot reicht nur bis Freitag. Der Bäckermeister wird ja ein Auge zudrücken, wenn ich bitte, mir für Sonnabend schon Brot auf die neuen Wochenmarken zu verabreichen.“ Die Mutter streicht nachdenklich mit harter Arbeitshand an der Schürze hinab und spricht: „Ja, wir essen ja nicht so viel Brot, daß es nicht reichen könnte; aber der Erich, der in der Lehre so tüchtig arbeiten muß, der braucht halt viel, und dem kann ich es nicht abzwacken. Wir möchten wieder ein Bauernbrot dazwischen haben; das hält an und gleicht die Lücke aus. Da heiß's eben hamstern gehen.“

„Weißt du, Mutter, ich will versuchen, ob der Vater den Gang einmal für dich unternimmt, damit du nicht wieder so viel Stunden laufen mußt und deine Beine so anstrengst. Jetzt muß man ja in der Hauswirtschaft immerfort laufen, und eins muß ja täglich stundenlang anstehen, wenn Milch, Butter, Kartoffeln u. a. m. ausgegeben wird.«

„Grete, du weißt, daß der Vater nicht gern hamstern geht, mach ihn nur nicht erst böse!“

„Ach, Mutter, ich versuch's doch; er wird es schon einsehen, daß es notwendig ist.“

Nach einigem Überlegen sagt die Mutter: „Über Sonntag müssen wir eben einmal unsere Verwandten auf dem Dorfe besuchen und sehen, daß wir bei allen etwas bekommen, damit es dem einzelnen nicht zu viel wird. Wir können ja auch noch bei guten Bekannten im Nachbardorf nachfragen. Schreibe nur schnell einige Briefe an alle!“

„Sofort, Mutter, aber mit dem Vater neck' ich mich doch ein bissel.“ Grete geht wieder an den Schreibtisch und schreibt fix ein Dutzend Briefe an Onkel Fritz, Vetter Heinrich, Muhme Lene, Pate Lisbeth usw. daß sie am nächsten Sonntag den Besuch ihrer Verwandten aus der Stadt erwarten und nicht alle Vorräte an Eiern, Butter, Milch usw. in der Woche an den Händler verkaufen möchten, damit die Verwandten etwas zu hamstern vorfänden; denn bei ihnen sei Schmalhans wieder einmal Küchenmeister.

Unter all den Arbeiten ist der Abend gekommen. Vater und Bruder sind heimgekehrt, das einfache Abendbrot ist bald vorüber, und der Vater hat sein Pfeifchen angebrannt und ruht auf dem Sofa bequem von der Tagesarbeit aus. Er ist hoher Fünfziger, und in seinem Haupt- und Barthaar haben sich schon hier und da weiße Haare eingefunden; doch ist er sonst noch rüstig. Mutter und Tochter fertigen handarbeiten bei der Lampe, und Erich liest in einem Buche. Jetzt ist es Zeit für Gretes Feldzug Sie legt ihre Arbeit hin, tritt zum Vater und spricht, indem sie ihm zärtlich die Wange streichelt: „Väterchen, bist du heut sehr abgespannt? Du hast wohl wieder schwere Arbeit hinter dir?“ Erich schaut vom Buch aus und warnt: »Vater, sieh dich vor; die Grete will dich gewiß mit irgendetwas überrumpeln, wenn sie so ankommt!“ Alles lacht, und der Vater nimmt sein Mädel in den Arm und sagt: „Mach mir meine Grete nicht schlecht, Junge! Die ist jetzt wacker auf dem Posten und unterstützt unsere Mutter im Hause tüchtig. Der Haushalt ist setzt schwer zu führen. Das hat mir Kollege Müller heut von seiner Frau erzählt, und ich habe ihm beigeplichtet; ich kann mich neben meinem Amt so wenig ums Hauswesen kümmern. Andere Beamte können mehr darin tun.“ Grete spottet auf Erich, dem es nicht gelungen ist, den Vater zu warnen; sie schabt ihm „ein Rübchen“ über den Finger und lacht: „Etsch, du Garstiger, siehst du, der Vater traut mir mehr als du!“

Jetzt geht sie mutig auf ihr Ziel los und erzählt dem Vater von dem Stande des Brotvorrats im Hause und von der Notwendigkeit einer neuen hamsterreise Auch weist sie darauf hin, daß das mehrstündige Wandern über die Berge zu den Verwandten für die Mutter immer so anstrengend sei, weil jetzt im Haushalt und für denselben so viel zu laufen und manchmal stundenlang zu stehen sei. In anderen Familien ginge der Vater hamstern. „Und das, lieber Vater“, fährt sie unbeirrt fort, „möchtest du nun auch einmal tun!“ Des Vaters Gesicht ist immer ernster geworden und hat sich bei den letzten Worten der Tochter verdüstert; er spricht unwillig:

„Ach, liebes Kind, du glaubst gar nicht, was du damit von mir verlangst. Mutter weiß ja, wie schwer das für mich ist. Als wir auf dem Dorfe wohnten, hat die Mutter immer Butter, Eier und Milch beim Bauer eingekauft. Das ist ihm nicht neu. Wenn ich aber jetzt diese Arbeit übernehme, so ist das für unsere Bauern etwas ganz Neues und anderes; da denken sie, der Beamte erniedrigt sich, wenn er von Haus zu Haus geht und nach solchen Waren fragt wie ein Händler. Vor den Kollegen Müller, der das hamstern auch unter- nahm, hat sich ein Bauer breitbeinig hingestellt und ihn angelacht: „Nee ober, Herr Müller, war hätte das geducht, daß Se amol mißta a homstersak nahma an noch Labensmitteln hausiern giehn.“ Das würde mich sterblich blamieren, wenn mir unten im Heimatdorf, wo ich ein angesehener Mann war, das passieren sollte! Sah das nicht aus, als ob der anständige Herr Müller ein Fechtbruder wäre?“

Da mengt sich die Mutter in das Gespräch und sagt: „Grete, laß nur den Vater aus; ich bin doch als Dorfkind viel bekannter mit unseren Bauern da unten; mir tut das nichts, und ich würde dem Schwerennöter, der mir so ankommen wollte, schon eine Antwort auf seine Unverschämtheit gehen, daß er genug hätte. Wenn wir hamstern gehen, bezahlen wir höchst anständig und bringen das Geld dem Bauer in Hof und Haus, während er früher mit seinen Waren selbst zu Markte fahren mußte. Laßt mich nur gehen; mir wird kein Bauer so kommen“, schloß die Mutter mit vor Unmut gerötetem Gesicht. Nun wurde die Reise für den nächsten Sonntag besprochen. Vater und Erich wollten mitgehen, um den Frauen die Lasten auf dein langen Heimwege abzunehmen. Mutter und Grete aber sollten am Sonntag früh den hinweg auf dein Postwagen ausführen.

Zwei Tage darauf bringt der Briefträger die Hamsterbriefe in die verschiedenen Häuser und spricht zur Möllerbäuerin: „Na, jong' Frau, de Herschbricher Verwandta meldta sich wull oa, daß se wieder homstarn kumma wulln?“ Diese aber war gerade nicht bei bester Laune; sie fühlte sich für ihre in großer Not lebende ältere Schwester gekränkt, machte ein Gesicht wie sieben Meilen böser Weg und fuhr heraus: „Bräuer, doas soi ich Ihn uf der Stelle: Kümmern Sie sich im Ihre Sache und loon Se meine Leute zu Ruh! Woas gieht Sie doas oa, wenn mich meine Schwester uf a Sunntig besucht; doas ies ganz meine Sache, und Sie hoatt doderzu goar nischte nicht zu soin. Nu, wenn doas moi Schwoger gehiert hätte; dar is a su schun peinlich genug; a kimmt ins Pauern bale nimme nohnde, daß ock niemand denkt, a ginge ernd homstarn. Asu viel werrn mir uns wull noch verdinn, daß ich menner Schwester ei der Stoat aushalfa kon, daß se nee hingarn muß. De Stäter honn's jetzt goar nee gutt!“ Wie angedonnert stand der kleine Mann, den sie im Dorfe spaßeshalber den „Herrn Postrat“ nannten. „Nu, nu, Frau Möllern“, stotterte er verlegen, „sein Se ock nee glei a su biese; ich meente bluß a su!“

Da lachte Frau Lisbeth und drohte: „Bräuer, haln Se de Gusche eim Durfe; wenn ich hiere, daß Se drüber reda, do kriegt Ihre Frau bei mir keene Spitze Putter wetter. Do koon se IJhn' au amol a Brutkorb hicher hänge, daß se merke, was hingern heest.“ Der Briefträger bat nochmals um Entschuldigung und ging ganz „beteppert“ weiter. „Na, dam hoste 's ober gegan, doß a genung hoot!“ meinte ihr Mann, als sie ihm den Austritt erzählte. Am Sonnabend kam der Vater Wendel, so hieß der Beamte, dessen Hamstergeschichte hier erzählt wird, zu Mittag aus dem Dienst und sagte zu seiner Familie, er wolle heut schon seine Reise antreten, da er mit Onkel Fritz noch wegen Kartoffeln verhandeln wolle, die ihm dieser zum Wintervorrat liefern solle. Er wolle den Weg über die Berge zu Fuß zurücklegen, um einmal einen größeren Marsch zu machen, der nach so langer Sitzarbeit dem Körper nötig sei. Die Mutter solle aber mit Grete und Erich den Postwagen benutzen, da dies für sie sicherer sei als die Fußreise, um vor den echten und unechten Ordnungsmännern bewahrt zu bleiben, die jetzt auf den Straßen die Hamsterer revidieren Paul Wendel durchwanderte das lange Nachbardorf, das zur Kammhöhe des Vorgebirges sich hinaufzog und war erstaunt über all die Neu- und Reparaturbauten, die er dort an großen und kleinen Häusern ausgeführt sah. Freundlich begrüßte er manchen Bekannten, den er jahrelang nicht gesehen hatte, und täuschte Erlebnisse mit ihm aus, wie sie die ereignisreiche Zeit mitbrachte. Onkel Fritz staunte über den unerwarteten Besuch des Verwandten da er nur dessen Frau und Kinder zu empfangen gewöhnt war. „Nu, Paul, verleefst du dich amol zu ens hieraus?“ „Ja, ja, lieber Fritz, es wird Zeit, daß ich auch wieder einmal herkomme; denn die Gegend ist mir ordentlich verändert vorgekommen Was habe ich für Bauten gesehen!“ „Nu, sieh ock, der Pauer verdient jetzt an Biehma Geld und kou wieder woas ei de Wertschoaft neistecka. Doas is ju au es beste; denn's Geld verliert doch immerfurt omt Warte.“ Während man am Kaffeetisch saß, wurde ausgemacht, daß man zum Abend einmal eine Stunde in den Kretscham gehen wolle, damit Paul sich davon überzeuge, wie es jetzt aus dem Dorf zugehe nach dem Kriege und was da die Gemüter bewege. Zwar hatte Wendel nicht viel Lust dazu, denn er scheute unnötige Ausgaben, hatte sich das Besuchen des Gasthauses ganz abgewöhnt wegen des schlechten Bieres in den Kriegsjahren und Schnapstrinker war er auch nicht; aber er war doch neugierig, so viele alte Bekannte wiederzusehen und ihre Ansichten zu hören. So ließ er sich von Schwager und Schwägerin zu dein Ausgange bewegen.

Paul Wendel besuchte also mit Fritz Wüllner den Dorfkretscham Auch hier war viel verändert; der Wirt war ein neuer, ein oberschlesischer Flüchtling, der sich hier eine Erwerbsquelle gesucht hatte, und in dem erneuerten und vergrößerten Saale stand ein großer Musikschrank, der oft in Tätigkeit trat, weil nach dem Kriege viel getanzt wurde.

Wüllner nahm mit seinem Gaste in der geräumigen Kretschamstube seinen Platz und bestellte zunächst, um dem Schwager nicht zuviel Bier anzubieten, einen Stönsdorfer. Bei dem Genuß einer Zigarre, der für Paul ein seltener war, plauderte man gemütlich und beobachtete, wie allmählich die Dorfbewohner sich einstellten, um nach schwerer Wochenarbeit in Feld und Haus ein Stündchen mit den Nachbarn zu sprechen. Man begrüßte sich und auch den Städter, der als alter Bekannter bewillkommnet wurde. Bald begann ein lebhaftes Gespräch, das sich zunächst um Bauernarbeit und Bauernsorgen drehte. Im weiteren Verlauf der Unterhaltung zeigten sich auch Parteigegensätze, wobei Wendel erkannte, daß die Zersplitterung des Volkes sich ständig vergrößere. Auch er wurde ins Gespräch gezogen und sollte seinen Standpunkt zur Politik darlegen. Doch wußte er als alter Praktiker, daß das am Bierische sehr gefährlich sei unter Leuten, deren Gesinnung ihm unbekannt war. Deshalb gab er ausweichenden Bescheid. Endlich kam man auch auf das Hamstern zu sprechen.

Ein Bauer erzählte: „Mir honn se gestarn de Haustiere holb eigerannt; wenn enner naus ging, koma zwee rei. Do miegt derr noch asu viel Eer honn an Butter; die gieht halt weg. Nu hoot's ju viel bescheidne Leute derbei, die giehn wieder, wenns heeßt: Mer honn nischt wetter; 's is ausverkeeft! Oaber es kumma au Menscha, die drohn 'm Bauer: „Woart ock, merr warn's ins schun hulln, wenn Ihr nee ransrückt mit a Labensmitteln. Wenn merr warn zu hunderta kumma, do werd Jhr schun missa!“ Zu guderletzte mechta merr ins nooch ferta, doß se ins de Bude übern Kuppe oabrenn', an doß se ens im eegna hause verprigeln.“

Dazu meinte ein ruhigerer Nachbar: „Du host ju recht, August; aber es werd asu schlimm nee warn. Es sein err doch nee asu viel, dan dos ewige Revolutionmacha poßt; fir die Brieder hoot's au noch an Obrigkeet!“

Spöttisch erwiderte der vorige: „Nu, du host recht, an au no an Turmspitze drieber!“ Aber Wendel warf ein: „Ja, in unseren Industriegegenden steht es jetzt noch ziemlich unsicher; aber verewigt darf diese Unordnung nicht werden, die mit der Revolution eingerissen ist. heut maßt sich jeder an, Polizei zu sein, der auch manchmal weit entfernt ist davon. Das ist schwer zu beklagen!“

„Nu, dos meen ich wull, Herr Wendel,“ entgegnete ein anderer, „dieba o der Puschecke, wu sich de Chaussee uff de Stoat zu dreht, do hot die Tage a Pursche an Frau oagehala, dar a olles abgenumma hot, wos se eige kauft hotte. Oaber die Frau woar nee tumm; sie poßte gehierig uf, wu der Raubvogel hieflug. An wie se es Nast festgestellt hotte, do ging se uff de Polizei, an die hoot's gehierig ausgeräuchert.“

„Doos woar recht asu!“ stimmte alles bei, und der ruhige Nachbar, der vorhin schon begütigend eingetreten war ins Gespräch,

der sagte nun: „Na also, hott ersch gesalm nu, doß es noch Pulzei hoot?“

Dann lenkte sich die Unterhaltung aus das Papiergegeld. „Do kriegt ma nu,“ berichtete der Feldbauer, „olles sulche Loppen vo Popiergegeld, die sahn monchmol aus, doß ma sie nee garn oariehrt, wenn au mier Pauern ei moncha Dreck neigreifa! An jeder brengt anderes; do hot's Geld, wos der Stoot ausgibt, an de Provinz, an de Eisabohna, der Krees, die macha jetzt olle Nutgeld. Au falsche Scheine hot's drunder. Ma mechte jedesmal an Geliehrta mit am Gucker dostiehn hon, dar de Popierlan genau undersicht, daß a ehm immer soin könnde: dar Schein is echt, dar is folsch, dar gilt noch, an dar is schun verfolln.“

„Ich stell's andersch oa,“ meinte ein schlau aussehender Landwirt, „war mir Woare aus der Stoat mitbrengt, dar kriegt zuerschte woas bei mir. Enner liefert merr regelmäßig de Woinlichte, enner Seefe, enner Zwern an Kneppen, an monchmol hoot's au noch a Guldstickla; de Nut rickt's da Leuta raus. Doos is halt siehr selden.“

„Nu, nu,“ fügte da ein recht bedenklicher Alter ein, „wie sich de Zeita ändern! Friher, virm Kriege, hottn se ens tumme Pauern ei der Stoat monchmol ausgelacht, an jetze strecheln se ens, an do sein mer „Herr Scholz“ hinga an „Herr Scholz“ vurne!

Da sagte nun Wendel: „Ja, Nachbar Scholz, da haben Sie ganz recht; für die Sorte Städter ist die jetzige Zeit eine gute Lehrzeit, daß man keinen Stand verachten soll. Aber die Hauptsache ist, daß wir wissen, wir sind alle Deutschen, die einander gerade jetzt mit verdoppelter Liebe und Nachsicht gegenseitig aufhelfen sollen, nachdem wir den Krieg verloren haben und nachdem uns die Feinde in immer tieferes wirtschaftliches Elend versenken wollen. Auf diesem Wege will man uns eben vernichten, nachdem es im Felde der Unzahl unserer Gegner nicht gelang. Die Not soll uns aufreiben, einen gegen den andern aufhetzen, einen immer zum Teufel des andern machen, bis eine große Unordnung, ein Chaos, eingetreten ist, aus dem niemand mehr herausfindet. Dann werden sie lachen und uns das Fell vollends über die Ohren ziehen, wie wir es an unseren armen Brüdern in den besetzten Gebieten sehen. Dann werden wir die Früchte unserer inneren Zerrissenheit ernten!“

„Doas stimmt!“ sagte langsam und kopfnickend der Nachdenkliche, und Wendel fuhr fort: „Drum sage ich Ihnen allen: Begraben wir den Streit zwischen Dorf und Stadt, helfen wir einander ehrlich, wo es die Not erfordert und bedenken wir, daß wir Städter und Dörfler Geschwister sind!“ Da reichte ihm der Nachdenkliche die Hand und sagte: „Doos is vernünftig, Herr Wendel, asu warn merrsche ock machal An wenn inse ala Vurfohren wos mitsomma beredt hotta, an es sollte feste gemacht warn, do tronka se an Kurn derzu, an der Schreiber schrieb eis Buch nei: Und sie tranken auch

dabei! An do woarsch ausgemacht. An asu macha mirsch jetzt au. Kratschmer, breng an Ronde Kurnelius!“ –

Wendel und sein Schwager verabschiedeten sich beizeiten, noch dringende Geschäfte vorschützend; denn das wußten sie, daß ein langes Verbleiben im Gasthaus immer ausartete; entweder kam es zur Prügelei oder zur Sauferei, und hatten sie durch vernünftige Leitung der Unterhaltung die erste Klippe glücklich vermieden, so war zuletzt die Gefahr umso größer, an der zweiten zu scheitern. Die Heimkehrenden kamen durchs Dorf. Beim Kleinbauer Feige schlug der Hund an, und die Mutter Feige stand in der Haustür, erkannte die vorbeigehenden Männer und rief Paul Wendel als alten Bekannten an. Er verabschiedete sich vom Schwager und wollte die guten Feigesleute auf kurze Augenblicke besuchen, um mit dem Alten eins zu plaudern. Im Gespräch meinte die Hausfrau: „Herr Wendel, ich weiß wull, daß Sie nee homstern giehn; ober bei mir kenn' Se immer amol nochfroin, wenn's bei Ihn im a Stickla Putter plogt; tnir kenn' ens doch!“ „Frau Feige, erkennen Sie mich nicht; ich bin nicht zu stolz zum Hamstern; ich scheue mich nur davor, weil es auf dem Dorfe so bettelhaft erscheint, und ich will niemandem etwas abbetteln, ich bezahle ehrlich.“ Da brachte ihm Mutter Feige zwei Stück Butter und eine Mandel Eier und ließ sie ihm zu einem recht niedrigen Preise und sprach: „Ich weiß schunt, daß ich Ihn dodermit an Gefolla tun koon!“ Es gibt also unter den Dorfleuten wirklich auch noch Menschen, die anderen helfen wollen, ohne daß ihnen beide Hände dafür vergoldet werden.

Am andern Tage, dem Sonntag, kam Frau Wendel mit Sohn und Tochter an. Nachdem sie bei Onkel Fritz ausgeruht und ein solennes Mittagmahl hinter sich hatten, ging die Vetternreise weiter. Alle hatten der Familie Wendel etwas zu hamstern aufbewahrt und einen tüchtigen Kaffee mit Kuchen zurechtgestellt, so daß diese in die Verlegenheit kam, an die fünfmal vespern zu müssen, was doch mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war. Alle Rucksäcke füllten sich und nahmen einen beängstigenden Umfang an; auch das kostbare Bauernbrot, worauf Erich Wendel so verliebte Blicke warf, fehlte nicht. Doch drei stämmige Menschen waren zum Tragen, so daß die Mutter ohne Last bleiben konnte.

Auf dem Heimwege war Grete sehr ängstlich und sagte: „Vater, nicht wahr, wir gehen aber nicht die Straße heim, wenn das auch das bequemste ist? Bitte, gehe mit uns den Fußweg. Mir träumte vorige Nacht, daß wir dort an der Waldecke angefallen worden seien, und man hätte uns alles weggenommen. Drei schwarze Kerle waren es.“ Um seiner Tochter die Angst zu nehmen, lenkte der Vater in den Fußweg ein, der hinter dem Dorfe entlang führt. Man kürzt damit bedeutend den Weg ab: aber man muß auch den Fußweg genau kennen. Nun war der Vater einige Jahre lang den Weg nicht gegangen, fand ihn durch die Einrichtung einer Viehweide verlegt und mußte mit seinen Frauenspersonen durch

einige sumpfige Wiesen waten, daß sie durch und durch naß wurden. Man mußte bei der schweren Last noch große Umwege machen und lief mindestens eine Stunde um. hundsmüde kamen Wendels abends heim, und Grete seufzte: „Wenn doch das Hamstern bald aufhörte!“ „Geduld, mein Kind,“ tröstete der Vater, „auch dieser Schmerz geht vorbei!“

Das Hausfleiß-Museum in Warmbrunn und der Hausfleißverein.

Von jeher hat in unseren Bergen die Heimarbeit eine Stätte gehabt, die sich vom selbständigen Handwerk dadurch unterscheidet, daß sie keinerlei Unternehmergeinn sondern nur einen kargen Lohn abwirft. Der geringe Verdienst des Heimarbeiters war in älterer Zeit nicht drückend, als noch die Lebenshaltung billig war. Damals vermochte der Handarbeiter mit seiner Seele an seinem Werk zu schaffen, und seine Arbeit brachte ihm Freude und innere Befriedigung. Als aber die Fabrikarbeit einsetzte und die Erhaltung des Lebens teurer wurde, mußte der gering besoldete Heimarbeiter durch Anfertigung großer Mengen von Arbeit auf ein besseres Lohn zu kommen suchen. Es begann ein Hasten und Jagen bei der täglichen Arbeit, bei der es nicht mehr darauf ankam, das Stück so nett wie möglich herzustellen; sondern es galt nur, recht große Massen Arbeit zu erledigen. Das Schaffen des Menschen wurde seelenlos und ließ das Gemüt des Arbeiters unbefriedigt, und auch der erworbene Lohn reichte nicht hin, sich außer den nötigsten Lebensbedürfnissen irgendeine Ergötzlichkeit zu schaffen. Der Mensch verarmte innerlich und äußerlich.

Edle Menschenfreude, die das nicht beneidenswerte Los unserer Heimarbeiter erkannten, suchten ihnen zu helfen. Der Leiter der Warmbrunner holzschnitzschule, Direktor Kieser, regte zu einem Zusammenschluß aller hausindustriellen des Gebirges an zur gemeinsamen Förderung ihrer Angelegenheiten. So entstand 1910 der Hausfleißverein im Riesen- und Jsergebirge zu Warmbrunn, der den Zweck verfolgt, „das Heimgewerbe im niederschlesischen Berglande wirtschaftlich zu fördern und künstlerisch zu heben“. Dieses Ziel soll erreicht werden, indem gute Heimarbeit in einer Ausstellungshalle zur Ansicht ausliegt und verkauft wird, ferner durch Auftragsvermittlung, durch Wanderausstellungen und Werbevorträge, durch Beschaffung neuer Entwürfe und Muster. Es soll die Ausbildung tüchtiger Arbeitskräfte angestrebt werden, und man will den Heimarbeitern behilflich sein bei der Beschaffung von Material und Werkzeug. Gefertigte Waren werden auf ihre Güte geprüft, dann mit dem Warenzeichen des Vereins versehen und ausgestellt.

Wer diese Ziele fördern will, wird Mitglied des Vereins durch die Zahlung eines Jahresbeitrages von 3 Mark. Mitglieder, die mindestens 20 Mark zahlen, sind Förderer des Vereins. Wer mindestens 100 Mark spendet,

wird lebenslängliches Mitglied, und durch eine Schenkung von 1000 Mark wird man Stifter des Vereins. Reichsgraf Friedrich von Schaffgotsch stiftete dem neuen Verein das Grundstück zum Ausstellungsgebäude mit Umfriedung und Gartenanlage und der Kaiserliche Gesandte, Exzellenz Raschdau, das Gebäude und dessen vollständige Einrichtung. Der Kreis Hirschberg, die Handelskammer hirschberg-Schönau, die Gemeinde Warmbrunn und verschiedene bekannte und hochangesehene Persönlichkeiten zählten zu den Stiftern des Vereins, der 1914 schon 18 Förderer, 36 lebenslängliche und 164 ordentliche Mitglieder besaß.

Am 18. Mai 1912 konnte das Hausfleißmuseum in Warmbrunn feierlich eröffnet werden und nun seinen Segen für die Heimarbeiter unserer Berge spenden. Es enthält eine Ausstellung von im Gebirge gefertigten holz-, Textil- und Glaswaren, die einen künstlerischen Geschmack zeigen. Die Besichtigung der Ausstellung ist kostenlos. Warmbrunner Kurgäste, Sommerfrischler, Durchreisende und andere Interessierte besuchen dieselbe. Der Verkauf solcher Waren ist unter den Bemühungen einer tüchtigen Leitung ständig gestiegen, betrug im Jahre 1912 schon 9900 Mk. und stieg 1920 auf 281 000 Mk.

Außer den Erzeugnissen unserer Holzschnitzer und Glasschneider und -maler gelangen die der Schlesischen Spitzenschulen und der Spitzenschule der Fürstin Pleß zur Ausstellung. Diese Spitzenschulen sind die Pflegestätten der heimischen Spitzennäherei, die von vielen Frauen und Mädchen unseres Gebirges als lohnender Nebenerwerb betrieben wird.

Die Zentrale zeichnet und sticht die Muster und übergibt sie den Näherinnen mit dem nötigen Garn und einer ausführlichen Erklärung. Größere Arbeiten werden in Teilen an mehrere Näherinnen zugleich ausgegeben. Die Zweigschulen werden von einer Spitzenmeisterin geführt, die das Spitzennähen lehrt. Wegen Mangels an Spitzenzwirn mußte in den Kriegsjahren die Zahl der Näherinnen eingeschränkt werden; doch besserten sich die Verhältnisse bald wieder.

Der Hausfleißverein ist neuerdings in eine Gesellschaft unter dem Namen „Hausfleiß G.m.b.h. in Warmbrunn in Schlesien“ umgewandelt worden und sucht seine Tätigkeit durch Anlage von Filialen zu erweitern. Verkaufsstellen bestehen schon in Hirschberg, Warmbrunn, Schreiberhau, Krummhübel, Flinsberg, Salzbrunn, Löwenberg und in sieben großen deutschen Städten. Dr. Grundmann, der Geschäftsführer der Gesellschaft „Hausfleiß“ betonte in seinem auf der Hauptversammlung 1921 in Warmbrunn gehaltenen Vortrage über den künstlerischen Wertgedanken in der Produktion des Hausfleißvereins die Bestrebungen zur künstlerischen Höherführung der Heimarbeit. In der Zeit der Gotik und Renaissance arbeitete der Handwerker nicht nach fremden Mustern und Entwürfen. Damals spielten Arbeitszeit und Bezahlung nur eine geringe Rolle gegenüber dem Meisterstolz, der sich in

möglichst künstlerischer Ausführung einer Arbeit kundtat. Jetzt rauben die Rücksichten auf Zeit und Geld dem Menschen die Seele. Der Hausfleißverein will sie ihm erhalten, er will Künstlerhandwerker schaffen. Die Arbeit soll zur Befriedigung eines inneren Kunstwollens führen, und die Heimat ist der Boden einer echten Volkskunst. Der Kampf des Arbeiters galt bisher allein dem materiellen Wohl, dem Feierabend; er soll nun um den Arbeitstag gehen, um eine menschenwürdige Arbeit.

Der Riesengebirgsverein und sein Museum in Hirschberg.

Wer heutzutage den starken Fremdenstrom nach unserm Gebirge beobachtet, wird es verwunderlich finden, daß vor nicht gar langer Zeit das Riesengebirge noch wenig besucht wurde. Freunde unserer Berge dachten über die Gründe nach, warum die Schönheiten des schlesischen Gebirges so wenig bekannt seien. Auf Anregung des Buchhalters Theodor Donat in Erdmannsdorf wurde 1880 in Hirschberg der Riesengebirgsverein gegründet, der sich die Pflege und Förderung des Fremdenverkehrs im Riesengebirge angelegen sein ließ. Unter rühriger Tätigkeit seiner Gründer wuchs die Zahl der Mitglieder und die Höhe seiner Einnahmen, so daß man an die Ausführung der Vereinspläne gehen konnte. Durch allerlei Veröffentlichungen in großen Zeitungen wurde auf die Schönheiten unseres Gebirges hingewiesen. Man sorgte für günstige Bahnverbindungen, bessere Wege, ein gut organisiertes Fuhrwesen ordnete die nötigen Fahrgelegenheiten und erleichterte die Erreichung schöner Aussichtspunkte.

Der Verein ist schnell gewachsen und hat in allen großen Städten starke Ortsgruppen sogar in Amerika. Der Hauptvorstand in Hirschberg widmet dem edlen Werke, dessen Segen nicht nur der Bewohnerschaft des Hirschbergers Tales zugutekommt, sondern auch dem großen Kreise seiner Besucher und Freunde, seine ganze Kraft. 1881 begründete der Verein eine regelmäßig erscheinende Zeitschrift, die den Titel „Der Wanderer im Riesengebirge“ führt und außer den Vereinsangelegenheiten in ihren Artikeln alle möglichen Dinge behandelt, die im Interesse der Gebirgsfreunde liegen. So hat diese Zeitung auch stets für die Geschichte des Riesengebirges und seiner Bewohner ihre Spalten geöffnet, und ihre Jahrgänge bieten allen Geschichtsfreunden eine reiche Fundgrube. Bald bemühte matt sich auch um die Begründung einer Bibliothek für den Riesengebirgsverein und der 1885 herausgegebene Katalog enthielt schon 225 Bände; 1900 war ihre Zahl aber schon auf 2000 gewachsen. Die Bibliothek unseres Riesengebirgsvereins umfaßt jetzt eine Sammlung von Schriften, die das Riesengebirge in allen Beziehungen behandeln. Es sind vorhanden: Zeitschriften Romane, Schriften geographischen, geologischen, naturwissenschaftlichen, geschichtlichen Inhalts, auch die verschiedenen Gewerbe des Gebirges sind bedacht.

Wer Belehrung über die Geschichte des Riesengebirges sucht, findet sie hier reichlich und wird wissenschaftlich und bereitwillig beraten.

Auch ein Museum besitzt der Riesengebirgsverein seit 1889. Es entstand durch die sorgfältige und mühsame Arbeit des Landgerichtsrats, jetzigen Geheimrats Seydel, der in anhaltender, unermüdlicher Tätigkeit mit kundigem Blick überall Gegenstände für dasselbe auffand und sie sammelte. Nachdem das Museum in verschiedenen Räumen der Stadt untergebracht worden war, vermochte der Hauptvorstand des RGV. zu Hirschberg in den Jahren 1912 und 1913 an der Kaiser-Friedrich-Straße ein eigenes Museumsgebäude aufzuführen das glücklicherweise noch vor dem Kriege seiner Bestimmung übergeben werden konnte. In der heutigen schweren Nachkriegszeit wäre die Errichtung des Baues unmöglich gewesen. Die hohe, gewölbte Eingangshalle enthält im Hauptraum Arbeiten der Glasmacherei, des Siegelsteinschnittes, der Holzbildhauerei und der Kunstschlosserei. Links vom Eingang führt eine Tür in das Vorstandszimmer, und durch dieses gelangt man zur Bibliothek. Rechts tritt man in den Innungsraum und daneben in die kirchliche Abteilung, an die sich der „Raum für Keramik und anderes“ anschließt. Dahinter gelangt man in das angebaute Patrizierhaus, das eine Nachbildung vom Hause des Handelsherrn von Buchs ist und in zwei übereinanderliegenden Räumen die Inneneinrichtung jener alten Patrizierwohnungen zeigt. Links führt aus der Haupthalle ein Gang zu dem zweiten Anbau des Haupthauses, dem Gebirgsbauernhause, dessen Räume die Ausstattung der alten Gebirgshäuser aufweisen. Auch der charakteristische Webstuhl ist vorhanden und der anschließende Garten enthält die wichtigsten Kräuter, die die Laboranten zu ihren Medizinen verwendeten.

Der über eine bequeme Treppe zu erreichende Oberstock des Hauses enthält einen geräumigen lichten Saal mit großen Gemälden mehrerer Gebirgsreliefs und vielen Erzeugnissen einer heimischen Kleinkunst. Rechts vom Saale kommt man in die naturwissenschaftliche und links in die gewerbliche Abteilung der oberen Räume, wo vor allen Dingen die Gebirgsleinenindustrie ihre Erzeugnisse zur Darstellung bringt. Für kundige Führung ist im Museum stets gesorgt. Ein Besuch desselben ist zu empfehlen und lohnt sich reichlich. Wer sich kurz und gründlich über die Eigenheiten unserer Gebirgsbevölkerung und deren Vergangenheit unterrichten will, findet in dem Museum unseres Riesengebirgsvereins die beste Gelegenheit.

Mit dem Werke unseres RGV. sind die Namen einiger Männer untrennbar verbunden die als Lehrer am Gymnasium zu Hirschberg wirkten und nicht nur in unserer Heimat, sondern weit darüber hinaus einen guten Klang haben. Die Liebe zu unseren Bergen und die Freude an unserer herrlichen Gebirgsnatur leiteten diese Männer der Wissenschaft, ihre Geistesgaben in dankenswerter Weise dem Verein zur Verfügung zu stellen. Sie waren entweder als Vorsitzende des Vereins, als Schriftleiter seiner Zeitschrift, des

„Wanderers im Riesengebirge“, oder auch in beiden Ämtern tätig. Unermüdlich haben sie unsere Berge durchwandert und erforscht und gaben im „Wanderer“ Zeugnis von der erlangten eingehenden Kenntnis der Schönheit, der Natur unserer Berge und des Lebens seiner Bewohner.

Nach dem Begründer des Vereins, Theodor Donat, nahm der Oberlehrer Dr. Scholz die Schriftleitung des „Wanderer“ in die Hand. Eine reiche Anzahl von Aufsätzen darin zeugen von der Gebirgskenntnis und dem Forschungseifer dieses Mannes.

Sein Nachfolger war Professor Dr. Regell, der über die Geschichte, die Sagen des Gebirges und über Namenforschung viel geschrieben hat. Aus seiner Feder stammt auch das im Verlage von Velhagen und Klasing erschienene Werk „Das Riesens und Jsergebirge“.

Professor Dr. Rosenberg vereinigte bis in sein hohes Alter die Leitung des Vereins und auch der Zeitschrift in seiner Hand. Seine besondere Sorgfalt erfuhr die Ausbildung des Herbergswesens im Gebirge für jüngere Wanderer, Schüler und Studenten.

Gegenwärtig leitet Professor Nafe den Riesengebirgsverein. Seine gründliche Kenntnis unseres Gebirges beweisen z. B. die größeren Artikel „Bau und Bild des Landeshuter Kammes und seines Vorlandes“ in der Festschrift zum zweihundertjährigen Bestehen des Gymnasiums und „Die Schneegruben des Riesengebirges und ihre Entstehung“ in der Beilage zum Jahresbericht des Gymnasiums, Ostern 1914.

Möchte dem Verein und unserer Bergheimat die segensreiche Tätigkeit solcher Männer recht lange erhalten bleiben,

Ein Traum.

Gustav Degenlos ist ein junger, tüchtiger Schlosser. Sein Vater besaß in einem unserer Gebirgsdörfer ein Häuschen das er von seinen Vätern geerbt hatte. Mit seiner braven Frau zog er drei kräftige Söhne groß. Da kam der Weltkrieg. Der Vater ging mit zwei seiner „Jungen“ ins Feld; die Mutter und ihr Jüngster blieben daheim. Das war Gustav, der Schlosserlehrling. Er lernte eifrig in seinem Handwerk und teilte mit der Mutter die stille Wohnung und die Sorge um die drei Lieben im Felde. Es ist gut, wenn uns der Ernst des Lebens in Jugendtagen entgegentritt, damit wir beizeiten sehen, daß der Himmel nicht immer voller Geigen hängt. Gustav trug tapfer mit der Mutter die Not und den Kummer des Krieges und tröstete sie, wenn schwere Nachrichten kamen.

Einmal traf die Kunde ein von der schweren Verwundung des Ältesten; da flossen die Tränen von Mutter und Sohn. Nach langen bangen Wochen schrieb der Verwundete: „Ich komme nach Hirschberg ins Lazarett!“ Dort sahen sich die drei wieder. Die Verletzung heilte langsam; aber sie brachte die Dienstunfähigkeit, und

Heinrich, so hieß der verwundete Sohn und Bruder, kam nach der Genesung heim. Er konnte nun sein Schneiderhandwerk wieder betreiben. Dem zweiten Sohn Robert ging es gut; er meldete nur erfreuliche Nachrichten. Da war in Polen der rasche Rückzug des Landsturms vor der russischen Uebermacht gekommen; der Vater fiel und fand sein Grab in Polens Erde. Wieder flossen schwer die Tränen der drei im kleinen Berghäuschen. Unterdessen war Gustav militärflichtig geworden und wurde nun eingezogen. Die arme Mutter wußte nicht, wohin vor Kummer, als er fort ging. Wird er mir wiederkommen?

Und er kam wieder samt seinem Bruder Robert. Nun kam die schwere Zeit nach dem Kriege. Bei den Revolutionsunruhen war Gustav immer beteiligt. Er mußte tun, was seine Genossen in dem Betriebe taten in dem er sein Brot fand. Zwar war er noch ebenso rücksichtsvoll gegen die Mutter: aber er blieb oft nach der Arbeit lange aus, und die arme Mutter lag schlaflos manche Nacht daheim. Sie beweinte den Tod des Mannes, die Veränderung ihres jüngsten Sohnes und wußte nicht, was aus ihm werden würde. Kam er doch manchmal betrunken nach Hause. Auch die Brüder stimmten nicht mehr so zusammen wie früher; ihre politischen Ansichten waren verschieden und es kam zu keiner Verständigung zwischen ihnen. Es war ja gut, daß die beiden Ältesten bereits aus dem Hause und selbständig waren.

Wieder einmal war Gustav abends ausgeblieben; er war mit mehreren Kameraden in die Kneipe geraten, wo matt sich angeregt über mancherlei unterhielt, was die jungen Leute bewegte. Bei Schnaps und Tabaksqualm öffneten sich die Herzen und Gustav verstummte bei all den neuen Lehren die er vernahm. Sie wollten ihm manchmal nicht recht in den Sinn, und er dachte an seinen Vater; der würde den Kopf dazu geschüttelt haben. Gustavs Blick wurde durch ein Bild an der Wand gefesselt. Drei Brüder, kräftig und gesund, schlugen sich gegenseitig. Sie waren einander zum Sprechen ähnlich. Wie konnten sie so dumm sein, sich zu schlagen? Da standen ja die anderen um sie, fremde Gesichter. Mit schlecht verholtter Schadenfreude sahen sie dein Kampfe zu, die starken Fäuste in die Seiten gestützt, als warteten sie nur den Augenblick der Ermattung ab. Wie würden sie dann über die drei Brüder herfallen! Recht böse Blicke warfen die Umstehenden auf die drei Kämpfer. Gustav mußte schwer aufseufzen.

Das bemerkte sein Nachbar, der ihn aus seinen Gedanken aufrüttelte und zum Trinken anregte. Dem jungen Schlösser lag es schwer im Sinn; aber er machte mit, er durfte sich doch nicht schlapp zeigen. Bald merkte er, daß er genug getrunken hatte und wankte hinaus, um heimzukehren. Finstere Nacht war draußen und kein Weg zu erkennen. So taumelte der Betrunkene weiter.

Gustav Degenlos schlief, und ihm träumte von seinem Großvater, dem alten Weber Christoph Degenlos. Ihn sah der junge Mann

mit seinem guten alten Gesicht, dem schneeweissen Haar und Bart und der vor hohem Alter zitternden Gestalt, die sonst etwas gebückt, heut aber hoch, gerade und Achtung gebietend vor ihm stand.

„Gustla, wu treibst De Dich denn heite rem, doß de Mutter de ganze liebe Nacht wieder nee schleeft?“

„Eingekneipt woar ich a Bißla mit menn Freinda.“ „Nu ja a schienes Bißla vu vier, fimf Stunda. Ihr vertutt ju ei em Obende meher, wie ich ei der ganza Wuche verdiente; Gustla, wu sol denn doas hin fiehrn?“

„Grußvoater, doß werd schun noch verdient; mtir hotta woas zu bereda, woas ganz Wichtiges!“

„Woas nutzt denn Eier ganzes Gerede, wenn derr bekneipt seid. Vum Wirtshause aus koan's Land nee regiert warn. Du wirscht asu lange macha, bis De es heisla wegen Schulden verkeefa mußt!“

„Nee, Grußvoaterla, dos heisla, wos mer vo Dir hon, dos behal ich mer; dos ga ich nee raus! Doas is mei Eegentum!“

„Na, do gieh ock heem, doß de Mutter derr Sorge lus wird! An dos versprech mer, Gustln doß De Dich mit Denn Briedarn besser vertroan willst. Dos is an Schande, wenn Ihr immer Händel hatt mintnander!“

Das versprach Gustav ernstlich. Nun wurde des Großvaters Gesicht sehr ängstlich, und seine Stimme nahm einen so drängenden Ton an, als ob er den Tod vor Augen sähe: „Gustla, nur hier uf mit dem Wasa; dreh im an gieh heem! Gieh kenn Schriet wetter off dann Wege, suste biste verlasa! Kimmst De ieber a Prellsteen raus, do leist De eim Wasser. Dreh im!“

Großvater wandte sich ab und wollte scheiden Da rief ihn der Träumende gar jammervoll zurück und bat ihn um seine Hilfe.

Der gute Alte wandte sich wirklich um, strich dem Schlafenden über das Haar, wie er es oft in den ersten Kinderjahren des Burschen getan hatte, und sprach: „Du findest noch heem, Gustla; mir Degenlose honn alle noch an guda Karn! Du findest schun alleene!“

Da erscholl ein furchtbarer Donnerschlag, der das Traumbild zerstörte. Der Träumer schlug die Augen auf.

Er befand sich auf der Straße und lag mit dem Kopfe an einem der weiß gestrichenen Straßensteine. Der hatte ihn wahrscheinlich im Weitergehen gehemmt. Gustav Degenlos stand auf, indem er sich mit der Hand an dem Chausseestein hielt und schaute sich um. Rings schwarze Nacht und dicht neben ihm ein wildes Rauschen wie das eines angeschwollenen Bergwassers. Da fuhr ein Blitz hernieder und erleuchtete auf Augenblicke die Landschaft; aber es hatte genügt. Der junge Mann erkannte, daß er hart am Rande des vom Gewitterregen hoch angeschwollenen Zackens stand und beim nächsten Schritt in den Abgrund gestürzt wäre. Erschrocken fuhr er zurück; er wußte nun, wo er war und wandte sich nach Hause. Da zog ein brennendes Schamgefühl in seine Brust ein; er dachte des längst entschlafenen guten Großvaters, den er

heut im Traum so deutlich gesehen und gehört hatte, an den lieben so früh dahingegangenen Vater auf Polens Schlachtfeldern an sein alterndes Mütterchen daheim. Wie wird sie sich ängsten!

Nun graut der Morgen. Der nüchtern gewordene junge Mann eilt dem Elternhause zu. Da kreuzt seinen Weg Bruder Robert, der früh ausgestanden ist, um einen weiten Gang in Geschäften zu unternehmen Sie reden ernstlich miteinander, und Gustav erzählt von seinem Erlebnis und verspricht sich mit dem Bruder, daß sie zusammen nie mehr zanken wollen „host recht,“ meinte trocken der Bruder, „es kimmt verr ins olle nischt Gudes raus derbeine!“ Mit herzlichem Händedruck und Gruß gehen sie auseinander, und Gustav eilt heim.

Leise geht er ins Haus, schließt ab und will in sein Kämmerlein schleichen Da regt es sich im Stübchen der Mutter: er tritt ein und kommt an ihr Bett. Sie liegt mit rotgeweinten Augen und vergrämten Mienen da. Gustav bittet um Entschuldigung; er verspricht, nie mehr so lange auszubleiben und will der Mutter später alles erzählen, nachdem beide ein wenig geruht haben. Dann kann die Mutter noch ein Stündchen schlafen und Gustav tut es auch.

Doch bald wacht er auf; er ist Frühaufsteher. Nun ist es Sonntag, und die Glocken haben eben zur Kirche gerufen Noch schläft das Mütterchen Da geht er still an das Werk, kocht den Frühkaffee, deckt den Tisch, und als Mutter aus ihrem Stübchen tritt, ist sie freudig überrascht. Beim Frühstück, das sich heut etwas ausdehnt, erstattet der Missetäter der Mutter reuigen Bericht und verspricht, erschüttert von dem Erlebten Besserung. Die Mutter soll es nun bald leichter haben. Sie reicht dem Sohne versöhnt die Hand, und ein Seufzer der Erleichterung ringt sich los aus ihrer Brust als Ausdruck der Lösung von der Angst, in die sie des Sohnes Bericht versetzt hatte.

Gustav Degenlos hat Wort gehalten. Er wurde ein redlicher Mann, der das Kneipenleben mied, brachte der Mutter eine brave Schwiegertochter zur Hilfe ins Haus und lebte in Frieden mit seinen Brüdern. So hofft er in schwerer Gegenwart auf eine bessere Zukunft.

Maler und Dichter des Riesengebirges.

Von den älteren Malern des Riesengebirges ist zunächst Kaspar David Friedrich zu nennen der etwa zur Zeit des Befreiungskrieges lebte und zu den frühesten Vertretern der romantischen¹ Landschaftsmalerei gehörte. In seinen Werken lebt echter Natursinn und sie zeugen von einem sicheren Können wenn ihnen auch etwas akademische Trockenheit² anhaftet. Mehr holte schon Ludwig Richter aus dem Hochgebirge heraus; sein „Kleiner Teich“ und andere Werke kennzeichnen diesen feinen Märchen- und

Kindermaler als echten Riesengebirgslandschaftler. Die Figur Rübezahls hat er an dem entzückenden Bilde mit der Familie des Glashändlers glücklich verwandt.

Echter Romantiker war auch Paul Linke, der in wirkungsvollen großen Bildern dem Riesengebirge ein stärkeres alpines Gepräge gab, als es an und für sich verdiente. Besonders bekannt ist sein „Ziegenrücken“. Die reiche Schönheitsfülle der Bachtäler des mittleren Gebirges entdeckte Adolf Dreßler. Durch seine Bilder wurde man erst auf die Schönheit der Riesengebirgslandschaft, vom Hochgebirge abgesehen aufmerksam, und wenn sich der Fremdenverkehr in den achtziger Jahren besonders auch nach Hain zog, so hatte das seinen Grund in den reinste Poesie und tiefste Liebe zu Wald und Bergen atmenden Bildern und Zeichnungen Dreßlers. An ihren Meister schlossen sich seine Schüler an Georg Müller-Breslau und Gertrud Staats. Müller malte ebenfalls viel in Hain dann aber auch in Buchwald. Sein Schaffen war vielseitig; er war auch ein tüchtiger Genremaler.³ Er lebte in Dresden kam aber immer wieder ins Gebirge zurück, wo er auch gestorben ist.

Eine sehr tüchtige Landschaftsmalerin ist auch Gertrud Staats, die noch in Breslau lebt. Feine Stimmungen vom Gebirgskamme mit den Pflanzen des Hochgebirges im Vordergrunde sind ihre Stärke.

Christian Ernst Morgenstern entwickelte ein reiches Schaffen auf dem Gebiete der Riesengebirgslandschaft. Auch er sucht aus dem Hochgebirge hauptsächlich das Alpine⁴ zu betonen geht aber auch gern den intimeren Motiven⁵ aus dem Mittelgebirge nach.

Von den neueren Malern sei zunächst Max Wislicenus genannt, dessen große Wandgemälde im Riesengebirgsmuseum in Hirschberg seinen Trieb verraten vor allem das Dekorative⁶ unserer Landschaft zu betonen.

Arthur Nickisch holt sehr feine Stimmungen aus dem Gebirge heraus; Georg Wichmann desgleichen der sich zu immer kräftigeren Aufassungen durchringt.

Paul Weimann schafft mit großem Fleiß; besonders in Winterstimmungen hat er eine glückliche Hand.

Ein kraftvoller Künstler ist der Professor an der Breslauer Akademie, Wasner, einer der besten und gesündesten Modernen⁷ und trefflich sind auch die Werke F. v. Jackowskis. Hans Oberländer legt weniger Wert auf Gebirgsmotive als auf ganz persönliche Stimmungen, die er in breiten Strichen festzuhalten sucht.

E. H. Compton, der Sohn hat sich zum ausgesprochenen Riesengebirgsmaler entwickelt. Von seinem Vater, dem großen Alpenmaler, aber überträgt er ein starkes Stück Alpinismus auf

die sanftere Riesengebirgslandschaft, die so von ihm zwar nicht wahr, aber doch stark wirksam behandelt wird.

Linke, Morgenstern und Compton ziehen im Grunde an einem Strange, so verschieden sie an sich auch sind. Nennen wir noch die Maler Trautmann und Dr. Kuron, so ist die Reihe der eigentlichen Riesengebirgsmaler ziemlich erschöpft.

Aber als tüchtige Könner müssen wir noch hinzufügen die trefflichen Radierers⁸ Dr. Paul Aust, Friedrich Jwan und Erich Fuchs, von denen der erste in Hermsdorf u. K., Jwan in Landeshut und Fuchs in Hain lebt. Nicht unerwähnt soll noch die Schreiberhauer Künstlerkolonie bleiben, in der verschiedene Künstler mit den Dichtern zusammenleben, ohne daß man sie nun gerade als spezifische⁹ Riesengebirgsmaler bezeichnen kann wie Fechner, Hendrich usw. Auf alle Fälle übt das malerische Riesengebirge dauernd auf die deutsche Künstlerwelt seine Wirkung aus, und wenn man alle nennen wollte, die außer sonstigem Schaffen gelegentlich auch im Riesengebirge malen und bereits Tüchtiges hervorbrachten so wäre das eine besondere künstlerische Arbeit für sich. Hoffen wir, daß die Schönheit unseres Gebirges durch die weitere Entwicklung des Fremdenverkehrs niemals so beeinträchtigt werde, daß unseren deutschen Malern die Freude am Gebirge verdorben wird.

*

*

*

Wenn hier mit vollem Recht von Malern des Riesengebirges die Rede war, so kann man von Dichtern des Riesengebirges nicht mit gleicher Sicherheit sprechen. Das Riesengebirge malerisch auszuwerten ist eine durchaus künstlerische Aufgabe, kann eine Lebensaufgabe sein; aber das Riesengebirge dichterisch ausschöpfen zu wollen wäre ein verfehltes Unternehmen weil der betreffende Dichter sich selbst eine Marschroute aufzwingen würde, die ihn nötigte, die Poesie gewaltsam zu behandeln d. h. unpoetisch zu werden. Der Maler sieht das Bild und die Natur, der Dichter aber sieht das Typische im menschlichen Geschehen und so kann er sich nicht allzu eng an ein bestimmtes Heimatgebiet schließen und zwar umso weniger, je größer er ist.

Nur gelegentliche Stimmungen werden hier entscheidend im engeren Heimatsinne. So müssen wir z. B. Theodor Körners gedenken der den Sonnenaufgang auf der Koppe, den Zackelfall und anderes besungen hat, und ebenso Theodor Fontanes, der viel in Krummhübel weilte und für seinen Roman „Quitt“ eine Wilderergeschichte als Unterlage nahm, die in dem Gebiet des Gehänges, in der Nähe der Koppe, spielt.

Gerhart Hauptmann lebt seit langen Jahren in Agnetendorf; doch würde man ihm sehr Unrecht tun wenn man diesen Mann, der der gesamten deutschen und Weltliteratur¹⁰ angehört, als Riesengebirgsdichter bezeichnen wollte. Wohl klingt in manche

seiner Arbeiten das Lied unserer Berge hinein vor allem in die „Versunkene Glocke“ und in „Pippa tanzt“; aber er ist ebenso wenig Riesengebirgsdichter wie er spezifisch schlesischer Dichter ist; denn Gerhart Hauptmann ist viel, viel mehr, weil er ein Universalmensch ist, der die ganze Menschheit mit seinem Geiste umfaßt.

Da steht Carl Hauptmann, sein Bruder, dem Riesengebirge wesentlich näher, weil es in seinen Schöpfungen als Hintergrund klarer hervortritt. Der zwar begabte, aber nicht dichterisch große Carl behandelt auch viel engeres Gebiete als sein Bruder

Gerhart. „hütten am hange“, die „Bergschmiede“, die „Rübezahlslegenden“ usw. zeigen schon durch ihre Titel, wie nahe sich der Autor unserem Gebirge fühlte.

Hermann Stehr, der ebenfalls im Riesengebirge ansässig ist, wählt sich eher das Waldenburger Industriegebiet zum Hintergrund als das Riesengebirge, das neuerdings aber doch manchmal zwischen seinen Zeilen hindurchschimmert, wie z. B. in „Wendelin Heimelt“. Auch Stehrs Geist ist zu umfassend, als daß er sich von einem bestimmten eng umgrenzten heimatgebiet einsaugen ließe.

Der Romanschriftsteller Fedor Sommer allerdings wählt sich mit Vorliebe seine Stoffe aus dem Riesengebirge. Er schildert die Entwicklung des Fremdenverkehrs im Riesengebirge in einem in Schreiberhau spielenden Roman und Schmiedeberg und das Bober-Katzbach-Gebirge geben den Hintergrund zu anderen seiner Werke ab.

Dr. Bruno Wille hat in der „Abendburg“ ein Werk geschaffen, das auf dem Boden unserer Heimat spielt, ist aber ebenfalls nicht als Riesengebirgsdichter im besonderen Sinne anzusprechen.

Die schlesischen Dichter sind eigentlich alle auch Riesengebirgsdichter, was ja auch gar kein Wunder ist, und so können wir hier auch Holtei, Max Heinzel und Paul Keller nennen. Auch der große wissenschaftliche Feuilletonist¹¹ Wilhelm Bölsche mag hier genannt sein; denn dichterisch ist sein Schaffen in hervorragendem Grade, und das Riesengebirge sehen wir oft als Hintergrund seiner Abhandlungen. Lebt er doch in Schreiberhau, und ist ihm doch das Riesengebirge ständig ein dankbares Gebiet für seine naturwissenschaftlichen Studien.

Ganz spezifischer Riesengebirgsdichter ist eigentlich nur der Hirschbergers Goldschmied Hermann Hoppe, ein zu früh verstorbenes Talent,¹² dessen Lustspiel „Der Dorftyrann“, wie die Romane „Gundermann“ und „Weltende“ echteste Riesengebirgsluft atmen wenn sie auch nicht zu den größeren Schöpfungen unserer Literatur zählen.

Theodor Artopé schreibt gern Romane und Novellen mit Riesengebirgshintergrund, und so könnte man noch manchen

anderen nennen der teils historische, teil novellistische¹³ Stoffe aus dem Riesengebirge entlehnte. Wie eine Zahl von Malern so sitzt auch eine Anzahl Dichter im Riesengebirge, z. B. wieder in Schreiberhau ohne daß man sie gerade in den Rahmen einer Heimatbetrachtung ziehen müßte.

Stolz dürfen wir aber immer sein, daß ein Gerhart Hauptmann unser Landsmann im engeren Sinne ist, der, ein Weltphilosoph,¹⁴ als Dichter von der ganzen gebildeten Kulturwelt¹⁵ unter den ersten Namen der schaffenden Menschheit genannt wird, was sich unter anderem auch darin äußert, daß ihm der Nobelpreis¹⁶ verliehen wurde. Anregungen wird aber auch ihm wie anderen die engere Heimat immer geben; denn wer seinen Blick zu den höhen ins Waldinnere und in die Herzen der heimatgenossen zu richten versteht, wird auch stets den Segen der Heimat empfangen mag er sonst noch so sehr der übrigen Welt gehören

- 1) Die romantische Landschaftsmalerei stellt im Gegensatz zur bloßen sichtbaren Wirklichkeit auch das Phantastische, Romanhafte, Gefühlvolle dar. ein Sehnen nach etwas herrlichem.
- 2) Akademische Trockenheit bedeutet das hervorheben des Gelehrtenhaften, Schulgerechten im Bilde auf Kosten der künstlerischen Eigenart.
- 3) Genremaler (gesprochen: Schangrmaler) sind Vertreter der Figurenmalerei und Darsteller menschlichen Geschehens.
- 4) Das Alpine = das Wilde, Zackige, Schroffe in den hochkämmen der Alpen.
- 5) Intime Motive sind einzelne, mehr verborgene Schönheiten der Landschaft, die man erst bei genauer Durchforschung entdeckt.
- 6) Das Dekorative ist das Schmückende.
- 7) Ein „moderner Maler“ ist ein Maler der Gegenwart, der in zeitgemäßer Art malt.
- 8) Radierer sind Maler, die ihre Bilder mit Nadeln in metallene Platten einritzen ehe man sie durch verschiedene Verfahren aus Papier überträgt.
- 9) Spezifische Riesengebirgsmaler sind solche, die nur Bilder aus dem Riesengebirge malen.
- 10) Weltliteratur ist die Gesamtheit der Schriften für die sich alle Gebildeten der Welt interessieren.
- 11) Feuilletonist = Unterhaltungsschriftsteller.
- 12) Talent = Begabung eines Menschen. Man nennt auch einen begabten Menschen ein Talent.
- 13) Novellistische = erzählende Stoffe.
- 14) Ein Weltphilosoph ist ein Weiser, der das innere Leben der ganzen Welt versteht und darstellt.
- 15) Kulturwelt = gebildete Welt.
- 16) Der Nobelpreis ist der von dem Dynamitfabrikanten Nobel gestiftete Preis für Höchstleistungen in Wissenschaft, Kunst und Literatur.

Quellenverzeichnis.

- Partsch, Landestunde von Schlesien.
- Mertin, Wegweiser durch die Urgeschichte Schlesiens.
- Grünhagen, Geschichte Schlesiens.
- Grünhagen, Schlesien unter Friedrich dem Großen.
- Zeitschrift des Vereins für Geschichte Schlesiens.
- Grünhagen, Schlesische Regesten.
- Grünhagen, Silesiaca.
- Neuling, Schlesiens Kirchorte.
- Meitzen, Urkunden schlesischer Dörfer.
- Markgraf und Schulte, liber fundationis.
- Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit.-
- Wanderer i. R., Zeitschrift des Riesengebirgsvereins
- Eisenränger, Kreis Hirschberg.
- Herbst und Vogt, Chroniken der Stadt Hirschberg.
- Eisenränger, Geschichte der Stadt Schmiedeberg.
- Bergmann, Beschreibung und Geschichte von Warmbrunn.
- Zimmermann, Blüte und Verfall des Leinengewerbes in Schlesien
- Lange, Glasindustrie im Hirschberger Tale.
- Czihak, Schlesische Gläser.
- Die Jubelbücher der evang. Kirchengemeinden des Kreises.
- Werth, Festschrift der Handelskammer Hirschberg.
- Kreis-Ausschuß, Der Kreis Hirschberg während der Kriegsjahre.
- Cassel, Dissertation über die Hirschberger Kaufmanns-Sozietät.
- Schlesischer Lehrerverein, Wirtschaftlicher Heimatführer
- Eberhardt, Krummhübel einst und jetzt.
- Donat, Erdmannsdorf
- Winkler, Schreiberhau.
- Nentwig, Gotsche Schaff II., Fundator.
- Jahresberichte der Hirschberger Handelskammer.
- Jahresberichte und Festschriften verschiedener Vereine und Stiftungen.
- Hellmich, Besiedelung Schlesiens in vor- und frühgeschichtlicher Zeit.
- Schremmer, Deutsche Besiedelung Schlesiens und der Lausitz.

Anhang.

Heimatsagen.

I. Wie Hirschberg seinen Namen erhielt.

Wo heut die Stadt Hirschberg ihre Häuserreihen ausbreitet, stand vor tausend Jahren ein dichter Wald. Mächtige Bäume rauschten da und wiegten ihre Wipfel im Winde. Stolze Hirsche und flinke Rehe lebten in dem Walde. Damals wohnte in der Gegend ein heidnisches Volk, die Hermunduren Sie liebten die Jagd, und einer ihrer Herzöge erlegte gern die prächtigen Hirsche.

Einmal verfolgte er mit seinem Leibjäger ein Tier mit mächtigem Geweih, das ihm schon oft wieder entsprungen war. Es war ein heißer Tag, und der Fürst legte sich in der Nähe des kühlen Boberflusses müde zum Schlaf nieder, von seinem Leibjäger bewacht. Da rauschte es im Gesträuch, und der Leibjäger bemerkte den Hirsch Leise merkte er den Herzog, der mit gespanntem Bogen an die Stelle sprang, wo das Jagdtier aus dem Gesträuch kommen mußte. So war der Hirsch diesmal am Entfliehen gehindert. Hinter ihm lag der hohe Uferrand, der steil zum Bober abfiel, und rechts und links befanden sich so dichte Sträucher, daß das Tier mit seinem breiten Geweih nicht dazwischen hindurchdringen konnte.

Kaum hatte der Hirsch den Jäger bemerkt, als er auch schon das Geweih senkte und damit zornig auf den herzog losfuhr. Der Leibjäger riß seinen Herrn schnell zur Seite hinter einen schützenden Strauch. Der Hirsch aber war der raschen Bewegung mit dem Kopfe gefolgt und stieß in seiner Wut mit den Zacken seines Geweihs ins Gesträuch und blieb darin hängen. Nun konnte der Herzog das Tier mit dem Spieß erlegen. Die Freude des Fürsten war groß. Er dankte seinem treuen Begleiter für die Rettung.

Später wurde zum Andenken an die gefährliche, aber glücklich ausgangene Jagd eine Stadt erbaut, die den Namen Hirschberg erhielt. Deshalb befindet sich auch der Hirsch in ihrem Wappen.

2. Vom steinernen Rinde an der Hartauer Brücke.

Bei Hartau hat der Bober flache Ufer, die er bei Hochwasser überschwemmt. Einst stand nahe am Rande des Flusses ein Häuschen, worin eine Mutter mit ihrem Kinde wohnte. Als das Kind

schließt, ließ es die Mutter in seiner Wiege allein und ging schnell in den Wald nach Brennholz.

Da kam ein starker Regen. Der Bober schwoll an und trat über die Ufer. Seine reißenden Fluten drangen in das Haus, rissen die Türen auf und spülten den Tisch und die Stühle fort. Auch die Wiege mit dem schlafenden Kinde schwamm hinaus und kam in den Strom. Dort blieb sie in der Nähe der Brücke an einem Hindernis hängen.

Der Regen hatte auch die Mutter aus dem Walde getrieben. Sie kam heim und sah bald, daß die Fluten in ihr Haus drangen und daß ihr Kind weg war. Sofort lief sie am Strome hinab und sah es an der Brücke mit der Wiege aus den Wellen schwimmen. Sie ängstete sich, daß die Wiege umfallen und ihr Kind ertrinken könnte. In dieser quälenden Sorge kniete sie nieder, hob die Hände und betete: „Lieber, himmlischer Vater, rette mir mein Kind; ich will Dir mein ganzes Leben lang dafür danken!“

Das Gebet hatte sie mutig gemacht. Sie ging langsam und vorsichtig in das Wasser; es war schon etwas niedriger geworden und war an der Stelle nicht reißend. Mit einem langen Stabe konnte sie die Wiege erlangen und zog sie zu sich heran. Nun konnte sie ihr Kind herausholen und vom Tode retten.

Später ließ sie zum Andenken das Bild des Kindes in Stein aushauen und stellte dieses Denkmal an den Plag, wo sie ihren Liebling aus dem Wasser gerettet hatte. Als man die Brücke aus Steinen aufführte, wurde das Steinbild in das Gemäuer eingefügt und erinnert jetzt noch an den Dank der Mutter.

3. Von der Entdeckung der Warmbrunner Heilquellen.

Heidnische Jäger verfolgten einmal in der Gegend, wo heut die Häuser von Warmbrunn stehen, einen Hirsch und verwundeten ihn. Sie sahen, daß er an einen Ort lief, wo Dampf vom Boden aufstieg. Da gingen sie näher und merkten nun, daß dort Wasser war, in dem der Hirsch badete.

Da sie sich fürchteten, selbst näher zu gehen, hetzten sie die Hunde auf das verwundete Tier. Diese aber waren in ihrer Jagdgier so unvorsichtig, in das tiefe, heiße Wasser zu springen und verbrannten sich. Der Hirsch entsprang, aber die Hunde kamen heulend zurück.

Vorsichtig untersuchten die Jäger den Platz und fanden flache Stellen, wo das Wasser nicht mehr so heiß war. Es roch ganz nach Schwefel. Nach der Mitte zu aber wurde es immer heißer. Dieses Wunder von den dampfenden Quellen erzählten die Jäger ihrem Fürsten. Kluge Priester, die heilkundig waren, hatten schon von heißen Quellen gehört. Sie benutzten das Wasser zum Baden für Kranke, die darin Heilung fanden.

So wurden die Warmen Quellen ein berühmter Badeort. Man baute dort häufen und später nannte man den Ort Warmbrunn. Besonders am Johannistage kamen viele Kranke aus der Nähe und Ferne baden und wurden wieder gesund.

4. Von dem geheimnisvollen Gaste in Krummhübel.

Vor vielen hundert Jahren kamen nach Krummhübel noch nicht so viele Fremde wie heutzutage. Das Dorf bestand damals nur aus etlichen Häusern. Die Leute waren meist Kohlenbrenner. Auf den Gebirgskamm hinauf führten nur wenig mühsame Steige. Damals kamen Fremde aus Welschland, stiegen heimlich in die Berge und sammelten dort Gold und Edelsteine und trugen sie in ihre Heimat. Sie wurden meist reiche Leute, hatten daheim in Welschland große Häuser und lebten dort wie Edelleute. Diese Wale waren aber sehr klug und kleideten sich hier im Gebirge ganz schlicht und einfach. Sie ließen sich mit niemand in ein Gespräch ein, hatten es nicht gern, wenn man sie nach ihrem Tun fragte, und unternahmen ihre Bergfahrten ganz heimlich. Den Gebirgsbewohnern gruselte, wenn sie einen solchen Fremden im schwarzen Mantel erblickten: denn sie hielten solche Leute für Zauberer.

In Krummhübel lebte ein fleißiger Mann, der nicht viel sprach und auch gar nicht neugierig war. Der gefiel gerade den Wale. Einer derselben wohnte seit Jahren bei dem Manne, der Siebenhaar hieß. Mochte der Fremde kommen und gehen, wann er wollte. Siebenhaar fragte nicht, woher und wohin. Wenn der Wale mit Bürden kam oder ging, so tat er, als sähe er ihn nicht. Und wenn neugierige Nachbarn den Siebenhaar nach dem Tun seines Gastes fragten, da wußte er immer nichts zu sagen. So blieb denn auch das Fragen aus.

Das paßte dem Fremden in seinen Kram. Jahrelang war er im Sommer Siebenhaars stiller Hausgenosse gewesen. Als nun die Sonne sich wieder tiefer neigte und es aus den Herbst zuging, kam die Zeit, in der der Wale heimkehrte nach Welschland. Da fing er eines Tages selbst mit Siebenhaar ein Gespräch an. Er erzählte seinem Wirt von der schönen, fernen Heimat, wo das Wetter wärmet sei als hier im Gebirge, wo der Himmel immer blau herunterlachte. Und sein Wohnort Venedig sei eine herrliche, große und reiche Seestadt. Während man hier auf staubigem Wege führe, gleite man dort mit leichten, schürten Kähnen auf plätschernden Wasserstraßen zwischen den Häusern dahin.

Der biedere Siebenhaar, der noch wenig aus seinen vier Pfählen und von seinem Kohlenmeilerplatz fortgekommen war, staunte ehrlich bei diesen Erzählungen. Da lud ihn der Wale ein, mit ihm nach Venedig zu reisen, er wolle ihm dort sein heim zeigen und ihn auch einmal bei sich bewirten. Siebenhaar hatte zwar nicht viel

Zeit zum Müßiggehen, sagte aber endlich zu, weil er nun doch einmal ganz neugierig geworden war.

Der Fremde bestimmte die Zeit der Abreise und ließ sich nur versprechen, daß Siebenhaar über alles, was er erfahren werde, reinen Mund halte, und wenn es ihm noch so merkwürdig erschiene. Siebenhaar brauchte nur zu nicken, der Fremde glaubte es ihm; denn die alten Krummhübler sind nicht aus Redendorf. Alles war zur Abreise bereit. Da warf der Wale seinen Mantel in die Luft, und siehet. Es erschien ein grunzendes Borstentier. Beide Männer bestiegen dessen Rücken, und das Tier sauste mit ihnen durch die Luft über Berg und Tal.

Gerade auf die Sonne zu ging die Luftreise. Schon manchen Bergzug und manches Tal hatten die Reisenden überflogen, da kam man aus einmal an ein ganz hohes Gebirge. Das war mit Schnee bedeckt, und es war sehr kalt da. Das wären die Alpen, meinte der Fremde. Dann aber wurde es schon wärmer; ein blauer Himmel lachte über den Reisendem und tiefer senkte sich das fliegende Reittier. „Das ist Welschland“, meinte der Fremde, „und dort ist meine Vaterstadt Venedig“ Das Tier ließ sich vor einem prächtigen, steinernen hause nieder, setzte die beiden Männer ab und verschwand. Der Wale öffnete das große Tor, ließ seinen Gast ein und bat ihn, einen Augenblick zu verweilen. Er aber ging weg.

Siebenhaar kam nicht aus dem Staunen heraus, als er die hohen hallen des Schlosses, die großen, hellen Fenster sah, die ragenden Säulen, die bunten Teppiche und das herrliche, aus lauter farbigen Steinchen zusammengesetzte Pflaster. Breite Treppen führten in die oberen Räume. Siebenhaar war mit seiner Betrachtung aller Herrlichkeiten des Schlosses noch nicht fertig, als ihm ein feiner Herr in der Kleidung eines welschen Edelmannes mit dem Degen an der Seite entgegentrat und ihn zum Nähertreten aufforderte. Als der Gast noch immer den Wirt fremd ansah, meinte dieser: „Siebenhaar, kennt Ihr mich nicht mehr?“ Da ging endlich dem Krummhübeler ein Licht aus: er erkannte seinen geheimnisvollen Gast und jetzigen Wirt wieder. Das Erstaunen des biederer Dorfbewohners wuchs aber noch, als er die schönen Gemächer des Schlosses und die Menge von Dienern sah, und als er die feinen Speisen und Getränke der Welschen genoß. Alle Schönheiten der Heimatstadt zeigte der Wale seinem Gaste, der etliche Tage in dem Schloß und der schönen Stadt Venedig verweilte. Aber endlich sehnte er sich wieder heim nach seiner Gewohnheit und seiner Arbeit, denn es behagte ihm der lange Müßiggang nicht. Da ließ ihn sein Wirt auf demselben Reittier, das beide hergetragen hatte, wieder heimfahren. Wohlbehalten kam Siebenhaar wieder nach Krummhübel. Seinen geheimnisvollen Gast sah er nicht mehr wieder. Erst nach langer Zeit erzählte er seinen Kindern diese Geschichte. Die erzählten sie weiter, und so geht noch heute im

Gebirge die Sage um von Gold und Edelsteinen in den Bergen und von den welschen Schatzsuchern.

5. Wie Seidorf zu seinem Namen kam.

Vom Kynast, seiner Burg, aus zog aus seinem Rößlein der Ritter Hans Schoff mit seinem Knappen Balzer zu dem Bolkofeste in Schweidnitz. Zwischen Giersdorf und Seidorf war damals noch viel Wald; ihn mußten die beiden durchreiten. Wilde Gesellen lauerten dort versteckt und sperrten plötzlich dem Ritter den Weg.

Es kam zum Kampf; die Schwerter sausten, der tapfere Hans Schaff fällte manchen Räuber, wurde aber endlich verletzt und tat mit seinem Pferde einen unglücklichen Fall. Schon freuten sich die Räuber ihres Sieges; aber sie hatten nicht an die Treue und die Kraft des Knappen Balzer gedacht. Er half seinem Herrn unter dem gefallenen Roß hervor. Beide wehrten sich nun wie die Löwen. Etliche der Feinde wurden erschlagen, und die übrigen flohen. So wurde Ritter Schaff gerettet.

Da kamen sie zu dem nahen Dörfchen, das dem Ritter gehörte. Dort sprach er zu seinem Knappen: „Er hat mich gerettet und soll nun auch ein Ritter sein, und dies sei sein Dorf!“ Von nun an hieß der Ort „Seindorf“ oder in der Aussprache des Volks „Seidorf“. Der neue Ritter und Dorfherr Balzer baute zum Andenken an die Rettung seines Herrn eine Kapelle am Wege nach Glausnitz.

6. Ueber die Entstehung der Stadt Schmiedeberg.

Vor vielen hundert Jahren zogen von Westen her die Deutschen in unser Tal und bauten überall Dörfer. Da gab es auch Leute, die nach Erzen und edlen Steinen suchten. In der Gegend, wo heute Schmiedeberg liegt, rauschte damals zwischen öden Felsen und dichtem Walde die Eglitz durch den Habichtsgrund. Ein Bergmeister namens Lorenz Angel fand dort guten Eisenstein und nahm sich vor, ein Bergwerk zu gründen.

Er zog ins deutsche Land hinaus und holte aus anderen Gebirgen, wo schon Bergbau betrieben wurde, Bergleute und Schmiede. Sie bauten ihre Hütten in den Habichtsgrund und brachten das Eisenbergwerk in Gang. Die Schmiede verarbeiteten es zu allerhand Geräten für das Haus und für die Arbeit des Landwirts oder Handwerkers. Damals war der Ort fast nur von Schmieden bewohnt und man nannte ihn deshalb „Schmiedeberg“.

Die Eisenwaren aus Schmiedeberg wurden bekannt und berühmt. Sogar Donnerbüchsen für den Krieg wurden da gefertigt. So bevölkerte sich der Ort immer mehr und mußte bald selber Handel treiben, wie es sonst nur den Städten erlaubt war. Deshalb gab es immer Unfrieden mit der Stadt Hirschberg. Um nun diesem ewigen Streit ein Ende zu machen, baten die Schmiedeberger den

Kaiser um das Stadtrecht. Er erobt das bisherige Dorf Schmiedeberg zur Stadt, wodurch der Ort das Marktrecht bekam.

7. Der Schatz im Hausberge.

Auf dem Hausberge stand einst eine Burg. In ihren tiefen Kellern wurden viel Gold und edle Steine aufbewahrt. Als man die Burg zertrümmerte, wurden die Keller verschüttet, und die Schätze blieben darin versteckt. Mächtige Geister bewachten sie in den unterirdischen hallen, die von dem Glanz der Edelsteine widerstrahlten.

Einmal im Jahre öffnet sich der Berg, und die Menschen können hinein in die weiten Gewölbe und sich von den unerschöpflichen Schätzen nach Belieben nehmen. Das ist in der Christnacht, wenn die Uhr auf dem katholischen Kirchturm in der Stadt die zwölfe Stunde verkündet. Der Eingang ist offen, bis die Uhr „eins“ schlägt. Wer von den Besuchern der hallen um diese Stunde nicht ins Freie tritt, dem wird der Ausgang versperrt, und er bleibt im Berge eingeschlossen.

Da war ein armer Handwerker namens Reimann in der Stadt; der hatte sieben Kinder. Weil sein Verdienst für die große Familie nicht ausreichte, war oft große Not im Hause. Nun hörte der Mann von dem Schatze und gedachte, sich etwas davon zu holen. In der Christnacht ging er um Mitternacht an den Hausberg und wartete, bis von der Stadt her die Turmuhr die zwölfe Stunde schläge. Als der erste Schlag der Uhr ertönte, geschah ein ungeheurer Krach, daß der arme Mann erschrocken zusammenfuhr. Da öffnete sich der Berg, und der Erstaunte sah ein weites Tor offen, durch das er in einen langen Gang kam, an dessen Ende ein helles Licht strahlte. Reimann ging darauf zu und trat in ein weites Gewölbe, in dem viele Truhen voll Goldstücke standen. Ein Zwerg mit langem, grauem Bart bewachte den Schatz.

Er erlaubte dem Bittenden, einen Beutel voll Goldstücke zu nehmen. Reimann füllte die mitgebrachte Tasche und ging hinaus, weil er Angst hatte, daß der Berg sich schlösse. „Komm aber nie wieder!“ rief der Zwerg ihm nach. Kaum aber hatte Reimann den Berg verlassen, als auch die Turmuhr schon zum Schlage „eins“ ausholte. Krachend schloß sich das Tor. Nun konnte sich der arm gewesene Mann mit seiner Familie gute Tage bereiten, ohne daß er schwer zu arbeiten brauchte.

Aber das Geld nahm doch ab. Reimann gefielen die faulen Tage; er achtete nicht aus das Schwinden des Goldes, arbeitete nicht und verbrauchte gar bald, was er besaß. Da war er wieder arm und darbte samt den Seinen bei hartem Tagewerk; hatte er doch die Hoffnung, daß ihm am nächsten Christabend der Zugang zum Goldschatz wieder offen stehen werde.

Wieder war es Heiliger Abend, und Reimann stand mit weiten Taschen wartend am Hausberge. Zur bestimmten Zeit öffnete sich das Gewölbe, und der Goldsucher trat schnell ein. Mürrisch empfing ihn der Zwerg und erlaubte dem Bettelnden unwillig den Zutritt zu den Schätzen. Gierig griff der Darbende nach den Goldstücken und füllte Tasche um Tasche, so daß er sich nur mühsam damit fortschleppen konnte. Wie Donnerrollen erklang des Zwerges Warnung, er solle sich nie mehr blicken lassen. Nur mit genauer Not entging er dem Verderben; das Tor schloß sich hart hinter seinen Fersen. Aber auch diesmal brachte dem Reimann das Gold keinen Segen. Er verschwendete es bei faulen Tagen und griff erst wieder nach der Arbeit, als das letzte Goldstück ausgegeben war. Nun faßte ihn wieder die alte Not. Arm wie eine Kirchenmaus stand er am Christabend wieder am Hausberge. Er gelangte auch in den Berg und raffte mit gierigen Händen die Schätze zusammen. Drohend stand der Zwerg daneben. Doch Reimann wollte sich recht reichlich versorgen und hatte sich zu lange im Berge aufgehalten. Als er in das Tor treten wollte, krachte es zu und zerschmetterte ihn.

8. Der Gefangene im Burgverlies.

Auf der Burg Kynast wohnte einst ein grausamer Ritter. Er hatte einen andern jungen Ritter gefangen genommen und auf den Kynast geschleppt, wo er ihn in einen tiefen Kellerraum, das Burgverlies, einsperre. Dort war es finster, und es herrschte eine feuchte und kalte Luft darin. Der arme Ritter mußte auf dem durchgeweichten Boden schlafen. Der finstere Kerkermeister brachte ihm alle Tage Brot und einen Krug Wasser. So lebte der Gefangene in bitterer Not. Er dachte mit Trauer an fein treues, junges Weib daheim, das sich um ihn ängsten mußte.

Die traurige Gattin des Gefangenen wußte ganz genau, daß der grausame Burgherr seinen Gefangenen nie mehr freilassen werde und daß er im Kerker elend sterben müsse, wenn er nicht auf irgendeine Weise entfliehen könne. Da zerbrach sie sich den Kopf, wie sie ihm helfen könnte. Endlich fand sie einen klugen Gedanken. Sie holte ein langes Seil und eine Feile und hüllte beides so eng zusammen, daß sie das Knäuel in ein rundes Brot hineinbacken konnte. Das wollte sie ihrem gefangenen Manne bringen.

So schnell sie konnte, eilte sie mit dem Brot auf die Burg, wo sie den Kerkermeister gut kannte; denn dessen Tochter war ihre Freundin. Dieser und ihrem Vater erzählte sie ihren Kummer um den Gefangenen und bat, daß sie ihm das Brot bringen dürfe, damit er nicht zu sehr zu hungern brauche. Später werde sie den Burgherrn bitten, ihren Mann wieder freizulassen. Der Kerkermeister wollte die geängstete Frau nicht anhören und auf ihre Bitte nicht eingehen. Doch der Fürsprache seiner Tochter gelang es, den

strengen Vater milder zu stimmen. Er öffnete der armen Frau den Kerker ihres Mannes, blieb aber am Eingang stehen.

Weinend schritt sie auf ihren traurigen Gatten zu, fiel ihm um den Hals und küßte ihn. Dabei sagte sie laut: „Mein Liebster, hier hast Du ein Brot, damit Du nicht zu hunern brauchst!“ Doch setzte sie dann leise hinzu, daß es der Kerkermeister nicht hören konnte: „Iß aber vorsichtig; Du wirst etwas im Brote finden, was Du zu Deiner Rettung brauchst.“ Schon klapperte der Aufseher ungeduldig mit den Schlüsseln; da sprach sie: „Lebe wohl!“ und ging hinaus. Der Kerkermeister schloß hinter ihr zu.

Kaum waren seine Schritte draußen verklungen, als der Gefangene das Brot untersuchte und Strick und Feile fand. Nun wußte er auch, wie er sich retten könnte. Er war erfreut und dachte mit herzlicher Dankbarkeit an seine treue Gattin, zu der er nun so schnell wie möglich heimkehren wollte. Es war aber große Vorsicht nötig; denn der Kerkermeister achtete streng auf alles, was ihm irgendwie auffiel. Dort oben an der Wand war die kleine Fensteröffnung, durch die man wohl hätte hinauskriechen können, wenn das Eisengitter nicht davor gewesen wäre. War man aber oben, so mußte man von dem hoch im Mauerwerk liegenden Fenster hinab auf den Felsenrand, auf dem die Burg stand. Es gab also eine lange gefährliche Arbeit und ein noch gefährlicheres Wagnis beim Entfliehen.

Doch am ersten Tage wollte der Eingekerkerte noch nichts beginnen, was den Aufseher hätte mißtrauisch machen können. Er labte sich an dem Brot, das ihm seine Frau gebacken hatte. Dann überlegte er, wie er nahe an das Fenster käme, damit er die Eisengitter durchseilen könnte. Er versuchte auf den Stein zu treten, den er als Sitz gebrauchte, und es ging so. Doch da hörte er nahende Schritte. Sofort versteckte der erschrockene Gefangene Feile und Seil in einem entfernten, finsternen Winkel, schob den Sitzstein an seinen alten Ort und aß ein Stückchen Brot. Da rasselte der Schlüssel im Schloß, die Tür ging auf, und der Kerkermeister brachte den Wasserkrug und das Brot, schaute sich mißtrauisch überall um und ging beruhigt wieder davon, weil nichts seinen Argwohn erregt hatte. Müde legte sich der Gefangene nieder und schlief in bester Hoffnung ein.

In den nächsten Tagen gab es stürmische Nächte, in denen der unglückliche Ritter sein Kerkergitter durchfeilen konnte, ohne gehört zu werden. Als das gelungen war, kroch der Gefangene in einer folgenden Nacht durch die Lichtöffnung hinaus, knüpfte sein Seil an einen der Stumpfe des abgefeilten Gitters und ließ sich an der hohen Außenwand der Burgmauer hinab. Bald erreichte er den Boden und entsprang. Da er mit den Wegen bekannt war, so fand er sich im Dunkeln zu dem Hause eines guten Freundes, der ihm ein Pferd zur Flucht bot. So gelangte er bald auf seine sichere Burg und zu seinem treuen Weibe.

9. Die vier Blutstreifen im Wappen der Ritter von Schaffgotsch.

Die Ritter des Geschlechtes von Schaffgotsch, das auf dem Kynast seinen Wohnsitz hatte, führten in ihrem Wappen vier rote Streifen. Dieses Merkmal weist das Wappen auf, das die Burgkapelle auf dem Kynast einst schmückte; es war aber auch auf dem Grabstein Gotsche Schoff II. abgebildet. Wir sehen hieraus, daß dieser Ritter die vier Blutstreifen in sein Wappenschild gesetzt hat; doch hat die Geschichte die Veranlassung dazu nicht aufbewahrt. Eine Sage berichtet über die Erwerbung des neuen Wappenmerkmals folgendes:

Gotsche Schoff II. war ein tapferer Ritter, der mit seiner Reiterschar in schweren Kriegszeiten dem Kaiser gar oft ein tüchtiger heiser wurde. Einst griff dieser entscheidend in eine Fehde zwischen zwei thüringischen Rittern ein, die sich in die Länge zog und so dem Lande viel Schaden brachte. Eine mächtige Stadt dieses Landes schlug sich auf die Seite des einen der beiden feindlichen Ritter und verlängerte den Kampf umso mehr. Da mußte der Kaiser mit seinem Heere die Stadt belagern. Sie verteidigte sich hartnäckig und mußte endlich gestürmt werden. Das gab ein blutiges Ringen. Ritter Schoff mit seiner Schar stand mitten in diesem Kampfe und gab den Ausschlag. Die Stadt wurde schließlich erobert.

Vom Blute des Kampfes noch befleckt, zogen die Helden in die Stadt. Da erschaute der Kaiser seinen treuen heiser Schoff, wollte ihm zum Dank die Hand reichen und ging auf ihn zu. Der Ritter erkannte die Absicht seines Kriegsherrn und wischte schnell die blutige Rechte, die verwundet war, an seiner Rüstung ab, so daß von den vier Fingern, die verletzt waren, vier blutige Streifen auf dem Panzer zurückblieben. Da erfaßte der Kaiser die blutige Hand, schüttelte sie zum Dank und sagte: „Mein lieber Kriegsheld Gotsche, lasset die vier Blutstreifen einrosten zum Andenken an diese ruhmreiche Tat und tragt sie zum Ehrenzeichen für Eure treue Hilfe, die Ihr mir geleistet habt, im Wappen!“

10. Die Sage van der Abendburg.

Wenn man vom hochstein aus den Weg auf dein hohen Jserkamm nach Westen verfolgt, kommt matt in einsamer Gegend zwischen Wald und Sumpf zu einer Felsengruppe, die von den Bewohnern der Gegend die Abendburg genannt wird, von der die Sage Merkwürdiges berichtet.

An der Stelle der heutigen Felsen stand vor alter Zeit ein herrliches Schloß mit mächtigen Toren und großen Fenstern, die in der Abendsonne goldig erstrahlten. In den weiten, prächtig geschmückten Räumen der Burg hatte der reiche Burgherr sagenhafte Schätze von Gold und Edelsteinen aufgehäuft, und er war sehr stolz und hochfahrend Ein schönes Töchterlein erblühte an seiner Seite;

wer es sah, hatte es lieb. Da hatte der mächtige Berggeist es erschaut und davon ein krankes Herz bekommen. Wenn er des Mädchens ansichtig wurde, war er froh und redete gern lange mit ihm; das Burgfräulein war auch recht freundlich zu dem schmucken Manne. Der Berggeist sah immer mehr ein, daß er ohne das schöne Edelfräulein nicht leben könne. Da faßte er Mut, trat vor den stolzen Burgherrn und sprach: „Gebt mir Euer Töchterlein zur Gemahlin; sie soll es bei mir ebenso gut haben wie bei Euch, Herr Ritter, und soll in einem noch schöneren Schloß leben, als Ihr es habt. Ich bin der Herr des ganzen Gebirges“. Da schaute ihn der stolze Ritter vom Kopf bis zu den Füßen mit maßlosem Hohne an, daß dem Bittenden die Haare zu Berge stiegen vor Entrüstung. Der Burgherr warf krachend die Tür zu und ließ den Gast draußen stehen. Dieser aber hob die mächtige Geisterhand und schrie, daß die Erde bebte: »Du Felsenherz, sei samt deinem Schloß und deiner Pracht ein kalter Stein, den jedermann flieht!“ Da zog sich über der Burg ein Gewitter zusammen: schwarze Wolken hingen drohend am Himmel; ein greller Blitz sauste hernieder, und es krachte der Donner, als spalte sich die Erde. Ein niederströmender Wolkenbruch hüllte Schloß und Umgebung in Nacht. Als sich die Natur beruhigt hatte und das Gewitter verzog, war das herrliche Schloß verschwunden, und eine kahle Felsenmasse stand an seiner Stelle.

Traurig sah es von nun an aus um die Abendburg; doch übte der Bannspruch nicht immer seine Gewalt aus. Bisweilen erstrahlte das Schloß in seiner alten Pracht. So geschah es am Johannistage und am Heiligen Abend öfter auf kurze Zeit und auch zu anderen heiligen Zeiten, in denen die Bannflüche ihre Kraft verloren. Einst kam ein Pascher, ein Mann, der zu verzollende Waren über die Grenze bringt und dabei den Zoll umgeht, an den Felsen vorbei. Da sah er die entzauberte Abendburg glänzen. Ein herrliches Mädchen stand darin an einem Fenster und lud ihn ein, er möge eintreten und von den aufgehäuften Schätzen nehmen. Da er aber der Aufforderung nicht nachkam, verschwand das Schloß mit Donnerkrachen. Der Pascher erschrak so, daß er krank nach Hause kam.

Eine Frau weidete einsam bei den Abendburgfelsen ihre Kuh. Da erschien auf einmal die Burg. Die Frau schaute durch die Fenster derselben und erblickte darin die goldenen Schätze; sie hingen umher wie die Zapfen der Tannenbäume. Da ging sie hinein mit ihrem Kinde und setzte es auf den Fußboden, um von den Schätzen zu sammeln. Aber sie ängstete sich, um den günstigen Augenblick des Hinausgehens nicht zu verpassen, und ließ daher, weil ihr Sinnen ganz von dem Golde erfüllt war, beim Hinausgehen ihr Kind zurück. Als sie dies zu ihrem Schreck gewahr wurde, lief sie nach dem Kinde und fand das Tor geschlossen.

Weinend ging sie heim und mußte sich mit der Hoffnung trösten, daß sie vielleicht am Christabend den rechten Augenblick erlauschen

könnte. in dein die Burg offen sein würde. Oft umschlich sie seither die kahlen Felsen: aber ihr hoffen und Suchen war vergebens. Nichts regte sich in der öden Einsamkeit, und das Schloß war nicht zu entdecken. Endlich ging sie in der nächsten Christnacht im Schnee wieder hinaus zur Abendburg. Diese stand in ihrem Glanz da, und die hoherfreute Mutter ging hinein. Da saß ihr Liebling gesund und wohlbehalten und spielte mit goldenen Äpfeln. Ringsum lockten goldne Schätze. Doch die Mutter schaute nicht nach diesen, nahm ihren wiedergefundenen Liebling auf den Arm und kam glücklich heim.

11. Wie das Laborantentum in Krummhübel begann.

In Glatz lebte zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges ein Apotheker, der Georg Werner hieß. Er hielt es mit den Schweden, die damals die Stadt besetzt hatten. Da eroberten die Kaiserlichen die feste Stadt, und Werner fühlte sich nicht mehr sicher in Glatz und floh mit seinem Sohne in das Riesengebirge. Ein Jäger namens Samuel fand die beiden Flüchtlinge zu Tode erschöpft am Gehänge und brachte sie nach Krummhübel, wo sie von einem barmherzigen Manne mit Namen Söllner aufgenommen und gepflegt wurden. Söllner war arm, aber auch seine Gäste. Diese sahen, als sie sich erholt hatten, daß eine längere Versorgung durch ihren guten Herbergsvater unmöglich war und strebten darnach, sobald wie möglich sich einen Broterwerb zu suchen. Da erkannte der Apotheker gar bald, daß auf den Bergwiesen mancherlei Heilkräuter wuchsen, und daß diese auch den Leuten im Dorfe als solche bekannt waren. Der Apotheker Werner stellte aus solchen Kräutern heilsame Getränke her und kurierte damit allerlei Kranke für wenig Geld. Bald wurden seine Medizinen viel verlangt; er ließ sich von einem Gehilfen mit Namen Melchior Hampel viele Heilkräuter sammeln und bereitete seine Erzeugnisse für den Verkauf. Er nahm auch einen Lehrling, der sich später selbstständig machte. So bildete er nach und nach auch andere Lehrlinge aus, die sein Gewerbe weiterführten. Man nannte diese Leute Laboranten. Sie betrieben ihre Beschäftigung in Krummhübel mit großem Eifer, hatten guten Verdienst und wurden berühmte Leute in der ganzen Umgegend.

12. Vom Annenkirchlein bei Schmiedeberg.

Im Habichtsgrunde, wo man eifrig den Bergbau und das Schmiedehandwerk betrieb, lebte ein tüchtiger Schmiedemeister, der hatte eine schöne Tochter namens Anna. Zu ihr kamen viele Freier, arm und reiche. Sie liebte aber von allen den ärmsten, den wackeren Gesellen ihres Vaters. Einmal wagte es der Geselle, bei seinem Meister um das Mädchen zu werben. Dieser aber sagte, er wolle ihm die Tochter nicht eher geben, ehe nicht sein

Schmiedehammer zu Gold werde. Das war ohne ein Wunder unmöglich, und Anna und ihr Liebster hatten schweren Kummer.

Weil der Gesell an ein solches Wunder nicht glaubte, nahm er sich vor, die Gegend zu verlassen und in die Ferne zu ziehen. Als dies Anna von ihm hörte, weinte sie sehr und betete oft gar innig unter heißen Tränen, Gott möge ihr beistehen in ihrer Herzensangst. Als sie wieder einmal so herzlich gebetet hatte, erschien ihr im Traum ihre Schutzpatronin, die heilige Anna; und sagte: „Nimm den Hammer deines Geliebten und gehe damit hinaus in den Wald. Wo er Dir aus den Händen fällt, da wird er zu Gold werden.“ Dreimal hatte sie diesen Traum.

Sie erzählte ihn dem Gesellen. Eines Sonntags, als die Arbeit ruhte, gingen beide mit dem Hammer in den Wald, und Anna trug ihn. Als sie schon ein großes Stück Weges gegangen waren, erschien ihr der Hammer schwerer; aber sie ließ es nicht merken. Nachdem sie den Hammer mit großer Mühe noch ein Stück getragen hatte, tonnte sie ihn nicht mehr festhalten. Er entfiel ihren Händen. Nun glaubte sie, das Wunder würde sich erfüllen. Aber der Hammer verwandelte sich nicht in Gold. Da lachte der Geselle sie aus, und Anna weinte nun ganz ratlos.

Aber sie ließ den Hammer an jener Stelle liegen und sagte: „Ach, du Ungläubiger, grabe doch nach, ob sich nicht hier in der Erde das Gold findet!“ Er aber schüttelte den Kopf. Nun drängte sie ihn mit Bitten, bis er in die Erde grub. Da kam er bald auf schwarzes Gestein, das er als gutes Eisen erkannte. Nun lachte der Gesell wieder, bat aber Anna wegen seines Unglaubens um Verzeihung und sagte: „Du hast doch recht gehabt, meine Herzliebste, nun ist uns geholfen!“ Sie dankten beide ihrer Helferin.

Der Gesell ging hin und kaufte die Stelle, wo der Eisenstein lag. Nun wurde er Besitzer einer neuen Eisengrube und war bald ein reicher Mann. Als er nun wieder mit seiner Werbung vor seinen früheren Meister trat, wurde er nicht mehr abgewiesen. Bald war die Hochzeit.

Anna war nun glücklich und errichtete ihrer Schutzheiligen zum Dank auf einem Berge bei Ober-Schmiedeberg das Kirchlein, das nach dem Namen der heiligen Anna benannt wurde.

10. Das Schmiedeberger Stadtwappen.

Die Stadt Schmiedeberg führt in ihrem Stadtwappen ein springendes Pferd, über dessen Rücken ein Hammer fliegt. Eine Sage erzählt, wie die Stadt zu diesem Wappen gekommen sein soll.

Schmiedeberg ist entstanden aus den Hütten fleißiger Bergleute und Schmiede, die sich im Habichtsgrunde niederließen. Da war einst ein furchtlicher Raubritter, der die Menschen belästigte und beraubte und sie grausam behandelte. Der ließ sich oft bei einem starken Schmiede im Habichtsgrunde sein Pferd beschlagen.

Da er aber dem Schmiede nicht traute, blieb er immer dabei im Sattel sitzen, und die Gesellen mußten den huf hatten, während der Meister das Eisen darauf befestigte. Dem Schmiede aber wallte das Blut im Zorn auf, wenn ihm der Ritter nahte. Gern hätte er ihm mit seinem Hammer den Garaus gemacht.

Eines Tages sah er wieder den Ritter hoch zu Roß die Bergstraße herabkommen auf seine Schmiede zu. Nun dachte der Schmied: Jetzt ist es Zeit, die Welt von solchem Unholde zu befreien. Er schickte seine Gesellen weg, daß der Ritter sie nicht sah. Da kam der Räuber dahergeritten. „Meister, beschlag Er mir mein Pferd, aber mach er schnell!“ Der Meister zuckte mit den Schultern und sprach mit ernster Miene: „Herr, es geht heut nicht; meine Gehilfen sind alle fort!“ Da stieg der Ritter vom Pferde, um selbst den Huf zu hatten, und das eben hatte der Schmied gewollt.

Der Ritter mußte sich anstrengen, des Pferdes Fuß hoch zu bringen. Als er nun bei dieser Arbeit sein behelmtes Haupt niederbeugte, holte schon der Schmied mit seinem Hammer gewaltig aus. Mit furchtbarer Gewalt sauste dieser nieder auf den Kopf des Räubers, der wie vom Donner gerührt zu Boden stürzte. Da bäumte das Pferd vor Entsetzen auf und lief davon, und der Schmied warf ihm den Hammer nach.

Dabei rief er aus: „So geschehe jedem, der ehrliche, fleißige Menschen schindet und quält!“

14. Die Sage vom Kutschenstein.

Zur Zeit der Hussitenkriege stand auf dem einen der Falkenberge eine feste Burg, die dem Ritter Opitz von Czirn gehörte. Einmal waren seine Gattin und seine beiden Töchter Uda und Gisela auf dem Bolzenschloß zu einer Taufe. Lange saß man dabei an der festlichen Tafel. Bei dieser Gelegenheit verlobte sich Uda mit dem Sohne des Maiwaldauer Ritters Petschke von Zedlitz. Die Festlichkeiten dauerten drei Tage.

Da erklang in den Festesjubel auf dem Bolzenschlosse der Schreckensruf: „Die Hussiten kommen!“ Im Nu war die Freude aus; denn jeder Gast suchte heimzukommen in den Schutz seiner festen Burgmauern. Auch die Edeldamen vom Falkenstein bestiegen schnell ihren Wagen und fuhren auf dem kürzesten Wege nach ihrem Heim zurück.

Doch die Hussiten waren schon da und hätten bald die im Wagen dahinfahrenden Frauen aufgefangen. Doch etliche Ritter, darunter Udas Verlobter, hatten den Wagen zum Schutze begleitet und bekämpften die Feinde, während der Wagen im vollen Galopp den Falkenberg hinaufraste. Doch es war finstere Nacht. Der Kutscher verfehlte den rechten Weg und fuhr über einen steilen Felsenhang. Alle sausten in den Abgrund und zerschellten.

Von dieser grausigen Fahrt trägt der Berg noch heute den Namen „Kutschenstein“.

15. Vom Mirakelborn in der Sattlerschlucht.

Ein hartherziger Ritter hatte nacheinander drei Frauen gehabt und sie alle drei getötet. Da hatte das heimliche Gericht, die heilige Feme, von seinen Untaten gehört und lud ihn vor seinen Richterstuhl.

In einer Nacht hatte er drei laute Schläge am Burgtor vernommen. Als es sein Knappe öffnete, stand niemand draußen; aber an dem Tor hing ein Brief, der die Ladung vor Gericht enthielt, und darüber steckte tief im Holz ein Messer. Das war das Zeichen des heimlichen Gerichts. Im Briefe waren Zeit und Ort angegeben, wann und wo sich der Ritter einfinden sollte. Als dieser den Brief in die Hand bekam, wurde er blaß und zitterte vor Angst; denn er wußte, daß er der heiligen Feme nicht entrinnen könne.

An einer waldfreien Stelle der Sattlerschlucht lag ein großer Stein, der als Gerichtstisch gebraucht wurde. Auf demselben lagen zur Zeit des Gerichts Schwert und Strang. Rings um den Tisch lagen große Steine als Sitze für die schwarz verummmten Richter, und vor dem Tische stand der ebenfalls schwarz gekleidete Gerichtsleiter. Die Richter waren versammelt, als der Vollmond am Himmel stand, und hatten ihre Boten an Ort und Stelle gesandt, den Ritter abzuholen. Pünktlich erschien er, ließ sich die Augen verbinden und vor das heimliche Gericht führen.

Da fragte ihn der Richter, warum er seine drei Frauen getötet habe. Er antwortete: „Weil sie mir alle die Treue brachen“. Da erschien auf einmal eine Fee, eine weiße Frau, und bat den Richter, daß sie den Beweis führen könne von der Unschuld der drei Frauen und von der Unwahrheit der Aussage des Ritters. Der Richter gewährte die Bitte.

Da ging die Fee hinweg und brachte die drei Frauen, die durch göttliche Allmacht vom Tode erstanden waren, herzu. Der Ritter erkannte sie und erschrak. „Folget mir!“ sprach die Fee. Sie ging mit den drei Frauen voran, und die Richter folgten mit dem Ritter nach. Bald standen alle an einem klaren Brünlein, das in der Sattlerschlucht entspringt. Und als alle den Brunnen umstanden, ließ die Fee die drei Frauen und den Ritter in den Kreis zum Brunnen treten. Die Fee hob einen Becher kalten, frischen Wassers, das sie eben aus der Quelle geschöpft hatte, empor und sprach: „Wo Menschen nicht richten können, da muß das Gericht des allmächtigen Gottes walten. Wisset! Wer von diesem Brunnen trinket und Übles getan hat, der muß fortan sterben!“ Sie reichte den Becher der ersten Frau. Diese trank ruhig und blieb lebend. Die Fee reichte nun den neu gefüllten Becher der zweiten Frau; auch ihr geschah nichts. Auch die dritte der Frauen nahm keinen Schaden bei dem Trunk. Da rief die Fee: „So hat Gott der edlen Frauen

Unschuld bewiesen! Nun, Herr Ritter, beweiset die Eure!“ Sie reichte auch ihm den Becher.

Als er ihn aber an die Lippen setzte, fiel er tot zur Erde, und das Glas zersprang beim Niederfallen. Da sagte der Richter: „So ist seine Schuld erwiesen. Henker, scharret ihn ein, daß nicht Mond noch Sonne ihn bescheine!“ Schwarz verummumpte Männer trugen ihn hinweg in öde Klüfte und türmten Steine auf seinen Leichnam. Die Frauen bekamen des bösen Ritters schöne Burg zugeteilt, in der sie fröhlich weiter lebten.

Die Quelle aber, deren Wasser das Gottesgericht entschieden hatte, heißt noch heute der „Mirakelbrunnen“.

16. Wie die St. Anna-Kapelle bei Seidorf entstand.

Über das Riesengebirge nahm einst ein junger, gepanzerter Ritter seinen Weg zum Kreuzheere, das sich sammelte, um ins Heilige Land zu ziehen. Auch er trug das Zeichen der Kreuzfahrer auf den Schultern. Da hörte er am Kräberberge eine Frauenstimme gar ängstlich um Hilfe schreien. Er lief schnell hinzu und trat auf einen Wiesenplan, auf dem ein greuliches Drachentier eine schöne Jungfrau bedrohte. Sofort half der Ritter dem Mädchen und tötete den Drachen.

Als nun das edle Fräulein dem Ritter ihre Hand zum Dank reichte, war sie so schön anzuschauen, daß er sie bat, seine Gattin zu werden. Sie war wohl bereit, deutete aber auf sein Kreuz und sagte: „Wie dürfte ich einen Ritter, der sich dem Dienst des Herrn versprochen hat, von seiner heiligen Pflicht abhalten! Wenn Ihr gesund heimkehret, will ich die Eure sein; aber solange Ihr fort bleibt, will ich beten für Eure gesunde Rückkehr!“ So verabschiedeten sich beide voneinander.

Das Edelfräulein ließ an dem Platze, wo sie vom Tode gerettet wurde, eine Kapelle erbauen und nach ihrem Namen benennen. So entstand die Anna-Kapelle. Täglich betete sie für die Heimkehr ihres Retters. hier empfing sie auch nach Jahren durch einen Diener die Nachricht, daß ihr Verlobter im heiligen Lande im Kampfe gefallen sei. Da starb sie vor Schreck aus der Stelle.

Noch heute steht die St. Anna-Kapelle zum Andenken an Liebe und Treue.

17. Die Sage vom Molkenberge.

Auf dem Molkenberge zwischen Hartau und Eichberg stand in alten Zeiten eine Burg, die von den Hussiten zerstört wurde. In der Molkenburg wohnte einst ein grausamer Raubritter, der hieß Arno. Seine Tochter Berta dagegen war sehr mitleidig und hat manchen Unschuldigen, den ihr Vater im Verlies der Burg gefangen hielt, mit Nahrung versorgt oder ihm auch zur Flucht verholfen.

Sie liebte heimlich den Ritter Heinrich, den ihr Vater einst auch in der Burg gefangen hielt und streng bewachen ließ. Endlich gelang es der treuen Berta, ihren Geliebten zu befreien. Beide flohen nun zusammen. Doch der wütende Vater verfolgte sie und konnte sie einholen. Voller Wut stach er den Ritter Heinrich auf der Straße nieder und nahm seine Tochter mit zurück. In seinem Zorn sperrte er diese in den Turm und wollte sie elend verhungern lassen.

Ein frommer Bruder, der allein in einer einsamen Waldhütte lebte, kam daher und fand Heinrich blutend am Wege. Der Verwundete gab noch schwache Lebenszeichen. Der Mönch erweckte ihn zum Leben, verband seine Wunde und führte ihn in seine einsame Hütte. Dort pflegte er den kranken Ritter, der langsam seine Gesundheit wiedererlangte. Schon als er zum Bewußtsein gekommen war, fragte er, ob der Klausner etwas über das Schicksal seiner Braut wisse. Sein freundlicher Wirt erkundigte sich nach Bertas Schicksal, verheimlichte es aber dem noch schwachen Leidenden. Erst nach seiner Genesung teilte er ihm ihr trauriges Geschick mit.

Als Heinrich gesund war, setzte er sich auf sein Roß und trabte nach der Molkenburg, um seine Geliebte zu retten. Schon von fern sah er, daß die Burg brannte. Ein neuer Schreck durchfuhr ihn, und er eilte, um der in Lebensgefahr schwebenden Berta Rettung zu bringen. Die Bauern, die Ritter Arno lange geknechtet hatte, hatten sich zusammengerottet und die Burg, die großenteils aus Holz bestand, angezündet. In größter Angst drang Heinrich in die brennende Burg ein und fand auch seine Braut. Er konnte sie aber nicht mehr retten und kam mit ihr in den Flammen um.

18. Von vergrabenen Schätzen in Crommenau.

In dem Dorfe Crommenau sollen vor dem Dreißigjährigen Kriege viel reiche Leute gewohnt haben, die ihre Schätze im Anfange des Krieges in Gärten und Wiesen, Feldern und Steinhaufen versteckten und die Orte, wo die verborgenen Reichtümer im Boden lagen, mit gewissen Zeichen versehen, um sie später wieder aufzufinden. Viele dieser Schatzkammern wurden gewiß später wieder geleert von den Besitzern, vielleicht auch von Dieben. In vielen Fällen aber starben die Leute, die ihren Besitz versteckt hatten, ehe sie denselben ausgraben konnten. So haben spätere Bewohner des Ortes zufällig da und dort manche Schatzkammer aufgefunden und geleert. Auf diese Weise entstanden in Crommenau allerlei Sagen von solchen versteckten Reichtümern. Viele von diesen Sagen sind noch heute bekannt.

Ein früherer Besitzer der Schötzerei lud einst mit seinem Knechte einen Haufen Steine von einem Feldraine am Kiefernbusch auf den Wagen, um sie im Tale zur Wegebesserung anzuwenden. Plötzlich verwandelten sich die Steine in lauter blanke Taler. Vor

Schreck hörte der Knecht auf, die Steine auf den Wagen zu schaufeln. Da rief der Schulze: „Nun, hilf nur mit aufladen!“ Da rollten die Geldstücke von selbst den Berg hinab und verschwanden. Nur einige Stücke, die der scharfe Spaten beim Aufladen zerschnitten hatte, blieben liegen“.

Einmal kam ein fremder Wanderer durch den Kiefernbusch und sah am Raine eine Tanne, in deren Rinde ein Stück Draht eingewachsen war. Er lief zum Besitzer des Grundstückes, dem Schulzen, und kaufte ihm die Tanne ab mit der Bedingung, daß er sie mit den Wurzeln ausgraben dürfe. Beim Ausroden fand er unter den Wurzeln des Baumes einen Topf voller alter Goldstücke. Die Tanne war durch den Draht gezeichnet worden von dem, der den Schatz einst darunter vergraben hatte.

19. Vom Reisbrei zu Hartau.

Das Dorf Hartau, das im Osten der Stadt Hirschberg liegt, gehörte in der Zeit der Erbuntertänigkeit unter die Herrschaft der Stadt. Der Magistrat der Stadt war Grundherr von Hartau. Darum mußten die Landwirte im Dorfe der Stadt die Hofdienste leisten; doch lösten sie sich von dieser lästigen Pflicht durch Zahlung einer Geldsumme an die Stadt.

Alle Jahre wurde im Kretscham zu Hartau Dreiding gehalten, wobei die Rechnung über die Gemeindeverwaltung zu legen war. Der Schulze, der Gutsverwalter und einige Ratsherren aus der Stadt waren dabei tätig. Am Schlusse der Tagung folgte ein gutes Essen. Dabei durfte ein Reisbrei nicht fehlen. Die Hartauer Bauern wußten, wenn die Speise beim Mahle ausgeblichen wäre, so hätten sie ihre erkaufte Freiheit verloren und hätten fortan mit Zug und Zeug die meisten Tage der Woche auf den herrschaftlichen Äckern arbeiten müssen. Deshalb hielt man streng auf die Innehaltung dieser Gewohnheit beim jährlichen Dreiding.

Heut besteht die Erbuntertänigkeit nicht mehr. Die Gemeinde Hartau ist selbständig in ihrer Verwaltung, die jährliche Abrechnung mit den Ratsherren hat aufgehört, und der Reisbrei ist ins Vergessen geraten.

20. Vom Bolzenschloß bei Jannowitz.

Die Ruine des Bolzenschlosses steht heut noch da als Zeuge einer vergangenen Zeit, in der gepanzerte Ritter ihre Räume belebten. Die Ritter sind verschwunden mit ihrer Zeit; aber noch erzählt sich das Volk allerlei Sagen vom Leben im Bolzenschlosse.

Ein Mönch war lange Zeit Burgkaplan im Bolzenschloß gewesen und hatte den Bewohnern von Gottes Wort gepredigt. Im Dreißig jährigen Kriege kamen die Schweden und nahmen die Burg ein. Der Kaplan aber stürzte sich vor Schreck aus einem der hohen

Bogenfenster in die Tiefe, wo sein Leib zerschmetterte. An der Stelle, wo man seine Leiche fand, begrub man sie auch, am Fuße des Felsens, auf dem noch heut die Ruine emporragt.

Doch konnte der Kaplan keine Ruhe finden. Sein Geist irrt seit der Zeit durch die Räume, die Höfe und Gänge des Schlosses bei Nacht umher, und man kann ihn seufzen und klagen hören. Oft auch sieht man ihn in mond hellen Nächten auf den Mauern unbeweglich sitzen, in seine Kutte gehüllt, als warte er, ob die Zeit wiederkäme, in der er lebte.

In den Kellern der Burg wurde im Kriege ein großer Schatz vergraben, den ein mächtiger Geist bewacht. Einst wollten mutige Bergknappen den Schatz heben. Sie suchten mit ihren Grubenlichtern alle Ecken und Gänge in der Burg ab, um den Eingang zu den Schatzgewölben zu entdecken. Endlich fanden sie die schwere, eisenbeschlagene Tür, die zu einem unterirdischen Gange führte. Sie waren hoherfreut und beschäftigten sich eben damit, das Schloß zu öffnen. Da wurden ihnen durch einen starken Luftzug die Lichter ausgeblasen, und eine unsichtbare Gewalt schleuderte sie aus dem Gange in den Burghof zurück. Sie waren froh, daß sie mit dem Leben davongekommen waren. Auch andere haben versucht, die Schatzkeller zu öffnen; aber auch ihnen ist es schlecht bekommen. Man sagt aber: Wenn einmal ein sittsames Mädchen kommen wird, um den Schatz zu heben, so wird sie die Schatzkammer offen finden.

20. Vom Böshannes.

Im Volksmunde gehen viele Sagen, daß es namentlich in der Nacht an gewissen Stellen irgend eines Ortes nicht recht geheuer sei. es gehe da ein Geist um oder geschehe dem spät heimkehrenden Wanderer irgendein Übel oder ein böser Schreck. Eine solche Stelle ist an der Kirchhofmauer zu Seiffersdorf. Da haben Vorübergehende in der Adventszeit einen Ritter in Helm und Harnisch und mit dem Schwert an der Seite auf der Lauer liegen sehen. Sie nennen ihn den Bösehannes.

Bösehannes war ein arger Wegelagerer, der in seinem Leben viele böse Taten verübte, den Kaufleuten auflauerte, sie beraubte und, wenn sie sich zur Wehr setzten, kaltherzig tötete. Er war ein Ritter aus gutem Geschlecht, hieß Hans von Nimptsch und war der Schwager Christophs von Schaffgotsch, des Burgherrn vom Kynast. Dieser lebte um 1500 und war Vorsitzender des Manngerichts in Schweidnitz. Wenn das Gericht gehalten wurde, so mußte Christoph den langen Weg vom Kynast nach Schweidnitz reiten, wobei er manches erlebte.

Sein Schwager Bösehannes war ihm auch nicht gewogen und dachte, ihm etwas Schlimmes anzutun. Als nun Christoph wieder einmal zum Mannrecht ritt und mit seinem Knappe am Kirchhofe von Seiffersdorf vorüber kam, da sprang unvermutet ein gepanzerter

Ritter vom Wege auf, den er vorher nicht gesehen hatte. Es war der Böshannes; er nahm sein Schwert und tötete damit seinen Schwager Christoph.

Als Böshannes gestorben war, fand er keine Ruhe wegen seines bösen Gewissens und muß in Ewigkeit auch als Geist sein wildes Räuberleben weiter führen und alle Nächte am Kirchhof zu Seiffersdorf auf der Lauer liegen.

22. Das Steinbild am Kirchturm in Schmiedeberg.

Eine Mutter war mit ihrem Kinde auf dem Felde. Sie arbeitete fleißig im Schweiße ihres Angesichts, während ihr Kind am Feldrain spielte. In der Nähe war der Waid. Die Mutter konnte nicht fortwährend auf ihr Kind achten, weil sie mit ihren Gedanken ganz bei der Arbeit war. Da wurde sie durch einen Schrei erschreckt.

Sie schaute sich nach dem Kinde um und sah es nicht mehr an seinem Platze; aber drüben am Waldrande lief ein Bär, der das Kind im Maul davon trug. Die Angst gab ihr Riesenkräfte; sie lief dem Bären nach, erreichte ihn und entriß ihm das Kind und rettete diesem das Leben.

Als Dank gegen Gott für diese wunderbare Rettung ließ sie ein Bild davon in Stein hauen und am katholischen Kirchturm zu Schmiedeberg einmauern.

23. Wie Rübezahlf einem Badegast in Warmbrunn das Reißen vertrieb.

Es ist jedermann bekannt, daß die Warmbrunner Quellen gegen Gicht und Rheumatismus helfen. Doch muß man den Anordnungen des Arztes genau nachkommen; sonst kann man nicht gesund werden, wenn man nicht gerade einen Wunderdoktor wie den alten Rübezahlf trifft.

Vor Zeiten war im Warmbade ein Kranker zur Kur, dem alles Baden und Einnehmen von Pillen, Pulvern und Tropfen nichts half. Täglich lag er dem Arzt in den Ohren mit Klagen und Jammern, und jeden Tag beseufzte er ein neues Leiden. Der Arzt kannte seinen Kunden ganz gut und sagte jedesmal: „Viel laufen, laufen, laufen und ganz wenig trinken!“ Der Kranke befolgte wohl auch den ärztlichen Rat; aber etwas anders machte er es doch. Nachmittags kamen gute Freunde, mit denen er sich gern unterhielt und wo viel, viel getrunken wurde, und das Laufen machte man ganz gemütlich auf dem Sofa ab, versteht sich, sitzend.

Daß davon die Klagen des armen Leidenden nicht geringer wurden läßt sich denken, aber daß dem Arzt die Geduld platzte, ebensogut Da sagte denn eines Tages der Doktor: „Guter Freund. ich bin bald am Ende mit meiner Kunst, und ich will nun doch ein ernstliches Mittel anwenden; aber wenn

das nicht hilft, dann weiß ich nichts mehr.“ Da wohnten nämlich im Gebirge hin und her Leute, die die heilkraftigen Kräuter und Wurzeln des Gebirges genau kannten, aufsuchten und dann verkauften; Wurzelmänner nannte man sie.

Da ließ sich der Doktor den Warmbrunner Wurzelmann kommen und sagte: „Besorge er mir einmal für den Kranken die starke Heilwurzel, die ich schon manchmal bei ihm bestellte! Die soll er diesem Herrn da auf sein Zimmer bringen.“ Der Wurzelmann ging und suchte die Wurzel. Da er sie aber nicht fand, wandte er sich an feinen Freund Rübezahl, der alle Wurzelmänner kannte, weil sie sich ihn zum Freunde halten mußten, wenn sie in seinem Bereiche unangefochten bleiben wollten. Rübezahl verschaffte dem Wurzelmann das Gewünschte und sprach: „Seid aber kein Narr, und laßt Euch ein gut Trinkgeld geben!“ Denn Rübezahl wußte wohl, daß ein Quacksalber keine Rechnung aufstellen darf, sondern mit dem zufrieden sein muß, was man ihm gutwillig gibt für seinen Dienst.

Da kommt nun der Wurzelmann zum Badegast und bringt ihm die Wurzeln, nimmt sein Trinkgeld und geht. Der Kranke sitzt wieder wie immer auf dem Sofa, und die Wurzeln liegen vor ihm auf dem Tische. Da werden sie mit einem Male lebendig, und zischende Schlangen werden daraus, die alle auf den gemächlichen Faulenzer auf dem Sofa losfahren. hei, da kam Leben in den kranken Mann; so schnell ist er niemals von seinem Sitz ausgestanden. Die Schlangen waren immer hinter ihm her. Da ging's wie die Hetzjagd zur Tür hinaus ins Freie; das Reißen war weg und der Mann konnte laufen. Der Arzt aber war den Plagegeist los.

24. Rübezahl als Müllergeselle.

Vor langer Zeit stand in der Gegend der Giersdorfer Teiche eine Mühle. Der reiche Müller war aber ein Geizhals und Betrüger. Er verstand es gründlich, vom Getreide, das er zum Mahlen geliefert bekam, die Metze zu nehmen. (Etwa den sechzehnten Teil eines Scheffels Getreide bekam der Müller als Lohn für das Mahlen.) Wenn er einen Gesellen hatte, so konnte ihm dieser nicht billig genug arbeiten und nicht viel genug fertig kriegen.

Einst war ihm der Gesell entlaufen, weil er es zu schlecht hatte beim Müller. Und nun gerade kam ein feiner Herr in seiner Kutsche vorgefahren, ein polnischer Graf, wie es schien; denn zu jener Zeit kamen viele polnische Edelleute nach Warmbrunn ins Bad. Der Herr fragte nach dem Müller. „Meister Müller!“ rief er diesem zu. „Eure Mühle ist mir im Tale hier als die beste empfohlen worden!“ Da schmunzelte der Geizhals vergnügt.

„Ich muß schnell fünfhundert Sack weißes Mehl haben; die soll er mir nach Warmbrunn liefern.“

„Leider kann ich jetzt soviel Arbeit nicht annehmen“, sagte der Müller bedauernd, „ich habe eben meinen Knecht entlassen müssen.“

„Das schadet nichts, ich schicke von Warmbrunn einen.“

Damit war die Sache erledigt, und der Müller hatte viel Arbeit und Aussicht auf guten Gewinn. Am andern Morgen, der Müller lag noch in den Federn, gab es einen Krach am Scheunentor, daß die Erde bebte. Der Müller schnellte aus dem Bett und eilte ans Fenster, zog das kleine Guckfenster auf und steckte den Kopf hinaus. Was war denn los? Da stand der neue Gesell am Tor, ein riesiger Kerl, und hatte einen neuen Mühlstein, den er gleich aus Vorsorge von Warmbrunn mitgebracht hatte, abgeladen. Schon stieg der Unwille gegen die unflätige Art des Burschen im Meister auf. Er verhandelte aber ruhig mit ihm.

Nachdem ein geringer Lohn und täglich zweimal Essen ausgemacht war – der Müller meinte, damit noch zu viel zugestanden zu haben, – ging die Arbeit los. Der Gesell brachte die Mühle in Gang, ließ aber gleich so viel Wasser auf das Mühlrad, daß der alte Mühlstein in tausend Stücke zersprang. Der Müller wurde krebsrot vor Wut; doch er wagte kein Wort gegen den Riesen, der flink den neuen Mühlstein einsetzte. Der Meister staunte, mit welcher Kraft der Gesell ans Werk ging und was er schaffte.

Am Sonnabend wurde das fertige Mehl eingesackt. Das tat der Meister selbst, weil er nicht traute, daß der Gesell zu reichlich messe. Dieser stand dabei, sah, wie knapp der Müller zumaß, und brummte oft unwillig etwas von Spitzbüberei und Betrügerei in seinen Bart. Doch das Mehl langte nicht, und der Gesell mußte auch am Sonntag mahlen.

Der bat, der Meister möge ihn in die Kirche gehen lassen. Da schrie der Müller seinen Gesellen an: „Müßiggänger, dumme Leute und alte Weiber gehen in die Kirche!“ Jetzt arbeitete der Gesell, ob auch alle Leute feierten und die Glocken zur Kirche läuteten. Nur die Mühle klapperte und feierte nicht. Abends trat der Meister in die Mühle. Nun stand sie still: die Säcke waren voll Mehl, und der Geselle war fort.

Als nun die Glocken zum Abendläuten einsetzten, geschah ein furchtbarer Donnerschlag. Die Mühle war vom Erdboden verschwunden, und ein Teich war an ihrer Stelle zu sehen. Im Teiche aber hörte man immerfort das Klappern der Mühle auf dem Grunde. Der Müller war verdammt, alle Sonntage in seiner Mühle ruhelos zu mahlen. die ganze Nacht hindurch. Und wenn in Giersdorf am Sonntag die Abendglocke zu läuten beginnt, fängt auch im Teiche die Mühle an zu klappern. Das ist die Strafe des Sonntagsverächters, und der starke Gesell war niemand anders als Rübezahl.

25. Wie Rübezahl einen vom Hochmut bekehrt.

Es war einmal in einer kleinen Stadt ein Ratsdiener, der trug auf seinem Rocke einen bunten Kragen und war so stolz darauf,

daß er einherging, als hätte er einen Stecken gefrühstückt. Er sah auf alle Leute, die ohne solche Auszeichnung bleiben mußten, von oben herab. Dieser Mann wollte die Schneekoppe besteigen. Er ging durch den Melzergrund und traf im Walde einen Holzhauer, der auch denselben Weg verfolgte. Zwar war der schlichte Mensch für den vornehmen Mann nicht die rechte Gesellschaft; er war aber immer noch besser als gar keine Begleitung. Als beide so zusammen wanderten, fragte der Fremde: „Was gibt es Neues von Rübezahl?“ Der andere schien nicht zu hören. Da rief jener stärker: „Hat er nichts Neues gehört von Rübezahl?“ Als er auch diesmal keine Antwort bekam, nahm er seinen schwerhörigen Gefährten beim Ohr und schrie ihm hinein: „Seid Ihr taub? Soll ich Euch die Löffel putzen? Ob Ihr nichts Neues vom Rübezahl wißt?“ Das erregte den Angegriffenen; er schlug dem groben Reisegenossen den Hut vom Kopfe und zog ihm die Ohren so lang, daß sie denen des Müllerlöwen glichen. Dann war der Holzhauer verschwunden, und der andere hatte Gelegenheit, über den Vorfall nachzudenken. Aber mit seinem Hochmut mußte er einpacken; denn wenn er ihn wieder einmal heraussteckte, so wies man bloß auf seine Ohren hin, und da verschwand sein Hochmutsteufelchen.

26. Wie Rübezahl an den Galgen kommt.

Ein wandernder Schuhmachergeselle kam durch das Gebirge. In seinem jugendlichen Uebermut wollte er den Rübezahl necken und rief in den Wald hinein:

Rübezahl, du Bärenhäuter!
Komm heraus und sei kein Schneider!

Rübezahl wurde erregt dabei und wollte schon ein Donnerwetter loslassen, sagte sich aber, daß er auch anders verfahren könne. Wer wird denn mit Kanonen nach Spatzen schießen! So verwandelte sich Rübezahl in einen Schuhmachergesellen, der sich zu dem Spötter fand und mit ihm zog. Beide wanderten durch das Tal und kehrten in der Stadt ein, in der herberge der Schuhmacher, wo sie über Nacht blieben.

In der Nacht entwendete Rübezahl dem Herbergsvater einige silberne Löffel, die er dann dem schlafenden Reisekameraden in sein Ränzel steckte. Am anderen Morgen reiste Rübezahl weiter; der andere Gesell aber trat bei einem Meister zu Hirschberg in Arbeit und fing selenvergnügt an, sich zu rühren. Da trat ein Stadtsoldat ein und forderte den erschrockenen Gesellen auf, sein Reisbündel vorzuweisen. Dem Herbergswirt seien silberne Löffel weggekommen in vergangener Nacht, und da er, der Gesell, in derselben Nacht dort geherbergt habe, könne nur er sie haben. Der Geselle hatte ein reines Gewissen, brachte sein Bündel und sagte: „Ich vergreife mich nicht an fremdem Gut; ich habe die Löffel nicht.“ Wie erschrak er aber, als der Stadtsoldat aus seinem Wanderbündel die Löffel herausbrachte. So wurde der Gesell als Dieb überführt und mußte

ins Gefängnis wandern. Auf solchen Diebstahl aber gab es Todesstrafe.

In Schmiedeberg wohnte die Braut des armen, unschuldigen Burschen. Als sie von seinem Unglück hörte, besuchte sie ihn und ließ sich den Hergang der Sache erzählen. Sie wußte nun, daß ihr Bräutigam Unrecht leide und wollte den mächtigen Rübezahl um Hilfe bitten. Auf ihrem Heimwege weinte sie bitterlich, daß ihr Liebster sterben müsse, wenn hier kein Wunder geschehe. Was sollte nun aus ihr werden, wenn sie ihren guten Geliebten nicht mehr hatte? Sie weinte zum Herzbrechen, und der Schalk Rübezahl war schuld daran. Er wollte des Mädchens Kummer stillen; denn der Gesell war nun für seinen Übermut genug bestraft. So erschien er der Weinenden in der Gestalt eines biederer Großvaters, fragte nach ihrem Kummer, tröstete sie und versprach, ihr zu helfen. Leichteren Herzen kehrte sie heim.

So begab sich denn Rübezahl nach Hirschberg, beging einen übermüti- gen Streich und kam dafür ins Stadtgefängnis, wo auch der Schuhmacher- gesell war. Traurig saß er da und hatte schon mit der Welt seine Rechnung abgeschlossen; er war bleich aber ruhig, weil er ein gutes Gewissen hatte. Am andern Morgen sollte der Geistliche seine Seele für den letzten Gang vorbereiten. So trat Rübezahl vor ihn hin, wurde aber nicht von ihm als einstiger Reisegenosse erkannt. „Armer Mensch!“ redete er den Tiefbetrübten an, Du sollst morgen sterben; ich aber werde entlassen. Wenn Du tun willst, was ich Dir sage, so kann ich Dir zur Freiheit verhelfen!“ Wie aus einem tiefen Traum erwachte da der Gesell und sagte: „Sage mir, was ich tun soll!“ „So höre genau zu,“ sagte Rübezahl. „Diese Nacht wechseln wir die Kleider, und Du legst Dich ganz ruhig auf mein Lager. Ich stecke mich in Deine Sün- derjacke und übernehme morgen Dein Schicksal. Kümmere Dich nicht um mich; ich weiß mir schon zu helfen. Sobald der Aufseher kommt, läßt er Dich frei laufen; denn er denkt, ich bin es!“ Gesagt, getan! Der Gesell zog frei am andern Morgen seine Straße. wohin das Herz ihn zog; Rübezahl aber machte nun den Sündenbock.

Bald wurde er von den Stadtsoldaten nach dem Galgenberge geführt, wo ihn der Scharfrichter mit seinen Gesellen aufküppte. Schon auf dem Gange zum Galgen hatte er sich benommen, als wenn es zur Hochzeit ginge. Als man ihn an den Strick legte, fing er an, allerlei komische Gesichter zu schneiden, daß die umstehenden Leute lachten. Da er nun am Strick bau- melte, sing er an, sich zu schwenken und mit Armen und Beinen zu zappeln, daß den Leuten angst und bange wurde und daß alle davonliefen. Die Henker aber mußten den Tod des Gerichteten abwarten und mußten das Schauspiel bis zu Ende aushalten. Als sie nun wieder einmal nach dem Gehängten auf- schauten, hing ein Strohwisch am Galgen. Ringsum aber erscholl in den Lüf- ten ein hohnlachen, dessen Echo sich weit in die Berge verzog.

Inhaltsübersicht

Vorwort

A.	Unsere Heimat in der ältesten Zeit. (S. 7 – 19)	Seite
	1. Von den Menschen in unserer Heimat vor der Besiedelung durch Deutsche	7
	2. Ein Tag bei den Menschen der Sreinzeit	9
	3. Dorfleben in der Bronzezeit	13
	4. Der Herzog kommt ins Tal (Unsere Heimat in polnischer Zeit)	14
B.	Die Besiedelung des Hirschberger Tals mit Deutschen. (S. 20 – 46)	
	1. Überblick über Schlesiens Geschichte in der Siedlerzeit	20
	2. Wie die schlesischen herzöge Deutsche in unserer Heimat ansiedeln	22
	3. Wie die Stadt Hirschberg erbaut wurde	27
	4. Die Gründung eines Dorfes unserer Heimat	32
	5. Die Stadt wird Mittelpunkt des Wirtschaftslebens im Gau	35
	6. Die Burg auf dem Hausberge und der Ritterstand	40
	7. Gotsche Schoff II., der Begründer der Herrschaft Schaffgotsch	41
	8. Die katholische Stadtpfarrkirche in Hirschberg	45
C.	Von den Hussitenkriegen bis zur Reformation. (S. 47 – 69)	
	1. Überblick über die Ereignisse des Zeitraums	47
	2. Die Zerstörung der Burg auf dem Hausberge und anderer Burgen	48
	3. Die Hussiten vor Hirschberg	53
	4. Burg Kynast als Raubnest	54
	5. Wie die Unterdrückung des freien Bauernstandes begann	56
	6. Joachim Girmth, der Schleierweber	58
	7. Das Vordringen der Ansiedelungen ins Gebirge und die ersten Industrien	65
	8. Vom Bergwerk bei Grunau	68

D.	Unsere Heimat während der Reformationsbewegung und des Dreißigjährigen Krieges. (S. 70 – 105)	
1.	Übersicht über den Zusammenhang der Ereignisse in Heimat und Vaterland	70
2.	Von der Reformation im Riesengebirge	71
3.	Wie die Kosaken 1622 in Schmiedeberg hausten	71
4.	Von den Kriegsleiden der Gemeinde Seiffersdorf	75
5.	Der Brand von Hirschberg 1634	77
6.	Freiherr Hans Ulrich von Schaffgotsch	78
7.	Die Belagerung und Zerstörung Hirschbergs im Jahre 1640	82
8.	Die Buschhäuser und andere Zufluchtsorte	86
9.	George Andreas Schwinghammer, der Erbherr von Hain	90
10.	Hans Rischmann, der Prophet des Riesengebirges	94
11.	Wie sich in unserer Heimat die Leinenweberei entwickelte	95
12.	Nach dem Kriege	98
E.	Unsere Heimat in der Zeit von 1648 bis 1740. (S. 106 – 127)	
1.	Allgemeine Übersicht	106
2.	Die Gegenreformation im Tale	107
3.	Wie Hirschberg als Mittelpunkt des Leinenhandels im Gebirge erblüht	111
4.	Bürgermeister Flade, ein Förderer des Hirschberger Handels	114
5.	Die Familie der Glasmeister Preußler	115
6.	Von der Glasveredelung im Zackental	116
7.	Bergbau und Handwerk in Schmiedeberg	118
8.	Von den Laboranten in Krummhübel	121
9.	Christoph Leopold von Schaffgotsch	123
10.	Wie die Gnadenkirche in Hirschberg gebaut wurde	124
F.	Friedrich der Große schuf uns ein Vaterland. (S. 128 – 154)	
1.	Überblick über den Zeitraum	128
2.	Unsere Heimat in den schlesischen Kriegen	130
3.	Wie die Gemeinde Reibnitz ein evangelisches Kirchspiel gründete	133
4.	Wie Friedrich der Große für die Stadt Hirschberg sorgte	136
5.	Wie der Landesvater mit seinen Landeskindern redete	138
6.	Holzschnitzer Sigismund Kahl in Steinseiffen	142
7.	Was Friedrich der Große für Hirschberg tat	144
8.	Die Glasindustrie im Zackental unter Friedrich dem Großen	146
9.	Ein lustiger Spinnabend beim Eckertbauer	148

G.	Aus der Franzosenzeit (S. 155 – 167)	
1.	Überblick über den Zeitraum von 1786 – 1815	155
2.	Unsere Heimat und die französische Revolution 1792	156
3.	Der Kreis Hirschberg in der Franzosenzeit	158
4.	Die Schwarze Festung in Schreiberhau und der Leutnantskrieg	160
5.	Freiherr vom Stein im Hirschberger Tale	163
6.	Von Berthelsdorfs Kriegsschicksalen 1813	164
7.	Nach der Schlacht an der Katzbach	166
H.	Schwere Zeiten eines wirtschaftlichen Niederganges. (S. 168 – 202)	
1.	Allgemeiner Überblick über die Zeit von 1815 – 66	1678
2.	Von der Not der Spinner und Weber und den Versuchen, sie vom Untergange zu retten	170
3.	Hofsteinschneider Siebenhaar in Warmbrunn	172
4.	Christian Benjamin Preußler	175
5.	Fürstliche Sommersitze im Hirschberger Tal	177
6.	Der Engel von Ruhberg	177
7.	Gräfin Friederike von Reden, eine Mutter der Bedrängten	181
8.	Die Ansiedelung der Zillerthaler im Riesengebirge	185
9.	Die Kirche Wang im Riesengebirge	^87
10.	Franz Pohl, der Begründer der Josephinenhütte	188
11.	Die Damastweberei und Fabrikant Reimann in Seidorf	189
12.	Im Weberhäuschen	190
13.	Beim Chausseebau am Schmiedeberger Paß	194
14.	Der Kampf des Handwerks gegen die Maschine	195
15.	Die Maschinenspinnerei Erdmannsdorf	196
16.	Wie man den Brotlosen neuen Erwerb schaffte	198
17.	Das tolle Jahr 1848	199
18.	Schlöffel und Wander	200
J.	Wie sich unsere Heimat dem großen Verkehr öffnet. (S. 203 – 231)	
1.	Überblick über den Zeitraum von 1866 bis 1914	203
2.	Der Kampf um unsere erste Bahnverbindung	204
3.	Postomnibus und Eisenbahn im Jahre 1866	206
4.	Das Netz der Verkehrsstraßen im Hirschberger Tale	211
5.	Die Großindustrie im Hirschberger Tale	212
6.	Die Zufluchtsdörfer wurden Sommerfrischen	215
7.	Deutschlands Einigungskriege und unsere Heimat	217
8.	Das Aufstreben in Handel und Industrie erzeugte starke wirtschaftliche und politische Strömungen	219
9.	Eugen Füllner, ein Vater der Arbeiter	223

	10.	Das Hochwasser im Jahre 1897	224
	11.	Die Talsperre bei Mauer und das elektrische Licht- und Kraftwerk	226
	12.	Die Vernichtung des Laborantentums	228
	13.	Die Holzschnitzerei im Riesengebirge und die Holzschnitzschule in Warmbrunn	230
K.	Vom Beginn des Weltkrieges bis zur Gegenwart. (S. 232 – 259)		
	1.	Überblick über den Zeitraum	232
	2.	Unsere Heimat im Weltkriege	234
	3.	Arbeit und Wirtschaftsleben im Kriege	236
	4.	Von der Kriegswirtschaft	239
	5.	Unsere Krieger, unsere Kriegsverletzten und unsere Toten im Weltkriege	241
	6.	Einige Kriegsleistungen der Heimat in Zahlen	242
	7.	Ein edler Nothelfer	243
	8.	Als wir hamstern gehen mußten	252
	9.	Das Hausfleiß-Museum in Warmbrunn und der Hausfleiß-Verein	254
	10.	Der Riesengebirgsverein und sein Museum in Hirschberg	256
	11.	Ein Traum	259
	12.	Maler und Dichter des Riesengebirges	265
	Quellen-Nachweis		265
	Anhang: Heimatsagen. (S. 267 – 288)		
	1.	Wie Hirschberg seinen Namen erhielt	267
	2.	Vom steinernen Kinde an der Hartauer Brücke	267
	3.	Von der Entdeckung der Warmbrunner Heilquellen	268
	4.	Von dem geheimnisvollen Gaste in Krummhübel	269
	5.	Wie Seidorf seinen Namen erhielt	271
	6.	Über die Entstehung der Stadt Schmiedeberg	271
	7.	Der Schatz im Hausberge	272
	8.	Der Gefangene im Burgverlies	273
	9.	Die vier Blutstreifen im Wappen der Ritter von Schaffgotsch	275
	10.	Die Sage von der Abendburg	275
	11.	Wie das Laborantenwesen in Krummhübel begann	277
	12.	Vom Annakirchlein bei Schmiedeberg	277
	13.	Das Schmiedeberger Stadtwappen	278
	14.	Die Sage vom Kutschenstein	279
	15.	Vom Mirakelborn in der Sattlerschlucht	280

16.	Wie die St- Anna-Kapelle bei Seidorf entstand	281
17.	Die Sage vom Molkenberge	281
18.	Sagen von verborgenen Schätzen in Crommenau	282
19.	Vom Reisbrei zu Hartau	283
20.	Vom Bolzenschloß	283
21.	Vom Böshannes	284
22.	Das Steinbild am Kirchturm in Schmiedeberg	285
23.	Wie Rübezahl einem Badegast in Warmbrunn das Reißen vertreibt	285
24.	Rübezahl als Müllergeselle	286
25.	Wie Rübezahl einen vom Hochmut bekehrt	287
26.	Wie Rübezahl an den Galgen kommt	288

Schlesische Verbandsdruckerei G.m.b.H.
Hirschberg in Schlesien, Schulstraße 12.